

d. Th.

46

Briefe

<36631965200015

S

<36631965200015

Bayer. Staatsbibliothek

BRIEFE

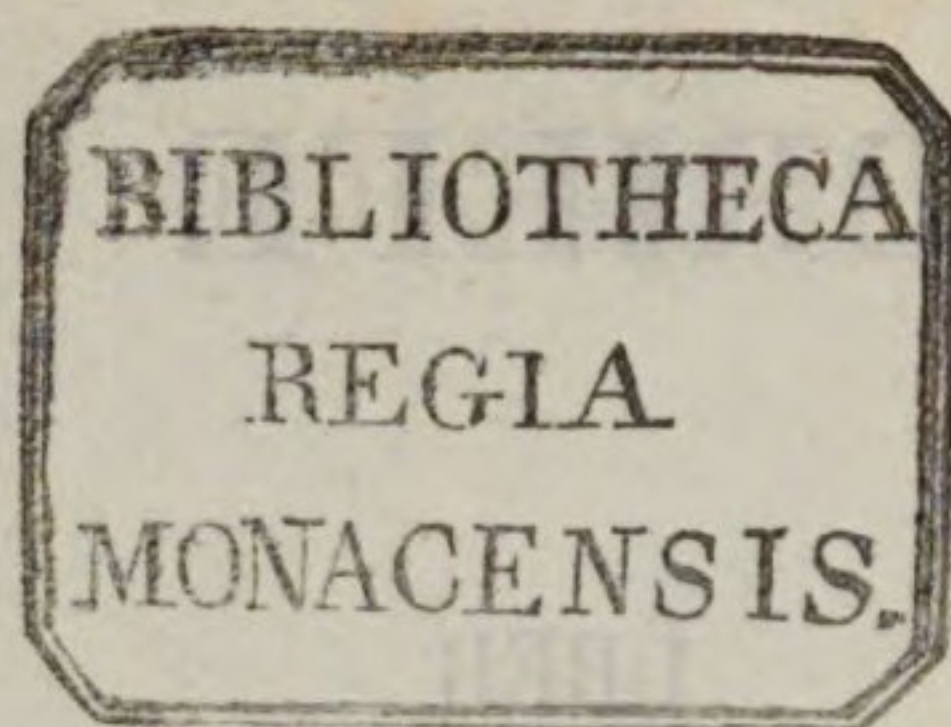
ÜBER

FÜRSTENERZIEHUNG.

STUTTGART bei PAUL NEFF.

1850.

343. 2.



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

STADT- UND LANDESBIBLIOTHEK

1881

Anzeige des wesentlichern Inhalts.

	Seite
Standort	1
Die Wahl und Stellung des Erziehers	4
Rückblick auf die ersten Kinderjahre	22
Die Fürstentugenden	56
Erster Unterricht	75
Häusliches	88
Geschichtliches der Fürstenerziehung	98
Ob Schul- oder Hausunterricht?	107
Die Verhättselten	121
Unterricht in der Geschichte	137
Unterricht in der Religion	148
Ermahnungen von Fürsten an Fürsten	160
Unterricht in den übrigen Gegenständen	163
Vom Hofwesen	177
Dessen Verhältniss zum Erziehen	205
Aufenthalt in der Schweiz	215
Zur Behandlung der Temperamente	233
Verhältniss der staats- u. kriegswissenschaftlichen Bildung	237
Anleitung zur Menschenkenntniss	261
Ueber Selbstbeherrschung	278
Anwendung auf den Zorn	291
Die Hochschule	301
Ueber geselligen Verkehr	321
Anwendung auf die Schmeichelei	347
Einführung in die Geschäfte. Reisen. Schluss (im Jahr 1844)	363

Der Herzog an seinen ehemaligen Erzieher.

Theuerster Hartwig!

Leider eine düstere Nachricht. Mein Neffe Otto, unser geliebter Herzog, hatte diesen Morgen bei einem Ausritte das Unglück, vom Pferde abgeschleudert häuptlings auf die Strase zu stürzen. Noch ein Röcheln, noch ein Seufzen und der edle Jüngling war eine Leiche. Erschütternder Schlag, unersezlicher Verlust, uns alle und gewiss auch Dich in tiefste Trauer versenkend.

So stehe denn Ich plötzlich an der Spitze des Staats; Ich, der, wie du weisst, seit Jahren sich im Auslande umtrieb, der eben erst wegen Otto's Vermählung, die so nahe bevorstand, in die Heimath zurückkehrt und nie daran dachte, nie daran denken konnte, jemals an das Ruder zu kommen. Du begreifst meine Lage, also von Dir keinen Glückwunsch. Dich bei mir zu sehen wäre willkommener. Hartwig's Nähe würde mich wieder mindestens eben so erfreuen wie ehemals; empfand ich doch lebhafter als jezt den Werth seiner Verdienste noch nie. Was wäre ich ohne Deinen beharrlichen Eifer? Du allein, schon dies könnte genügen, hast ja einst durchgesezt, dass ich sie noch rechtzeitig einsammeln durfte, jene wissenschaftlichen, nach Deinem schlagenden Urtheil „wahrhaft standesmäsigen“ Kenntnisse, welche jederzeit erhebend und nützlich mir von nun an ganz un-

entbehrlich sind, wie lückenhaft sie auch seyn mögen. Und doch wurden sie damals von manchem Einflussreichen für unnöthig ausgegeben, von Andern gar als pedantisch angeschwärzt. Allein jene Menschen, die mich hinunterlocken wollten in das Verlies ihres Wahnes, damit ich ebenfalls wie ein lebenslänglicher Sträfling jämmerlich hinsieche, diesen ganzen Tross, der nur immer bedauerlicher wird, je mehr er sich reckt, wüsste ich weiter nicht zu verwenden, es wäre denn, um leere Räume scheinbar damit anzufüllen.

Nun aber von Dringlichem; es gilt meinem Alfred. Der zarte Knabe ist das seelenhafte Ebenbild seiner verewigten Mutter geworden und mir deshalb wo möglich noch lieber. Bisher hat ihm unsere kluge Gertrude trefflich gewartet, soll er aber für seinen Lebenszweck sich befähigen, so muss ich ihn jetzt einem tüchtigen Manne anvertrauen, und wer könnte mir einen solchen besser bezeichnen als Du? Zuversichtlich sehe ich daher Deinem Vorschlag entgegen. Sollte Dich meine Bitte dennoch beengen, so wäge sie nach Deinem Herzen, wäge sie nach den Gefühlen, welche der Vater für das Glück seines einzigen Kindes, der Fürst für das Wohl des ganzen Staates hegt. Manches Einzelne dürfte noch besonders zu berathen seyn, dies am füglichsten mündlich, wenn anders Deine Gesundheit, wie ich hoffe, wieder gefestigt ist und jene Einsiedelei Dich nicht allzusehr fesselt. Jedenfalls mit den besten Wünschen für Deine Wohlfart und mit der alten Liebe stets Dein dankbarer

August.

Hartwig an den Herzog.

**Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr!**

Ja gewiss, auch in der Ferne folge ich allem, was mein verehrtes Fürstenhaus betrifft, mit der innigsten Theilnahme; über den frühen schauderhaften Tod des Herzogs Otto indess ist die Trauer so allgemein, dass ich der meinigen kaum erwähnen darf. In der kurzen Zeit seiner Regierung, dies wird überall anerkannt, wusste der Vollendete nicht nur unsere Staatsverhältnisse zu ordnen, dabei das öffentliche Leben inniger mit der Verfassung zu befreunden und das Gemeinwohl zu heben; sondern er verband auch die Neigung zum Erhalten so besonnen mit der Geschicklichkeit im Verbessern, dass seine Aenderungen gegenseitige Errungenschaften wurden, Früchte, die allmählig gereift, ihm und dem Volke wie von selbst in die offene Hand fielen. Manches war freilich erst eingeleitet, um später gerechten Erwartungen desto genügender zu entsprechen. Darum ist nun der Blick eines Jeden im Lande mit Wehmuth zwar, doch voll Hoffnung auf den Nachfolger gerichtet. Dass diese Hoffnung auf festem Grunde stehe, verbürgt mir jener edle Wille, den ich so oft in der Seele Eurer Hoheit aufleuchten sah, verbürgt uns allen jene vielseitige Kenntniss von Staat, Kirche und Leben, woraus Höchstdieselben sich längst

eine schmückende Krone zu flechten wussten. Allerdings bringe ich daher meine Glückwünsche, sie gelten dem Vaterland; ehrerbietig lege ich sie auf dessen Altar und flehe zum Höchsten, dass er Fürst und Volk andauernd segne. Zwar muss ich, von tückischer Gicht fast immer in die Siechenstube gebannt, leider auf die Freude verzichten, der huldvollen Einladung zu gehorchen, meine Liebe bleibt jedoch unzerstörbar, so lange Athem und Bewegung noch in mir ist, auch weht mich der Gedanke eigenthümlich beruhigend an, unter dem Schutze meines theuern Zöglings leben und sterben zu dürfen.

Dem Auftrage hinsichtlich Alfreds entspreche ich nach Kräften, ohne übrigens das Bedenkliche desselben zu verkennen. Billig sollte man annehmen, ein Gegenstand wie Fürstenerziehung sey durch richtige Grundsätze längst in's Reine gestellt, zeigte nicht die Erfahrung häufig gerade das Gegentheil oder doch ein Gemisch von vielerlei Abweichungen, welche, wie es scheint, ebenfalls nicht immer gehörig erwogen, geschweige denn gerechtfertigt sind.

Zu solchen alten Misständen wollen und fügen Euer Hoheit keinen neuen Beleg. Die ausgesprochene Absicht, den geliebten Sohn

„zur Befähigung für seinen Lebenszweck einem tüchtigen Manne anzuvertrauen“

bezeichnet offenbar das Ziel wie den Weg und ist wirklich zu gehaltreich, als dass ich nicht auf alle ihre Bestandtheile eingehen dürfte und müsste. Hat Alfred, sage ich mir daher, sich erst zu „befähigen,“ so ist er noch nicht, was er werden

und seyn soll, in der fürstlichen Abkunft liegt eine Bedingung, aber keineswegs sofort die Erfüllung seines Daseyns. Dass eine solche Abkunft bereits die Mitgift alles Wesentlichen enthalte, dieses faule, an verderblichen Folgen unversiegbare Vorurtheil, jeder Würdigung eigentlich unwerth, ist hiemit ausgeschossen

Dafür kündigt sich im »Lebenszweck« eine hochwichtige Aufgabe an, sie ist keine geringere, als Bildung für das künftige Oberhaupt nicht des Hofes etwa oder einer Kriegerschaar nur, sondern des gesamten Staats. Eine solche umfassende, inhaltschwere Bildung erfordert jedenfalls viele Zeit; Alfred wird, sein Vater stimmt mir sicher bei, niemals ausgelernt haben, noch weniger wird er jemals aufhören dürfen, sich zu vervollkommen, am Vater hat er ohne Zweifel das Beispiel; zugleich wird sein Streben auf Wesentliches zu richten sein, damit er Eigenschaften gewinne, welche ich seinem Vater jetzt nicht erst zu nennen habe, die Eigenschaften eines guten Fürsten.

Für einen so langen, oft beschwerlichen, ihm gänzlich unbekannten Weg bedarf er unstreitig eines Führers. Da nun sein Vater nur „einen“ verlangt, nicht mehr, so rufe ich freudig Glück auf. Wozu auch etliche, wenn deren keiner, wozu etwa zwei, wenn deren jeder den Weg kennt? Durch Einen kundigen Weiser wird schon ein zweiter entbehrlich, wenn aber dennoch herbeigezogen, werden beide fast unvermeidlich schlaff oder eifersüchtig. Ueberdies gleichen sich die Geister selten, noch seltener stimmen sie überein, wenn also wie gewöhnlich nicht, wer hätte in

Hinsicht auf Kopf und Herz empfindlicher zu leiden als Alfred? Jenem Einen läge demnach ob, Lehre und Thun, Erziehung und Unterricht, was durch Noth, Kunst oder Willkühr häufig getrennt wird, im Leben aber, besonders im Leben des Zöglings immer verschmolzen seyn sollte, auch wirklich zu verschmelzen. Oder dürfte der Eine weiter nichts denn Alfreds Begleiter seyn? In diesem Fall hätte er Pflichten statt Rechte und Rechte statt Pflichten, wäre ein Zwitter von Erzieher und Bediener. Als Bediener überspannt, als Erzieher entmannt, dürfte er antreten, wo er zurückstehen, müsste aber schweigen, wo er sprechen, fragen, wo er entscheiden, bitten, wo er befehlen sollte; und Alfred müsste kein Knabe seyn, hielte er sich dann nicht für ungemein wichtig, für vollkommen fertig, erhaben über ausdauernde Mühe oder ihr nur geneigt im Kizel der Eitelkeit.

Doch nein, keinen Zwitter, einen „tüchtigen Mann“ soll ich vorschlagen. Aber was ist tüchtig? Die Ansichten der Menge sind, auch wenn ich die unsinnigen übergehe, nicht geeignet, mich zu befriedigen. Einige verlangen von einem solchen Weltklugheit nebst dem Besiz von Hofgebräuchen und lebenden Sprachen, manchen würde Kenntniss der Mathematik, Geschichte und des Alterthums genügen; andere legen größern Werth auf Kriegswissenschaften, die meisten vielleicht erwarten gar alle mögliche Vielwisserei. Allein diese Anforderungen stehen sämmtlich tief unter dem Ziel. Sie sind beschränkt auf Geschicklichkeiten, welche bei gründlicher Vorbildung, die allerdings zu den Haupt-

bedingungen zählt, sich grötentheils allmählig ergänzen lassen, also nur sich anschliessen, aber nicht entscheiden können; sodann geben sie als Geschicklichkeiten im günstigen Fall auch weiter nichts denn ein gewisses Geschick. Der Fürst kann aber vieles dieser Art besizen, ja noch andere glänzende Kenntnisse damit verbinden und dennoch nicht gut erzogen seyn. Dies wäre wirklich der Fall, wenn sein Herz eingetrocknet oder verhärtet, sein Urtheil verschoben oder erschlafft ist. Die Rechtskunde z. B. würde dann, statt eine Leuchte durch das Leben zu seyn, ihn nur leichter zum Unrecht verleiten; und die Glaubenslehre, geschaffen den Menschen zu beglücken, wie oft hat sie zu Verfolgungen gestachelt? oder die schönen Künste, so geeignet zu erheben, wie gerne ziehen sie zum feilen Dienst der Ueppigkeit hinab? Selbst im Bunde mit Wissenschaften und Geschmack wäre daher gewöhnlich sogenannte Bildung ein sehr zweideutiges Geschenk, so lange nicht eigentliche Veredlung hinzutritt und das Ganze in ihr Heiligthum zieht. Von dieser muss der Bildner selbst durchdrungen und mittelst anhaltender Uebung so gekräftigt seyn, dass er, Herr seiner selbst, im Dienste des Höhern lebt. Die Rechtschaffenheit, welche er hiemit erringt, sammelt die Kräfte seines Herzens und Geistes zur einträchtigen Richtung, und sichert zugleich dem Thun wie dem Lassen das Einnehmende, welchem gelingen mag, auch den Zögling zu erheben und für angemessenes Handeln zu stimmen. Lezteres bliebe jedoch sehr unzuverlässig, wüsste er den, welchen die äusserliche Welt bald so sehr umdrängt, den

sie zu ihrem Hort erhebt, zu einem Abgott machen möchte, nicht geschickt zu überzeugen, dass die menschlichen Dinge und Verhältnisse nicht nach unsern oft täuschenden Empfindungen blos, sondern auch nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen sind. Der Bildner sey daher frei von jedem Bande, womit Geburt, Beruf, Neigung, Umgang unser Inneres zu fesseln oder doch zu gängeln pflegen, damit er, Schein und Wesen unterscheidend, im Stande sey, die Nichtigkeit an ihren Fleck zu weisen, das Grose und Vorzügliche hervorzuheben. Wenn nicht selbst ein Schüler der Weisheit, wie könnte er seinen Zögling zum einsichtsvollen, gediegenen Manne machen? Und liegt ihm solche Verbindlichkeit ob, wie könnte er ein Herz gegen die Stürme der Leidenschaften stärken, einen Geist aus angeborner Unmündigkeit bis zur Herrscherkraft erheben, ohne sich vollkommen hinzugeben? Berufen, nicht um sein Glück zu machen, sondern um das seines Pfleglings zu gründen, muss er verzichten auf die Zerstreuungen der Welt, auf die Süsigkeit des Umgangs, auf den Genuss des Forschens, auf alle Liebhabereien; seinem Zögling, als dem besten Kleinod dieser Erde, widmet er alle Kenntnisse, Gaben, Gedanken, Gefühle und Kräfte, dort ist der Pol, welcher ihn zu jeder Stunde, Tag und Nacht, im Zauberkreise hält.

Gnädigster Herr, nach einem solchen rechtschaffenen weisen, dabei noch geschickten und gänzlicher Hingebung fähigen Manne habe ich gesucht, wäre zu wundern, wenn keiner, auch unter sonst brauchbaren keiner sich fände?

Indess ist mir Einer bekannt, aber nur Einer, in welchem ich jene Eigenschaften theils entwickelt, theils im Keime nachzuweisen vermag; er ist überdies Inländer, in den besten Jahren und geübt im Erziehungsfach, ein gewisser Dielizsch. Derselbe wurde bald nach rühmlich erstandener Staatsprüfung zum Führer des jungen Grafen von Erchelstein gewählt, hörte mit diesem später besonders die Staatswissenschaften, lernte in dessen Gesellschaft auch auf Reisen die vornehmere Welt kennen und lebt jezt, sehr geachtet, ruhig den Wissenschaften. Ob ich hätte einen bessern nennen sollen, bleibe dem Ermessen der geheimen Conferenzzräthe überlassen und der Entscheidung Eurer Hoheit.

Hiemit wäre, so weit ich vermochte, jener ehrenvolle Auftrag erledigt. Zu dem Einzelnen, worüber ich ausserdem mitsprechen soll, gehört wohl hauptsächlich die Stellung des Erziehers, wäre dies auch nicht bereits in den Worten, das einzige Kind einem tüchtigen Manne „anzuvertrauen,“ unverkennbar enthalten. Auf Vertrauen gegründet kann und wird die Stellung eines solchen Mannes nicht anders seyn, denn angemessen. Entspräche sie weder seinen Eigenschaften, noch seinem Wirkungskreise, so wüsste ich in der That nicht, und wüssten Euer Hoheit wohl eben so wenig, wie er mit Lust und Segen arbeiten sollte. Betrachte ich nun diese Stellung in ihren Richtungen nach aussen, so ist kein Zweifel, dass der Erzieher, da er jeden seinem Zöglinge nachtheiligen Einfluss zu hindern hat, einer gewissen Selbstständigkeit bedarf, die ihn bei

pflichttreuer Beachtung des Schicklichen vollkommen für alle Fälle ermächtigt. Wenn dies in seinem Verkehr mit der Welt überhaupt gilt, so auch in dem engern Kreis des täglichen Lebens. Es kann ihm zwar nicht zustehen, in solcher Beziehung sich in die Geschäfte der übrigen Hausbeamten zu mischen, allein letztern eben so wenig, ihm in die Zügel zu fallen. Oder wäre unter Wirthschaftern, Jägern, Verwaltern eines gemeinsamen Herrn der Bildner des heranwachsenden Erben nur etwa mitleidig zu dulden? Dürften sie ihn, wenn auch nicht über Bord werfen, doch an den Mastbaum binden, um nach ihrem Gutdünken zu steuern? Nein, dem allgemeinen Maase unterthan, haben sie auch hier keine Ausnahme anzusprechen und nicht einmal eine zu wünschen, indem die gute Erziehung des künftigen Gebieters am wenigsten ihnen gleichgültig seyn kann. Aus solchen Gründen hies, wie Manche glaubten, der Bildner ehemals nicht, gleich andern Dienern, etwa Meister eines besondern Geschäftszweiges, sondern ein Meister des Hofes. Bezeichnender dürfte jedoch die Benennung Gouverneur seyn, welche für jezt noch gebräuchlich, den Umfang seines Verhältnisses hinreichend ausspricht. Diese Benennung enthebt ihn zugleich jedes weitem Amtstitels, ohne die Rangstufe auszuschliesen, welche sein Fürst ihm zu ertheilen für gut findet. Und selbst in dieser Hinsicht würde jeder Anlass zu Störungen beseitigt durch die folgerichtige Bestimmung, dass er, wenn genöthigt öffentlich zu erscheinen, stets bei dem Zögling zu weilen habe, also auch während solcher lange Zeit wohl

seltenen Gelegenheiten nicht durch sonst Jemand vertreten werden könne, es wäre denn durch den Vater unmittelbar.

Wenn diese äusserliche Unabhängigkeit wegen der wahren Ehre des Hauses und mehr noch wegen der guten Wirkung auf den Zögling unentbehrlich ist, so halte ich eine gewisse Abhängigkeit im Innern für eben so nöthig. Schon das könnte nützen, wenn jenes Conferenzmitglied, welches an der Spitze der öffentlichen Bildungsanstalten steht, dort freien Zutritt hätte, und nicht als Untersuchungsrichter, sondern als Freund der Jugend und deren Pfleger bisweilen zur Einsichtnahme käme. Wesentlich indess bleibt jedenfalls die Mitwirkung von Euer Hoheit selbst, und zwar in Hinsicht auf Alfred wie auf den Erzieher.

Bevor ich aber hierauf eingehe, sey mir erlaubt, einen allgemeinen Klageruf zu erheben über das Benehmen von Eltern gegen ihre Kinder und deren Bildner. Ob auch manche gedeihlich wirken, indem sie ihr gutes Beispiel durch Zucht und Gottesfurcht unterstützen, so wollen unzählige dagegen Feigen von den Dornen lesen, wollen ernten ohne nur gesät, ohne sich selbst, ihre Sprösslinge und deren Umgebung beachtet zu haben. Bald sollen die Kleinen slavisch folgen und einfältig schweigen, bald toben, Possen reissen, ja Unanständigkeiten sagen, sollen dort nicht den mindesten Fehler begehen und vollkommene Tugendhelden seyn, hier schlägt man die Gegenwart in den Wind und pocht windiger noch auf die Zukunft, habe doch Jugend nicht Tugend. Bald herrschen sie gewalthätig über ihre Erzeuger oder kriechen zitternd vor ihnen;

bald sollen sie genau nach dem Muster der werthen Eltern, bald schlechterdings auf die entgegengesetzte Weise erzogen werden. Bald ist der Vater zu streng, die Mutter zu gut, oder er zu weich, sie zu herrisch, jedes prahlt täglich, die Schwächen des andern zu kennen, jedes meistert am andern, dieses verderbe die Kinder, und keines kommt je in's Reine, geschweige denn beide zusammen; bald wird vom einen dieses, vom andern jenes Kind verhätschelt, die Tochter vom Vater, das Söhnchen von der Mutter, oder beide buhlen um die Gunst desselben Lieblings und wetteifern ihm zu schaden. Bald sind sie blind gegen alle seine Fehler, bald wollen sie dieselben wirklich entdecken, ärgern sich aber, dass er deren haben solle, und führen mit einem Herzen, das aus tausend Wunden blutet, sich selbst hinter das Licht, oder sie entschuldigen ihn mit ihren eigenen Mängeln; dies hat er vom Vater, jenes von der Mutter, heist es dann, und die Sache ist abgethan. Bald werden die Winzigen als hohe Frauen und Herren aufgezuzt, sey es, um den übrigen gleich, ja mehr als diese zu scheinen, oder sonst unter thörichtem Vorwenden; bald hören sie auf, ein Spielwerk der Eltern zu seyn und werden, als kostbare Zulast betrachtet, von diesen in die Schule gejagt, um die Quälgeister vom Halse zu schaffen, wenn nicht von ihr abgehalten, um den Lehrer zu strafen; bald dem Gesinde oder schlechter Gesellschaft preisgegeben und doch mit Mistrauen dagegen erfüllt. Bald entzweien sich Vater und Mutter in der Unmündigen Gegenwart, oder sie lassen die Verstimmung über Unglücksfälle, über Hass, Neid, Verfolgung

anderer an den eigenen Kindern aus und bringen sich um alle Achtung bei ihnen. Bald werden diese selbst aufgewiegelt, mit den Entrüsteten über die Nachbarn zu grollen, über Ordnungen des Staats und der Kirche zu murren, oder sie werden ermuntert, Späher und Zuträger zu seyn, sie dürfen verläumdern und lästern, ihre Gespielen, Lehrer und Vorgesetzten anklagen, richten, verdammen, und solche Urtheile werden von den Alten geschärft, ja in wüthendem Zorne wo möglich vollzogen.

Doch wer könnte sie alle nennen die Frevel, welche hier aus Unverstand, Selbstsucht, Leidenschaft und Gewissenlosigkeit begangen werden, denen wie zum Trotz man aber von Erziehung spricht? Und Niemand glaube, es sey besser in bessern Häusern oder da, wo man eigene Erzieher findet, nein, oft nisten hier dieselben Sünden, oft heckt man neue aus. Mancher, der mit Wort und That im Vaterlande glänzt, zu Hause hat er böse Launen; gerüstet im Sturm und ohne Gleichmuth von einem Gipfel zum andern sich zu schwingen, zu Hause ist er schlaff; sonst überall gewissenhaft auf Ehre haltend, zu Hause zeigt er täglich Fehler, deren er sich auswärts schämen würde; und im Verhältniss zu den Kindern vollends ist vom grosen, edlen Manne häufig fast jeder Zug verwischt. In andern Häusern wird auf Stand, Reichthum und Verbindungen gepocht, wird Geiz mit Verschwendung, Knechtsinn mit Anmaasung, Aberglauben mit Freigeisterei verbunden, dabei in allem nach gleisnerischem Schein gehascht. Ja, viele meinen auf diesen Schein ein Vorzugsrecht zu haben und zählen ihn

zum Wesen; ihren Leib, den verweslichen, pflegen und schmücken sie mit so überwiegendem Eifer, als wäre die Seele nicht das edlere Kleinod; ihre Gemächer, die prunkenden, füllen und überfüllen sie mit Werken der Kunst, des Geistes, des Glaubens sogar, nicht etwa um höher zu streben, kaum um zu genießen, oder um sich zu wundern, wohl aber, um bewundert zu werden, als ständen sie auf dem Gipfel der Zeit. Verweltlichung bläht diese Leutlein auf, Tand und Plunder, das thut ihnen Noth, ohne innern Halt sausen sie in flüchtigem Wechsel heimathlos dahin, und treiben Gözendienst ärger noch denn Heiden. Huldigt der Erzieher gleicher Nichtigkeit, so ist kein Heil zu hoffen, huldigt er ihr nicht, so geht es dennoch schlimm; die Eltern werden unzufrieden und suchen, wenn er anders jemals ordnungsmässig behandelt wurde, ihn heimlich den Kleinen zu entfremden, oder es kommt zu offenem Zerwürfniss, vielleicht zu ärgerlichen Auftritten. Und die Kinder? Mit andern jauchzend durch die Fluren wirbeln dürfen sie nicht, dies wäre zu gemein; eine Wohnstube, die trauliche, kennen sie nicht, dafür ist das weite Haus zu eng; hingegen dort, wo eine Cornelia sie nimmer suchen würde, auf dem Speicher ist die Klausen, in welcher sie verbutten mögen, oder auch gedeihen. Gedeihen? um sie daran sicherer zu hindern, wird ihre Eitelkeit und Lüsternheit gereizt, um sie zu lehren, wer sie sind, wird vor allem die Familie erhoben, und nicht selten mancher gemeine Streich als ihr eigenthümlich, als ächter Kern gepriesen. Hier sollen sie wenig lernen, dort künstlich getrieben

eilends zugestutzt werden; in jenem Falle soll der Name dem Kind, in diesem das Kind dem Namen aufhelfen, in beiden aber ist es nie um das Bessere zu thun, sondern wieder nur um leeren Schein, der immer für das Höchste gilt und alles Edlere erstickt.

Euer Hoheit, mit den tiefen Schäden unserer Zeit bekannt, werden diesem Abriss die Bestätigung kaum versagen, haben ihn wohl eher bereits ergänzt. Bin ich schon deshalb überzeugt, von jenen Uebeln, die ja grosentheils auch in Fürstenschlössern hausen können, bleibe Alfred unberührt, so darf ich um so weniger verschweigen, dass in solchen Schlössern selbst günstige Verhältnisse sich leicht eigenthümlich trüben, ich meine durch die Furcht der Kinder vor dem Vater. Nicht Ehrerbietung, die sich freudig unterordnet, ist es dann, sondern eine Scheu vor dem, bei dessen Anblick jeder sich zusammennimmt, auf dessen Wink sich alle Thüren öffnen und ganze Dienerschaaren in Bewegung setzen. Während diese Scheu den Fürsten in das Licht, den Vater in den Schatten stellt, raubt sie den Kindern die Wonne des Vertrauens, den Muth der freien Bitte, so dass die armen sich verstellen oder hinter andere stecken; zugleich werden ihre Augen, so scharf sie sind, von unzeitigem Glanze geblendet, ihre Herzen, so zart sie sind, zu stolzem Dünkel verleitet, in tiefster Stille und ohne dass man daran dächte. Diese Furcht mit ihren Folgen ist wohl überall unvermeidlich, wo im Fürsten der Vater aufgeht und nicht der Fürst im Vater, wo er also seinen Sohn nur selten sieht, dagegen ihn lieber zum Zeugen

allgemeiner wie besonderer Huldigungen nimmt, von herzlichem Verkehre aber ausschliert.

Hierüber bin ich indess ausser Sorge; jedoch, um es nur frei herauszusagen, das Gegentheil, jenes Herzenswort „Alfred ist mir wo möglich noch lieber“ dieses macht mich ängstlich. Wie dürfte ich mir verschweigen, dass solcher Liebe schwer, ja fast unmöglich wird, das Richtige zu sehen und zu thun? Findet sie doch Vorzüge, wo keine sind, überschätzt sie doch jene, die etwa sind; dazu noch blind gegen kleine Fehler, entschuldigt sie auch grose, oder fordert jezt zu wenig, dann zu viel, und hat immer ihre ganz besondern Gründe, ohne es zu merken oder einzuräumen. Dass auf Alfred dies nicht alles fallen werde, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, allein ich kann die Furcht vor dem Zuviel denn doch nicht überwinden und lege desshalb für ihn die Bitte ein, hier ebenfalls stets das rechte Maas und die rechte Stunde walten zu lassen. Lieber zeige er sich in allen seinen Fehlern, als dass man ihm Tugenden auftünche, lieber lerne er auch wenig, als dass man ihn mit Aufgaben überlade, reifen ja die edlern Früchte nicht im Frühling des Lebens. Wir wollen unsern jungen Prinzen weder übermenschlich, noch genial, wollen nicht einmal den Schein davon, überzeugt, er könne durch sorgfältige angemessene Behandlung, wären auch seine Anlagen weniger günstig, allmählig dennoch gute feste Grundsätze, helle richtige Ansichten, ausgebreitete nützliche Kenntnisse erwerben. Um Maas und Zeit einzuhalten, somit jener Liebe ihren Werth zu sichern, erkennen

wir daher als erste und unerlassliche Bedingung, alle schwärmerischen Wünsche zu verläugnen. Hiemit nicht befriedigt fordert die zweite, dass der Vater auch seinen Sohn verläugne. Ein hartes Wort, ich eile es zu berichtigen. Ist nemlich überhaupt wahr, dass wir andere leichter beurtheilen als uns selbst, ist ferner wahr, dass wir in andern uns selbst am besten erkennen, und durch diese Entäusserung das Blendwerk unserer Eigenliebe am sichersten zerstören können, so wird auch das der Elternliebe eben so verschwinden, wenn diese ihre eigenen Kinder mit fremden vergleicht, ja dieselben gar nicht einmal als eigene sondern als fremde betrachtet. Eine zarte Blume der Menschheit hat jedes Kind seinen Anwalt schon in unserem Herzen, wir beurtheilen aber das fremde unbefangener nach seinen starken und schwachen Seiten, denken auch nicht daran, unsere Zärtlichkeit an dasselbe zu verschwenden, lieber wollen wir uns nichts vergeben, behaupten ihm gegenüber eine gewisse gleichartige Haltung, und behandeln vorzüglich eines von gleichem oder höherem Stande immer mit Wohlwollen, Achtung und Rücksicht. Kommt also jenes Verläugnen dem eigenen Kinde selbst reichlich, wie ein durch Entbehrungen aufgesparter Hausschatz, zu Gute, so wird auch Alfred als wahrer Sohn erscheinen, wenn er gleichsam bloß als angenommenes Fürstenkind behandelt ist, wie er denn in Wahrheit, sein Stand gebietet dieses Opfer, weniger dem Vater als dem Vaterland gehört und letzterem mehr als jeder andere Knabe der Welt. Darum sey nicht nur sein Leben einem größern Ganzen unterge-

ordnet, sondern es stehe auch das öffentliche Wohl, für welches er geboren, höher als die väterliche Liebe.

Je inniger sich der Vater hievon überzeugt, desto sicherer wird seine Haltung auch gegen den Erzieher. Das Geschäft des leztern kann er zwar unmöglich selbst übernehmen, allein er enthebt sich deshalb keineswegs aller Verbindlichkeiten, sondern geht nur neue ein. Genöthigt einen Fremden aufzustellen, vereinbart er mit diesem sich auf gemeinsamer Grundlage und hält selbst an ihr fest; eingedenk des alten Trau' Schau' überwacht er ihn so unmittelbar als scharf und thut etwa Tadelnswerthes unter vier Augen ab; hiemit im Reinen achtet er in dieser Hinsicht als unentbehrlichen alter ego den, welcher an Vaterstelle heilige Pflichten zu erfüllen hat, und wenn er sie erfüllt, ein wahrer Vater ist. Ergibt sich hieraus von selbst, dass der Pflegling ohne eine Hinterthüre zu kennen, sich vom einen wie vom andern auf dieselbe Art behandelt weis, dass also auch Lob und Tadel, Lohn und Strafe weniger von seinen Bitten oder Klagen als von des Führers Urtheil abhängt, so greift alles in einander, um den Erzieher bei dem Sohne zu beglaubigen und seinem Wirken das zu ertheilen, was es bedarf, den Segen der väterlichen Weihe. Und wenn einst jener Alexander mit schnödem Seitenblick auf seinen Vater äusserte: Philipp gab mir das Leben, Aristoteles lehrte mich es gebrauchen, so wird unser Zögling freudig bekennen: der mir das Leben gab, sorgte auch gewissenhaft, dass ich dessen würdig werde, dafür kann ihm nur Gott vergelten.

Euer Hoheit! Der Aufforderung gemäs habe ich, „den Vater wie den Fürsten“ im Auge, zugleich nach meinem Herzen gesprochen. Alte Zeiten wurden mir hier um so lebhafter gegenwärtig, da ich auch sonst oft und gerne an die lange Reihe von Jahren zurückdenke, die mit Höchstdenselben zu verleben ich so glücklich war. Ja, so glücklich. Ist meine Laufbahn nicht selten steil gewesen, so hatte sie auch viele Freuden, führte weiter als ich ahnen konnte, und dies allein durch Euer Hoheit. Ich rede nicht von den äussern Verhältnissen, die mich längst so sanft umschliesen, an sich selbst will Grosmuth nicht erinnert seyn, allein wie schon in zarter Jugend Höchstdieselben auf mein Inneres wirkten, muss ich jezt noch preisen. Hat ja der Zögling meine Schwächen stets mit seinem guten Herzen ausgeglichen, hat meine Fehler stets mit dem Eifer für seine Weiterbildung entschuldigt, und lieber gegen sich als wider mich geklagt. Er hat mir damit heisse Kohlen auf das Haupt gelegt und mich angetrieben, Tugenden, die ich von ihm verlangte und zum Theil durch ihn ersah, täglich selbst zu üben; hat mir durch sein inniges Anschliesen die schwere Kunst erleichtert, den Zauber dieser Welt, ja die noch schwerere, mich selbst zu überwinden und mit mir auszusöhnen; hat bei wachsendem Erfolge mein Gemüth gestählt, später auch herbe Uebel zu ertragen und mich immer weniger allein zu fühlen, je näher mir das Jenseits rückt. Dank, tausendfachen Dank, und Alfred möge ihn vollbringen; Abbild seiner Mutter werd' er auch das Abbild seines Vaters, sey einst das schönste

Denkmal, welches dieser hinterlässt, dem treuen Volk ein Pfand der Gnade Gottes.

Dielizsch an Hartwig.

Und warum, theuerster Freund, für eine solche Stelle gerade mich? Freilich ist zu spät, mit Ihnen deshalb zu rechten. Aufgefordert vom Minister habe ich den Dienst bereits angetreten. Meinen schönen lieben Planen zu wissenschaftlichem Stilleben sagte ich ein wehmüthiges Lebewohl, nur der Gedanke, Fürst und Vaterland vor allem, ging mit mir an den Hof.

Vom Herzog wurde ich mit wahrhaft gewinnender Weise empfangen; er lies sich die ganze Bildungsgeschichte des jungen Grafen von Erchelstein, den er zu schätzen scheint, auseinandersezen und viele Fragen beantworten, welche bald im Allgemeinen blieben, bald in die kleinsten Einzelheiten drangen und mich häufig überraschten. Hätte ich doch nie gedacht, dass ein Herzog etwas, ja so vieles von Erziehung verstehen könne. Nach dem Essen, bei dem er sich der heitersten Laune überlies, obschon wir ganz allein speisten, sprach er mit Wärme: Vorläufig sind Sie hier noch Gast, ich hoffe jedoch, Sie werden sich bei uns bald zu Hause fühlen. Sie im Wirkungskreise nach Kräften

zu unterstützen, wird mir jederzeit angenehme Pflicht seyn; widmen Sie mir nur in allem volles Vertrauen, es soll stets mit einer Offenheit erwiedert werden, die keinen Hinterhalt kennt. Ich wünsche, Sie behandeln meinen Alfred, wie ein gescheidter Vater seinen Sohn behandelt. Sie ihm vorstellen will ich aber nicht, Uebergänge, keine Sprünge; besser, Sie führen sich selbst ein, erst bei der Wartfrau, dann auch bei ihm. Von Ihrer Ankunft weis er noch gar nichts und erwartet eben so wenig, von Ihnen als Prinz geehrt zu werden.

Ich empfahl mich der Nachsicht des Herzogs und gieng sogleich zu Gertruden, die mir wie einem Bekannten entgegenkam obschon nicht ohne einige Beklemmung. Alfred, den ich bei ihr traf, ist ein kräftiger, wohlgebauter Knabe, freundlich und gegen meine Erwartung etwas keck. Meinen Grus erwiederte er heiter und spielte fort ohne sich stören zu lassen. Wir giengen dann alle drei zusammen in's Freie, wo ich Gelegenheit fand, mich ihm so zu nähern, dass wir als Freunde nach Hause zurückkehrten. Unsere eigenen Zimmer bezogen wir aber erst nach einigen Tagen, Gertrude half bei der Einrichtung, wird auch, da sie im Schlosse wohnen bleibt, noch längere Zeit mit uns essen. Dennoch lief es nicht ohne Thränen ab. Gertrude selbst gab das Zeichen; sie fühlte sich plötzlich einsam und Alfred hat sie so lieb. Wir sagten uns zu, einander recht oft zu besuchen oder im Lustgarten zu treffen, was denn immer ein Fest ist. Diese gegenseitige Zärtlichkeit war um so weniger auffallend, da Gertrudens bisheriges Verfahren wirklich

solche Hochachtung verdient, dass ich mir nicht versagen kann, Ihnen das Wesentliche desselben mitzutheilen.

Dass ich hier bin, erzählte sie mir, geschah gegen die ursprüngliche Absicht von Alfreds seliger Mutter. Diese wollte ihr Kind lieber selbst aufziehen, um es nicht in fremden Händen verderben zu lassen. Man stellte ihr aber vor, dass sie bei all ihrer Vortrefflichkeit eine Behandlung, welche sie niemals versuchte und nicht einmal anwenden sah, auch nicht zweckmässig auszuüben vermöge; dass ihre Lebensweise fast den ganzen Tag für andere Dinge in Anspruch nehme, und ihr kaum ein knappes Stündchen gönne, mit dem Liebling zu kosen; dass dieser unter Mägden, welche denn doch aushelfen müssten, vieles zu leiden haben, ja Unarten annehmen würde, eh' er noch sprechen könne; dass also durchaus eine kundige Frau nöthig sey, welche kein Geschäft, keine Bestimmung habe, als mütterlich über Alfred zu wachen. Man kannte zwar in der ganzen Stadt keine einzige, welche hiezu geeignet oder verfügbar gewesen; kaum aber war die Frage nach einer Wartfrau laut geworden, so wimmelte es von Bewerberinnen jedes Alters und Standes, ja einige Geschlechter bauten schon darauf, bei dieser Gelegenheit sich endlich zu heben. Der Hofprediger, welcher entscheidende Stimme hatte, meinte jedoch mit dem Arzte, es komme hier einzig auf die Pflege des zarten Kindes und auf die Gewissensruhe der hohen Eltern an; gedeihe das Kind, so könne Niemand klagen, wenn seine Wärterin nicht etwa eine Gräfin war, gedeihe es aber nicht, was helfe dann ihre Abkunft. Er

sah vorzüglich auf Erfahrung, Anspruchlosigkeit und einige Bildung, Eigenschaften, welche er, ich sollte es kaum wiederholen, in mir zu finden glaubte. Ohne Zweifel wusste er auch um die schweren Prüfungen, welche mir die Hand der Vorsehung bereits aufgelegt hatte.

Wittwe eines geachteten Arztes, der als frühes Opfer seines Berufes gestorben war, hatte ich noch das weitere unermessliche Unglück, meine beiden Kinder, das eine im neunten das andere im fünften Jahre zu verlieren. So stand ich am Grabe meiner sämtlichen Lieben jammernd allein. Um nicht unnütz fortzuleben oder dem Schmerze zu erliegen, gründete ich im heimathlichen Landstädtchen eine Kleinkinderschule aus eigenen Mitteln. In diesem regsamen Kreise vom Morgen bis zum Abend beschäftigt, gelang es mir das Herz zu beruhigen; jene Stelle aber war mir nie in den Sinn gekommen. Diese hatte ich kaum übernommen, als die Fürstin im Wochenbette verschied; auf mir allein lastete nun die ganze Verantwortlichkeit. Der Vater, damals im preussischen Heere, war häufig abwesend, oft auf längere Zeit. Seine Base, die alte Fürstin Clotilde, führte zwar eine Art von Aufsicht, überlies diese aber meist der Oberhofmeisterin, welche anfangs häufig, später seltener kam und nie lange blieb; nur als Alfred von der Bräune und bald darauf vom Scharlach befallen wurde, machte sie eine rühmliche Ausnahme und stand mir sorgfältig bei. Eigentliche Gehilfinnen hatte ich zwei; diesen war täglich einige freie Zeit gestattet, wie könnten sie auch einem sorgenreichen Beruf mit Heiterkeit genügen, ohne des

Lebens froh werden zu dürfen? Eine hatte bloß mit Alfred, die andere bloß mit dem Zimmer zu thun; diese Theilung der Geschäfte schien um so nöthiger, da Gleichheit unter den Mägden zur Unordnung führt. Sind auch nur zwei auf derselben Stufe beisammen, so will jede befehlen, jede die gescheidteste seyn, keine hat vor der andern die mindeste Achtung, beide zanken sich, schwätzen zur selben Zeit und vernachlässigen den Dienst. Diese falsche Gleichheit streitet unaufhörlich um Ungleichheit und ist eine Quelle der Verdorbenheit des Gesindes.

Unsere Einrichtung war überhaupt einfach und auf das nöthigste beschränkt. Anfangs freilich drängten sich viele Besuche an, ich durfte sie aber fast sämmtlich zurückweisen, wie lüstern auch die Neugierde war, das Köpfchen des Ankömmlings, seine Augen, sein Häubchen, seine Wiege und Ausstattung zu mustern, oder auf sein erstes Lächeln zu lauschen und zu prüfen, was er Herziges vom Vater habe, was von der Mutter. Der Oberhofmeisterin konnte ich freilich den Zutritt am wenigsten wehren, ja es war mir lieb, wenn sie erschien; nur störten mich ihr rauschendes Auftreten und die Versuche, dem Säugling unterthänigst die Hand zu küssen, auch wenn er schlief. Ich suchte dies immer möglichst zu hindern, als er aber allein stehen konnte, führte das Entzücken ihre Lippen doch wieder zum Händchen. Was blieb mir übrig? Ich lehrte den Kleinen auch ihr die Hand zu küssen, weigerte sie es, so wollte er nichts mehr von ihr wissen und hielt sich an mich. Unter eigenen und fremden Kindern hatte ich lange genug gelebt,

um die Einfälle, Anschläge, Schwächen und Schliche dieses Völkchens kennen zu lernen; allein der Hof war mir neu, und kam ich endlich zurecht, so geschah es nur nach manchen Verstößen. Doch waren letztere vielleicht um so eher zu entschuldigen, da ich bemerken musste, dass man an unserem damaligen Hofe, statt in den Schranken zu bleiben, gar zu gerne vergrößern und das Wiegenkind mit einer Ehrfurcht behandeln wollte, als wäre es ein römischer Kaiser. Der Herzog verbot diese Kriecherei sobald er Kunde davon erhielt, und trug mir ausdrücklich auf, seinem Sprösslinge die Sorgfalt zu widmen, welche einem nackten armen Würmchen gebühre. Hiemit wies er mich denn unmittelbar an die Natur, deren Stimme doch wohl gewichtiger ist als die eines Hofes.

Gertrude schilderte nun das Wesen und die Behandlung der ersten Kinderjahre, theils aus eigener Erfahrung, theils nach Belehrungen, welche sie von andern empfangen und sich angeeignet hatte. Der nächste Zweck des Kindes, fuhr sie fort, ist Selbsterhaltung. Wegen ihr benützt es alle seine geistigen und leiblichen Kräfte, theils indem es sich unmittelbar zu helfen sucht, theils indem es andere zum Beistande auffordert. Bei seiner Hinfälligkeit geschieht das letztere immer zuerst. Hiezu gab ihm die gütige Natur eine eigene Sprache, mit der es bewusstlos schon als Säugling seinen Zustand schildert und durch unser Ohr, Auge, Gefühl in das Innere zu dringen sucht. Seine ersten Laute, Weinen und Klagen, rufen uns zu Hilfe; es richtet aber auch seinen Blick nach dem Lichte und verkündet durch

Bewegung von Kopf, Leib, Händen und Füßen, ob es einem Gegenstand näher oder ferner seyn möchte; auf seinem Gesichtchen malt sich überdies Ruhe, Begehren, Hoffen, Freude, Lachen, Schreck, nur dass alles blitzschnell darüber weghuscht. Diese Sprache muss man verstehen, muss oft zu gleicher Zeit auf das Kind wie auf die einwirkenden Gegenstände achten, dabei noch das eigene Herz befragen, um zu wissen, was es denn wolle; ja man muss in diesem Dämmerlicht, ich möchte sagen, so scharf wie eine Hauskaze sehen, so leise auftreten und sich eben so anschmiegen können, wie diese. Seiner Bedürfnisse sind so viele, das Unvermögen, sie zu befriedigen, ist so gros, dass es unvermeidlich immer an sich selbst erinnert wird, nothwendig sich allem andern vorzieht, und, so weit es vermag, zunächst an sich selbst denkt. Es besitzt Eigenliebe, welche für sich allein weder gut noch schlimm, später zu Entschlossenheit, Thatkraft, Selbständigkeit führen kann.

Ferner gibt sich die Selbsterhaltung auch als Neugier kund. Schon in der Wiege ist das Kind stets möglichst auf der Wache, lauschend, spähend wie ein junger Vogel im Neste, ob etwas Freundliches nahe, ob nichts Feindliches drohe. Ganz Auge und Ohr hört und sieht es so vieles, dass der Strom seiner Wahrnehmungen leicht überwältigend wird, wenn wir die Eindrücke nicht mildern oder lenken, nicht wechseln und mischen. Auch im Erwachsenen erregt Unerwartetes nur Furcht, nicht Hoffnung oder Freude, selbst ein urplötzlicher Frühling würde ihn erschrecken. Mäsigem wir aber die Eindrücke, so betrachtet schon das Kind einen

Gegenstand gerne anhaltend; ohne ein Auge davon abzuwenden ist es aufmerksam, und wer dürfte diesen ersten vollen Athemzug der Neugier stören oder unterdrücken? Ist er doch für die Seele so wichtig als Muttermilch für den Magen. Wäre dem Kinde auch nur um ein behagliches Ergözen zu thun, so beginnt damit doch zugleich die Thätigkeit, gleichsam die Esslust des Geistes, deren Befriedigung bloß erfreut, um zu kräftigen und zu bereichern. Indess bringt auch die gespannteste Aufmerksamkeit nur ganz allgemeine Eindrücke hervor, bestimmte Vorstellungen füllen die Seele noch nicht. Diese zieht nur Unbekanntes in das Gebiet des Bekannten herüber und zeigt bei diesem Geschäft die Kräfte des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, des Willens und Denkens in Schattenrissen, die sich erst allmählig deutlicher gestalten.

Mit Eigenliebe und Neugier in genauer Verbindung und zwar ebenfalls zunächst um das schwache Geschöpf zu erhalten, steht die Schüchternheit. Wenn Eigenliebe sich alles unterwerfen möchte, wird sie durch Schüchternheit entwaffnet oder gezügelt, und wenn Neugier nach aussen schwärmt, hütet Schüchternheit gleichsam das Haus oder schließt nicht selten die Thüre; wenn endlich Schüchternheit allem andern den Rücken kehrt, wird sie von Eigenliebe und Neugier eingeladen, sich etwas umzusehen und die schwesterliche Hand zu reichen. Die Seele ist, möchte man glauben, bei dem Eintritt in diese Welt sich noch eines göttlichen Ursprunges bewusst, sieht sich jedoch vom Leibe als von einer fremden Schaale umschlossen, und fühlt ein

Weh nach der Heimath, eine Scheu vor der jezigen Wohnung. Aber von unsichtbarer Hand ist sie mit dem Streben geimpft, sich einzubürgern und verwandten Geistern anzuschliessen. Einige Wochen lang träumend erwacht sie allmählig, und schon sucht der Säugling nicht mehr die nährenden Brust allein, sondern auch ein freundliches Angesicht. Diesem Spiegel der Seele lächelt er entgegen, um ihm ein holdes Erwidern abzulocken. Ohne noch ein Händchen reichen zu können, schenkt er uns schon sein schuldloses Herz. Das leuchtende Auge zeigt, dass er jezt Friede habe mit sich und der Welt, dass er sich befreunde und nicht mehr einsam fühle im Leben. Dennoch will das Kind etwas Heimliches haben, das den Augen und Urtheilen der Welt verborgen bleibe, oder nur dem geliebtesten Wesen als ein Pfand des innigsten Vertrauens gebühre. Vor fremden Menschen besonders flieht es in sein Inneres zurück und wird öfter so empfindsam, dass es nichts, auch nicht einmal etwas Gutes zu thun wagt. Diese zarteste aller Empfindungen, ein Hauch vermag sie zu trüben, ist bei manchem Kinde jahrelang die Haupttriebfeder aller seiner Handlungen; durch sie wird es vorsichtig, gefällig, sie leitet überhaupt zu kleinen, lieblichen Tugenden, enthält aber auch die Keime zu grössern und edlern, die Keime zu Schamhaftigkeit und Sittsamkeit, zu Ehre und Gewissen, zu frommem Glauben und zu reinem Geschmack; sie ist ein Schutzengel des Kindes, der vor dem Frechen sich trauernd verhüllt. Wehe dem Kinde und uns, wenn wir es zurückstossen, täuschen oder miskennen. Wie zart auch

der Leib sey, um vieles zarter, hilfloser, verwundbarer noch ist die Seele.

Obschon nun diese Eigenschaften manches Gute verheissen, so kann doch jede für sich allein oder durch die andern unterstützt, eben so in zahllose Fehler übergehen. Unter den gewöhnlichen wollen wir nur den Eigensinn und die Lüge hervorheben. Eigensinn ist, wenn er durch öftern Reiz zur Gewohnheit wird, nur schwer zu heben, weil ihn Nachsicht wie Strenge gleich sehr verhärten; zäh wie er ist, lässt er dann lieber alles zu Grunde gehen, eh' er im geringsten nachgeben oder auf die Freude des Sieges verzichten will. Und doch ist dieser furchtbare Feind ursprünglich einerseits Schwäche, anderseits blos Empörung irgend eines sinnlichen Begehrens, so dass er eigentlich nie auf die Beine kommt, wenn ihm Ungeschick der Mütter und Wärterinnen nicht darauf hilft. Sollen unsere Kinder fügsam werden, so muss man sie schon vor dem Entwöhnen öfter in frische Luft bringen, nie zu warm halten, stets im Trinken mäsigen, besonders aber bei unruhigem Schlafe ihnen nicht durch Wiegen und andere meist höchst schädliche Mittel das Blut in den Kopf treiben. Eben so muss man sie möglichst immer in derselben Zeit niederlegen, aufheben, waschen und kleiden, kurz in allem auf Ordnung halten und ihr wirkliches Bedürfniss, nicht aber das Begehren oder eine Einbildung zum Maassstab nehmen. Und so gewiss jedes, auch das nachgiebigste Kind durch launige Behandlung weichlich, sinnlich, mürrisch und widersezlich wird, so gewiss wird jedes, auch

das ungestüme fügsam, wenn man es zwar nicht übermäßig aber gut nährt. Nährt man es auch zur bestimmten Zeit, so gewöhnt sich bei diesem seinem dringendsten Bedürfnisse sogar der Magen an Ordnung und fördert eine ruhigere Stimmung. Zugleich bietet sich hier eine Gelegenheit, dem Kinde, wenn der erste Hunger gestillt ist, noch während des Essens friedliches Verhalten, dann auch Bitten und kleine Gefälligkeiten abzugewinnen. Immer macht es hiemit wenn schon vielleicht unter Thränen, Kollern und Bäumen ein Hahnenschrittchen in der Geduld. Wollte es sonst über die Schranken dringen, so rückt es anfangs nur zaghaft vor, zieht aber schnell zurück, wenn es sich einem beharrlichen Willen gegenüber und von diesem abhängig sieht. Oft mit einer Kleinigkeit zu befriedigen oder zu zerstreuen, siegt es doch besonders leicht über unzeitige Nachgiebigkeit. Diese ist ihm mit allen ihren Eingängen und Ausgängen bald bekannt, so dass sich unter ihrem Schirm ein ganzes Heer von Gelüsten entfaltet und je weniger ihm versagt wird, desto mehr unternimmt es. Auch sah ich nie einen Menschen, welcher, hatte man in der Kindheit seine Launen gepflegt, in der Folge nicht störrig, empfindlich und für weisen Rath fast unempfänglich gewesen wäre; wohl aber kenne ich manche, welche bei entgegengesetztem Verfahren wurden, was sie seyn sollten.

Schwerer als der Eigensinn ist die Lüge zu verhüten. Preise man auch die Aufrichtigkeit der Kinder, nicht immer, besonders nicht immer über ihr eigenes Thun und Lassen huldigen sie der Wahrheit, diese müsste ihnen denn durch

die Macht des Augenblicks entrissen werden. Vor sich wie vor andern möchten sie tadellos seyn. Schon jeder Irrthum, den sie begehen, verletzt aber diesen Wunsch oder schlägt eine Wunde, welche sie zu heilen und zu verheimlichen suchen. Wiederholt sich der Irrthum, geht er, wenn auch absichtlich, in Ungeschick und Fehler über, so folgt das Bewusstseyn tieferer Entwürdigung, das Gemüth erschrickt über sich selbst, wird leicht an seinem Innersten irre und sucht, mit einer ursprünglich edlen Scham übergossen, sich und der Wahrhaftigkeit zu entschlüpfen. Dasselbe geschieht und noch unvermeidlicher, wenn irgend eine bereits nicht mehr ganz schuldlose That schlimmere Folgen hatte, als das Kind voraussehen konnte. In ihrem weitern Sinne genommen entspringt daher die Lüge nicht wie der Eigensinn zunächst aus sinnlichem Begehren, auch nicht wie das gewöhnliche Lügnern erst aus Furcht vor Strafe, sondern ein Erbstück der Menschheit, entspringt sie aus jenem Zwiespalt, in welchen die innerste Selbstliebe mit der Mangelhaftigkeit dieses Selbst gerathet. Um so gerechter sind in den meisten Fällen ihre Ansprüche auf Schonung. Auch Erwachsene fehlen ja täglich, wissen oft nicht was sie thun und suchen sich gerne zu entschuldigen. Nur das Unmündige sollte niemals fehlen, sollte stets wissen was es thut, oder immer sich anklagen, immer gestehen? Den Wunsch, unter allen Umständen eine gewisse Schuldlosigkeit zu behaupten, es theilt ihn mit uns. Kannst du von ihm mehr verlangen als von dir selbst? Auch dürfen wir nicht vergessen, dass manche Unwahrheit erst keine Lüge

ist. Ein kerngesundes fröhliches Kind lebt mehr in der heitern Gegenwart als in todter Vergangenheit, häufig weis es nicht einmal, zu welcher Stunde es aufgestanden oder wie alt es ist; auch begangene Fehltritte liegen schnell und so weit hinter ihm, dass es harmlos versichert, brav gewesen zu seyn. Hiezu kommt, dass es besonders bei Spielen der Einbildungskraft zu Uebertreibungen verlockt wird, welche wir selbst vielleicht noch begünstigt haben. Wenn ihm vollends schon das eigene Bewusstseyn, wie wir sahen, Beschämungen auflegt, arbeitet dann die Eigenliebe nicht von selbst an seiner Besserung? Sollen wir diese nicht unterstützen? Und wenn es auch in einem Falle lügt, sagt es nicht in tausend andern Fällen die reine Wahrheit? Macht es nicht sogar bei jener Ausnahme die Gespielen gerne zu Mitwissenden, oder zieht eine Schwester, vielleicht auch die Mutter in sein Geheimniss und zeigt sich nur falsch gegen den Vater oder gegen andere Vorgesetzte? Um so verwerflicher ist, wenn manche für jede Unordnung, die sie etwa im Hause bemerken, das Kind geradezu anklagen und mit polterndem Argwohn ihm nicht einmal glauben, auch wenn es unschuldig ist. Zeigen wir ihm doch lieber Vertrauen, wer wüsste nicht, dass es gute Gesinnung erwiedert und die Versicherungen anderer arglos hinzunehmen geneigt, ja leichtglaubig ist? Nur dass wir stets wahrhaftig gegen es selbst sind, lügenhafte Eltern haben meist lügnerische Kinder. Verbinden wir hiemit die Vorsicht, weder immer, noch gar zu genau auf Wahrheit zu dringen, manche Wahrheit ist so schlimm als eine Lüge.

Besonders werden wir die Kleinen nicht so in die Enge treiben, dass ihnen keine Wahl bleibt, als ihre Freunde zu verrathen oder uns zu hintergehen; dies hiese ja ihrer Aufrichtigkeit Schlingen legen, sie mit den Gefühlen der Theilnahme, Grosmuth, Dankbarkeit in Widerspruch setzen. Eben so dürfte es sich mit dem Geständniss begangener Fehler verhalten. Ist Schweigen, ja Lügen sogar oft nur Folge einer innern Beklemmung, wie leicht kann unsere Härte frech oder feig machen, Milde hingegen öffnet und reinigt das Herz. Doch begünstige man nicht Versprechungen, obschon wohlfeil, machen sie Schuldner und Lügner.

Beobachten wir solche Rücksichten, so wird es zwar zu Entschuldigungen und Ausreden kommen, aber nicht zu störrigem Lügen. Lezteres, in den ersten Lebensjahren ohnehin wohl unerhört, wäre schärfer zu ahnden, als das Vergehen selbst, auf welches es sich bezieht; die Furcht vor Strafe, diese gewöhnliche äussere Veranlassung zur Lüge, ist dann zugleich Furcht vor der Lüge selbst. Weit wünschenswerther aber ist, die innere Veranlassung, jenen oben bezeichneten Zwiespalt zu beseitigen oder doch zu schwächen. Das Kind wird um so wahrhafter seyn, je weniger es fehlt, je mehr es in Vollkommenheit fortschreitet. Besser wird es nicht schon durch Geständnisse, sondern allein durch Befolgung des Guten, also besonders durch Gehorsam gegen unsere Gebote. Unter diesen Geboten verstehe ich jedoch nicht jene Befehlerei, welche sich ausser Athem eifert und die Kleinen nur unartiger oder tückisch und knechtisch macht. Der Befehl, wie er seyn soll, ist, weil mit Ueberlegung

gegeben, auch einfach, genau, spärlich und freisinnig. In letzterer Hinsicht sind seine Grenzen so weit zu ziehen, dass man dem Kinde in allen an sich gleichgiltigen, seinem Köpfchen aber wichtigen Dingen den Willen lässt; wie empörend ist Erwachsenen die willkührliche Störung ihres Vergnügens. Mag es toben nach Wohlgefallen, das Kleidchen jauchzend beschmutzen oder zerreißen, ein Spielzeug zerbrechen oder verschleudern, dies sind Kleinigkeiten, sie verlieren sich von selbst, machen aber traulich und dankbar. Das bessere Streben liegt ohnehin nicht immer in seiner Gewalt, der Wille ist schwach, sonst wäre der heutige dem gestrigen nicht so oft fremd, oder würden vernünftige Gründe nicht so oft fruchtlos seyn.

Der Wille scheint mir überhaupt auch bei Erwachsenen, das stärkere Geschlecht mitbegriffen, nicht überaus mächtig. Schmeichelhaft ist es freilich für jeden, sich im Besitze einer Kraft zu wissen, welche seine Gedanken, Gefühle und Handlungen hervorrufen oder zurückdrängen, fortsetzen oder unterbrechen, verstärken oder schwächen kann, einer Kraft, die ihn von äussern wie von innern Einflüssen unabhängig macht und seine Selbständigkeit stählt. Ziehen wir aber diese Kraft nicht als einzelnen Faden aus dem ganzen Gewächse der Seelenvermögen hervor, sondern betrachten wir sie in ihrer lebendigen Thätigkeit, so erscheint sie vom Zusammenwirken vieler andern Kräfte bedingt, wie im Körper der Herzmuskel. „Ich will“ heist ja, ich verlange gerade dieses und weiter nichts, um aber gerade dieses bestimmt zu verlangen, muss ich bereits zwischen

etlichen Richtungen gewählt oder mich für eine entschieden haben. Mein Wille weist also auf eine Ursache hin, die ihn veranlasste, so oder anders zu bestimmen; er handelt nach Beweggründen, welche ihm theils von der Einsicht, theils von der Empfindung vorgelegt werden. Statt allwaltender Gebieter zu seyn, ist er Herr und Diener zugleich. Kann er sich aber nicht äussern, ohne von einem Grunde abhängig zu seyn, so gehorcht er diesem Grunde. Sagen, dieser Mensch hat seinen Willen, heist folglich nichts anderes als dieser Mensch ist irgend einem Beweggrund gehorsam. Und so ist es der Gehorsam, welcher dem Willen nicht nur nicht widerstreitet, sondern ihn voraussetzt und ohne welchen sich der Wille nicht denken lässt. Auf Gehorsam, auf gegenseitigem Gehorsam beruht das ganze Wesen der Menschheit und ihrer Verbindungen. Deshalb streben auch die grössten Geister, jene Geseze zu erforschen, denen Welt und Menschen unterworfen sind; deshalb können weder Gemeinde noch Staat bestehen ohne Handhabung solcher Geseze; deshalb bleibt auch das Kind abhängig von den Erwachsenen, so dass unsere Pflichten gegen dasselbe nicht eher aufhören, als bis wir es der Lenkung seiner selbst anvertrauen können. Nicht blos die Noth legt es in unsere Arme, auch später schmiegt es sich vertrauensvoll an; unsere Einsicht ist ihm eine so erwünschte Leuchte, dass sein Wille sich nicht verletzt, sondern angeregt fühlt, zu manchen Dingen ermuntert, von andern zurückgehalten zu werden. Und wenn wir auch Menschen finden, denen es durchaus nicht folgen will, oder deren Gegenwart schon

zu Ungezogenheiten reizt, so gehorcht es uns andern auf den Wink. Warum? Hier hat es Achtung dort keine; Beweis, dass der eigentliche Gehorsam, den man so gerne in äusserliche Handlungen setzt, aus nichts anderem als aus dem Innern hervorgeht. Dieser Gehorsam wird und ist recht eigentlich willig, denn er bestimmt sich wie der Wille für Eine Richtung, besiegt die entgegenstehenden Hindernisse, unterdrückt viele andere Wünsche, kleine Störungen, flüchtige Eindrücke und schliesst sich beharrlich Einem Beweggrunde an. Durch öftere Wiederholung fortgesetzt wird er zur guten Gewohnheit. Vor Gewohnheiten warnen zwar viele, allein der Mensch ist, da er doch unmöglich immer auf's Neue von vorn anfangen kann, da vielmehr die Thätigkeit seiner Kräfte unvermeidlich ja unzählige Mal auf eine und dieselbe Weise wiederkehrt, aus Gewohnheiten zusammengesetzt; aus Gewohnheiten des Herzens, dies sind seine Tugenden und Laster, aus Gewohnheiten des Geistes, dies sind seine Fertigkeiten, Einsichten oder Irrthümer. Jede Gewohnheit ist nur die Sprosse zu einer neuen Thätigkeit, der einzige Unterschied besteht bloß im Werthe der vorherrschenden Gewohnheiten, ohne dass wir deshalb zu seelenlosen Werkzeugen hinabsinken. Ohne Gewohnheiten verfiere der Mensch mindestens in die eines reizbaren Leichtsinnes, der ihn weder im Guten noch im Bösen zeitigen liese.

Hieraus folgt von selbst, dass eine gute Zucht, in welcher alles Bisherige zusammentrifft, sich um den Willen zu bestimmen, an dessen Triebfedern wendet, also nicht bloß an

die geistigen Fähigkeiten, sondern an die Empfindungen auch, und zwar an die angenehmen sowohl als an die unangenehmen. Lob und Tadel, Lohn und Strafen sind nicht zu umgehen, doch sey beides gerecht.

Durch sprödes Versagen des Lobes wird die Eitelkeit nicht etwa gelöscht, sondern nur empfindlicher und begehrllicher, durch besonnenes Gewähren hingegen auf ihr Maas zurückgeführt und ehrlicher befriedigt. Unser Loben beschränke sich daher auf das wohlerworbene Recht einer bereitwilligen Anerkennung, welche zu neuen Pflichten ermuntert, indem sie das Herz erweitert und die Freude am Guten würzt.

Was endlich die Strafen betrifft, so sollte man deren Zweck, Stufen und die Art der Vollziehung nie aus den Augen lassen. Folgsamkeit ist zwar, wie wir sahen, tief in der Achtung begründet; letztere müssen wir aber, um sie unter allen Umständen zu behaupten, auch nach ihren einzelnen Bestandtheilen geltend machen. Nun sind die Bestandtheile der Achtung keine andern als Liebe und Furcht, beide im Gleichgewicht und so unzertrennlich verbunden, dass keines, oder eines doch nur vorübergehend die Stelle des andern vertreten kann. Sind die Schranken des Gehorsams überschritten, so ist die Furcht verschwunden, durch Strafe, also durch irgend ein widerliches Uebel, wird sie erneuert, werden mit ihr Ansehen und Gehorsam wieder aufgerichtet. Zweck der Strafe ist daher die Wiederherstellung des Gehorsams durch eine Aenderung der Gesinnung und durch Zurückführen des frühern Zustandes. In

dieser Absicht säubert sie das Innere durch ein Uebel von einem Uebel, und befreit es von der Schuld, in der Hoffnung, dadurch auch gegen Wiederholung des Fehltrittes zu schützen. Das Maas der Strafe bestimmt sich zwar als Vergeltung durch die Gröse des Vergehens, besonders des absichtlichen, allein es muss zugleich mit dem Innern, auf welches gewirkt werden soll, behutsam abgewogen werden. Nicht genug, dass wir in vielen Fällen verzeihen, in andern nur ermahnen oder verweigern, dürfen uns auch Rückfälle nicht entrüsten; sie sind unvermeidlich bei einem Wesen, in dessen Seele der Schauplaz oft wechselt, die Auftritte rasch folgen und die Fäden bunt durcheinander laufen, ohne dass ein Knoten sich schürze. Nicht etwa nach dem Werth eines zertrümmerten Spiegels, sondern je nach der Eigenthümlichkeit des Kindes ist manches Vergehen gröser, manches kleiner, als es scheint, eben so auch bei mehreren Kindern dieselbe Strafe für das eine scharf, für das andere gelinde, schon nach Alter, Gesundheit, Anlage und gröserer oder geringerer Reizbarkeit. Schläge, unter den übrigen Hausmitteln von zweideutigem, jedenfalls untergeordnetem Rang, sind nur unerlasslich, wenn das Kind andere geschlagen oder Thiere gequält hätte; hier muss es den Schmerz, welchen es andern verursacht hat, am eigenen Leibe nachempfinden. Die Ruthe mag in der ersten Zeit kaum ganz zu entbehren seyn; deute sie immerhin, wie ein Marschalstab, weniger auf den Gebrauch als auf Schranken und Macht, so kommt sie doch den Vorstellungen, welche durch das Ohr eindringen sollen, auch noch später als

anschauliches Werkzeug zu Hilfe. Wie vieles steht uns aber sonst noch zu Gebot; schon das Heben oder Senken der Stimme, Tadeln, Drohen, Ueberreden, das Entziehen einer Speise, eines Spielwerkes, einer Hoffnung, eines Vergnügens, kurz alles, was nur von Einfluss auf das Kind ist und ihm den Werth seiner Verhältnisse erneuert, kann als maasgebendes Strafmittel dienen, so dass man sagen darf, eine Erziehung ist um so besser, je weniger derb, und um so schlechter, je weniger fein ihre Strafmittel sind.

Wären diese Mittel aber noch so gerecht abgewogen, sie sind dennoch zweckwidrig, wenn nicht zur gehörigen Zeit, noch auf die gehörige Weise angewendet. Manche müssen während der That eintreten, wenn sie deren Vollendung noch hindern können; andere und oft weit besser nach derselben, wann das Kleine frei von Leidenschaften und Grillen ist; alle aber nicht aus Zorn oder Rache, sondern ruhig und kaltblütig, als gienge man mit dem Kinde in ein reinigendes Bad. Strafe vollziehen ist oft schwerer, als sie leiden, dies veranlasst den neuen Fehler, dass manche sie lieber ganz unterlassen, oder während der Vollziehung schärfen oder nach der Vollziehung noch drohen, als ob sie nicht sühnen, nicht ausgleichen sollte. Ganz besonders warne ich vor öffentlicher Züchtigung; theils quält diese die bessern Zuschauer und nährt in den schlechtern Angeberei, Hartherzigkeit, Rachsucht, theils empört sie im Sträflinge selbst die gerechteste Eigenliebe, und taucht sein Gemüth in Schande, was selbst dem peinlichen Richter

nur bei Verbrechern gestattet ist. Hat dein Kind auch gefehlt, noch ist es kein Bösewicht, strafe, aber strafe im Stillen und ehre die Ehre.

Viel mächtiger als die Furcht, von welcher bisher die Rede war, wirkt die Liebe. Sie ist dem Kinde bei seiner Abhängigkeit so unentbehrliches Bedürfniss und gewährt ihm bei seiner Schüchternheit so unaussprechliche Wonne, dass ihm unerträglich ist, sie bedroht oder sich ihrer beraubt zu sehen. Im Streit mit einem Gespielen ist seine letzte Waffe, schluchzend auszurufen, ich habe dich nicht mehr lieb. Von Liebe werden alle seine Verhältnisse getragen und gehoben in Freude und Leid, von ihr ist sein ganzes Wesen betont bis in das Mark. Auf vernünftige Weise zeigen, wie so ganz und herzinnig man diese Liebe mitempfinde, heist über sein Paradies ein Sonnenlicht giesen, dessen himmlischer Strahl die edelsten Keime weckt. Reiner denn aus jeder andern fliesen aus dieser Quelle Achtung, Offenherzigkeit, Vertrauen, die Scheu, Fehler zu begehen, das Streben, begangene zu verbessern. Ja, ein Haus, worin dieselbe Ordnung alle Glieder einigt und nebst der Zucht noch Liebe waltet, feiert nicht blos helle Freudentage, sondern auch heilige Stunden, in denen, vom rohen Haufen unbeirrt, der Engel Gottes durch die Stube geht.

Nach diesen und ähnlichen Ansichten, fügte Gertrude hinzu, wurde unser Alfred bisher behandelt. Um als Vertreterin seiner Mutter sicherer zu gehen, habe ich ihn stets an die Stelle meiner entschlafenen Kinder gesetzt, habe in dieser glücklichen Täuschung dahinlebend, mit ihm gespielt,

versucht, geirrt, und dann geholfen. Seine Zuneigung war bald und damit war alles gewonnen; wie oft rief er freudig aus, dass er mir gehöre. Freilich hat er ganz das gute Herz seines Vaters, übrigens die gewöhnlichen Eigenschaften von Knaben dieses Alters, nur verrieth er früh eine gewisse Feinheit des innern Sinnes, welche sich angenehm oder unangenehm berührt fühlen konnte, wo andere vielleicht nicht daran dachten. Um so nöthiger schien es, ihn an sanftem Zügel zu lenken, und zu wachen, dass er nicht blos in sich aufnehme, sondern auch selbst wirke. Was er nur für sich allein verrichten konnte, musste er so gut es gehen wollte, ohne fremde Hilfe thun, auch durfte er Aufträge besorgen oder in geringen Geschäften aushelfen zum Gefühl und Gebrauch seiner wachsenden Kräfte. Spielen war ihm nach Belieben gestattet, aber in der festgesetzten Zeit und nur mit wenigem Zeug; mühsigen ohne Ermüdung oder durch die Fensterscheiben gaffen, gab ich nicht zu. Ohnehin waren wir täglich möglichst lange in der freien Luft; bei schlechtem Wetter sorgte ich nur für wärmere Fusbekleidung. Oefter nahmen wir Kleinigkeiten mit, die er verschenken konnte, auch durften ihm ähnliche Gaben erwiedert werden, jedoch nur von Kindern. Ausserdem war mir zugestanden, ihn täglich mehrere Stunden mit einigen Gespielen zusammenleben zu lassen.

Unter Erwachsenen fühlt sich das Kind so leicht zurückgesetzt oder zu sehr hervorgezogen, besonders zwischen seinen vier Wänden sieht es fast nur künstliche für seine Wenigkeit berechnete Verhältnisse; diese schlägt es sehr

hoch an und lässt sich gemächlich bedienen in der Meinung ein Herrenrecht über andere zu haben. Die Vorurtheile, welche es hiemit unwillkürlich empfängt, verrücken sein natürliches Gefühl und können ihm später wie einem Stubengelehrten das Leben verbittern. Mit Gespielen von gleichem Alter hingegen theilt es dieselbe Lage, dieselben Empfindungen, alle folgen dem Zuge ihres Herzens und bilden zusammen eine Welt der glücklichsten Geschöpfe, eine Welt, wie keine zweite gefunden wird, die aber gleich jedem andern Vereine nicht bestehen kann ohne Gerechtigkeit, Wohlwollen und Ordnung. Tritt das einzelne zum erstenmal in einen solchen blühenden Kranz, so ist es meist empfindlich oder übereilig oder verlegen, denn einseitig sind auch unsere besterzogenen Kleinen. Bald aber öffnet sich das pochende Herz dem Verständnisse, dasselbe Kind wird, indem es zunächst die sanfteren aufsucht, unvermerkt arglos, mittheilend, fröhlich, dann, so wie es sich den muthigen anschliesst, nicht selten verwegen. Selbstsucht hat aufgehört einziger Grund seiner Thätigkeit zu seyn, Lust und Liebe hauchen ihm Achtung für Rechte, Würde, Freiheit anderer ein, so dass es an ihnen thätigen Antheil nimmt und darauf verzichtet, sie als Sachen zu behandeln oder seinen Zwecken zu unterwerfen. Besonders mächtig wirkt der Nachahmungstrieb, dieses angeborne Bedürfniss der Entwicklung. Und wenn auch bei solchem Umgang, wie ich schon in meiner frühern Anstalt beobachtet hatte, mit neuen Tugenden neue Fehler hervortreten, um so besser. Ich lerne das Kind nach allen seinen Seiten oder

doch von manchen kennen, die mir sonst verborgen geblieben wären, lerne vieles, was es für sich in der Einsamkeit thut, richtiger auslegen, mache es jedenfalls umgänglicher und gestimmter, die Herzen derer zu gewinnen, die sich ihm nahen. Zugleich bin ich stets durch einige andere Kinder, durch den Gemeingeist der kleinen Gesellschaft unterstützt, mithin mächtiger und nützlicher, als wenn ich nur auf mich allein beschränkt wäre. Ueberdies werden jene Fehler, wie Neid, Herrschsucht, Eitelkeit durch den Einfluss vorher nicht gekannter Freuden von selbst gemäsigt und ursprünglich schon an sich schwach durch die Mitwirkung zum gemeinsamen Zweck eher in die richtige Spur geleitet. Möchte doch jenes gerechte Mitleid, welches Kinderschulen für Arme hervorrief, auch auf die Sprösslinge der Reichen ausgedehnt werden. Führen die spätern Lebenswege noch so weit auseinander, so hat das menschliche Herz bei aller Wandelbarkeit doch für wonnige Jugendeindrücke ein treues Gedächtniss.

Für Alfred brachte in dieser Weise jeder Tag neue Freuden. Wenn damit statt Eigensinn, Lüge oder Selbstsucht ein folgsames, offenes, lebenswürdiges Benehmen aufgeschlossen wurde, so gab ich mir alle Mühe, dass er auch zu Hause dasselbe beibehalte, nicht verdrieslich werde, und nie anders als mit heitern Gesichtszügen zu uns spreche, damit er durch Freundlichkeit sich annähere und immer mehr Wohlwollen gewinnen lerne. Dagegen blieb höfisches Benehmen, die erkünstelte Artigkeit ferne von ihm. Dieses Alter brächte es doch nur zu einigen tauben Redensarten

und linkischen Bücklingen, das Innere empfände dabei eine Leere und würde den lästigen Zwang verwünschen nebst der Hand die ihn auflegt. Haltung, Anstand, äussere Anmuth blieben dennoch nicht unbeachtet. Um indessen das Unbeholfene nach und nach zu entfernen, griff ich die Fehler von der Seite an, gieng vom Guten aus und sagte etwa, er schreite ganz ordentlich, nur wäre noch besser, sich etwas gerader zu halten, oder weniger schief auf eine Seite zu neigen, oder die Füße gleicher zu heben; seine Aermchen weis er noch jezt nicht gehörig zu tragen, obschon er werfen, schleudern und pfeilschiesen kann.

Wäre überhaupt nicht zweckmässig, die Fehler durch das vorhandene Gute zu beseitigen? Ich habe gewagt, in diesem Sinne fortzuwirken, und unser Hofprediger, ein hochwürdiger Mann, versicherte mir, ungeachtet des angeborenen, unverkennbaren Hanges zum Bösen dürfe und müsse man hier wie bei jedem andern Heilverfahren das Gesunde unserer Natur zu Hilfe nehmen, dann sey zu hoffen, dass dieses den kranken Stoff austöse; werde aber immer nur auf den letztern gleichsam losgepocht, so dränge man ihn gewöhnlich zurück und wie einen Nagel mit dem Hammer immer nur tiefer in's Fleisch. Ich suchte daher unserm Alfred, so wie er heranwuchs, einiges Vertrauen in sich selbst einzuflösen, zeigte ihm, wie er früher so ungeschickt war, zu meiner Freude mache er es jezt besser, auch einige andere Fehler habe er abgelegt, deshalb werde der fünfjährige Knabe nicht mehr behandelt wie ein zweijähriges Kind. Auch versprach ich ihm, wenn er brav bleibe, die Ruthe ganz

hinter dem Spiegel zu verstecken; falle er in Fehler zurück, so werde sie wieder sichtbar. Uebrigens spendete ich selten Lob und nie als in kleinen Gaben wie Salzkörnchen.

Dessenungeachtet musste ich öfter zurechtweisen, tadeln, drohen. Bisweilen genügte schon die Aeusserung, ich hätte von ihm dieses oder jenes nicht erwartet; mein leztes Mittel im schlimmsten Falle zu weinen, wurde nur Einmal nöthig. War ich gezwungen sonst zu strafen, so stellte ich immer die Frage voran, wie wäre dir? welches Maas würdest du dir selbst bestimmen, wie muss es also bei dem Kinde seyn? Hand in Hand mit der Strafe gieng meine Verzeihung. Sorgsam vermieden wurden erniedrigende Bitten um Vergebung, so wie unangenehme Zurechtweisungen vor Fremden, Gespielen und Dienerinnen. Lieber rief ich ihn unter irgend einem Vorwand ab, um ihn wieder in Ordnung zu bringen. Durchdrungen vom Gefühl der Schonung wurde er jedesmal folgsam wie eine Hand, und kehrte freundlicher zurück, als er gegangen war. Nur in Gegenwart seines Vaters that ich, als wären Seine Hoheit nicht anwesend und als ständen mir dieselben Rechte zu. Hiebei wagte ich nichts, da mich der Herzog freundschaftlich behandelte, „sonst würde mir Alfred nicht folgen, weil ein Kind in solchem Alter nur durch andere sehe und höre, besonders die Eltern seyen dessen Orakel.“ Um so mehr musste der Vater alles wissen, was vorgieng, das Söhnchen sollte nicht besser scheinen als es ist, sich nicht verstellen, noch erniedrigen, und eben so wenig glauben, unter den Augen des Vaters habe ich nichts mehr zu sagen, oder der Gehorsam, den

ich verlange, sey eine Gnade, die mir das Herrchen erweise. In solchen Grundverhältnissen muss alles ehrlich und wahr seyn.

Eigentlich gelernt hat Alfred noch sehr wenig, sein Vater untersagte mir jeden Schulunterricht. Mit unzeitigem Buchstabiren verstimmet ihr die Kinder und lehret sie nur, dumme Gesichter machen, behauptet er. Wir durften aber plaudern, erzählen, auch ganze Bogen Papier mit Bleistift und Farben besudeln, was wir denn nach Herzenslust thaten. Solche Stimmungen waren mir erwünscht, um in das Ergötzliche auch Nützliches träufeln zu lassen und das weiche Herz zu laben mit den Gefühlen der Theilnahme, des Glaubens und der Ehrfurcht vor dem gütigen himmlischen Vater; auch haben wir seit länger als zwei Jahren täglich miteinander gebetet. Alfreds Verstand war freilich zu schwach und ist es noch, um die höchsten Wahrheiten zu fassen; allein das Schicksal hat wenigstens mich belehrt, dass bei schweren Prüfungen die Schätze des Verstandes schnell zerstieben und unser bester Nothpfenning im Herzen ruht. Auch ist die zarte Jugend für Frömmigkeit so empfänglich, baut ihr mit reinen Händchen den schönsten Tempel und weihet sich freudig dessen Dienste. Gewiss denkt Alfred später an die Andacht seiner Kindheit zurück, möge es nie mit Wehmuth geschehen.

Französisch, das ihm so geläufig ist, lernte er, jedoch erst nachdem er deutsch sprechen konnte, wie dieses nur durch das Ohr. Unsere Zimmerjungfer Annette, Tochter eines verarmten Pariser Kaufmanns, brachte es ihm bei, indem

sie auf einzelne Gegenstände hinzeigte, dieselben benannte, nachsprechen lies und allmählig andere Wörtchen damit verband. Er fieng bald an zu verstehen, antwortete ihr aber noch längere Zeit deutsch, bis er endlich unaufgefordert wagte, französisch zu erwiedern, zu bitten, zu fragen. Nun kam es so rasch zum Geplauder, dass wir selbst nicht genau wissen, wie es eigentlich zugienge; indisch oder hebräisch wäre ihm glaube ich eben so leicht geworden, auch bildet er sich nichts darauf ein und ist hierin offenbar klüger als alle Sprachmeister unserer Stadt. Naschen war verboten und bleibt es. Da Kinder alles, was sie erhaschen, zum Munde führen möchten und damit verrathen, dass dieser ihren lebhaftesten sinnlichen Trieb beherberge, so warnt die Natur selbst davor. Leckerbissen waren uns daher nie Pfänder der Liebe, nie Preise des Gehorsams. Bloss nach Bedürfniss ist Alfred zu essen und zu trinken gewöhnt; er weis nicht, dass man den Hunger anders stillen kann als am Tische und zur rechten Zeit. Zufrieden mit seinem einfachen aber kräftigen Mahl kennt er die Lüsternheit nicht, welche so vielen Lastern den Weg bahnt. Versüste Mehlspeisen sind keineswegs ausgeschlossen, nebst ihrer Zuträglichkeit für den Magen befriedigen sie auch den Gaumen, so dass dieser weniger nach andern Reizmitteln begehrt. Als aber einst die Oberhofmeisterin in Abwesenheit des Herzogs Mandeln auf goldenem Tellerchen brachte, nahm ich die leckere Waare sogleich in Empfang, kaufte dann heimlich jenen Käfig mit dem Eichhörnchen und warf den Köder hinein. Bei ihrem nächsten Besuch hatte die Gnädige

richtig wieder ein Tellerchen unter dem Shawl, rasch zog ich den grünen Vorhang zurück, und wie das ergötzliche Thier sogleich nach dem Tellerchen häkelte, ward ihr Jubel so gros, dass sie fast nicht aufhören konnte mit ihm zu schäkern. Dies wiederholte sich von nun an jedesmal, Alfred tändelte mit, wurde verschont und über dem Eichkätzchen beinahe vergessen. Sonst hat sie viele gute Eigenschaften, besonders rühmlich ist ihre Milde gegen die Armen. Vollkommenheit sucht man auf Erden vergeblich, auch ich habe keine Ansprüche darauf, möge mir nur nicht mislungen seyn, meine Pflicht zu erfüllen.

Hiemit schloss Gertrude, die vielbewährte, ihren langen Bericht. Je mehr ich ihr und mir Glück wünschte, auf solche Weise vorgearbeitet zu sehen, desto ängstlicher macht mich die Zukunft. Wie werde ich meinem Berufe zu genügen vermögen? Obwohl ehemals und längere Zeit mit Jugendbildung beschäftigt, habe ich doch, aufrichtig zu gestehen, von eigentlicher Fürstenerziehung nicht einmal einen deutlichen Begriff, eben so wenig fand ich den Muth, mit dem Herzog darüber zu sprechen, und meine frühern Verhältnisse geben mir vollends gar keine Auskunft. Gestatten Sie mir einige Erlebnisse aufzufrischen.

Der alte Graf, im Ganzen ein herrlicher, nur etwas derber Mann, der nach langen Feldzügen mit Narben und Orden geschmückt als Major auf seine Güter zurückgekehrt war und sich hier neben der Landwirthschaft besonders eifrig mit Geschichte beschäftigte, hatte mir sogleich anfangs erklärt: keine Standespossen, auch nicht von Ihrer Seite,

gelehrter Herr, wie er mich nannte. Mein Kuno soll seine Güter einst selbst verwalten, wenn er bei gehöriger Reife gründliche Kenntnisse, die er später nach Neigung erweitern kann, auf einer Hochschule erworben hat. Man muss das seinige zu Rath halten lernen, sonst heist es: Grand d'Espagne, comte d'Allemagne, marquis d'Italie sont tous trois pauvre compagnie. Wollte er aber in Dienste treten, so muss er auch da, wo Geiger und Sängerinnen mehr als der wackerste Mann gelten, von unten anfangen; taugt er nichts, so wird er nichts von Rechts wegen. Also keine Standespossen, sie verdrehen den jungen Leuten Kopf und Herz. Meiner Frau habe ich das feierliche Gelübde abgenommen, ihn bis zur Volljährigkeit mit ihrem Zeug zu verschonen; unser Weibervolk trägt die Nase gerne hoch und schmuggelt den Jungen Zuckerbrod und Vorurtheile zu, wenn auch nur im Vorüberhuschen. So darf es auf Erchelstein nicht gehen.

Dem Geschmacke der Gräfin Hedwig, wie musterhafte Gattin, wie zärtliche Mutter und rührige Hausfrau sie auch war, sagten diese Ansichten nicht zu. An einem grossen Hofe zu glänzen oder einen kleinen um sich zu sehen, wäre ihr lieber gewesen; da aber beides in unserem abgelegenen Waldschlösschen nicht angieng und schon ein Versuch dazu den Hausherrn, für dessen Aufwartung ein alter Husar genügte, sicher in Harnisch gebracht hätte, so suchte sie ihren Trost in einigen vom Grafen geduldeten Anspielungen. Hatten die Zeitungen eine Hoftrauer angesagt, so erschien sie immer im vorgeschriebenen Anzug

und hielt die Abstufungen genau ein, wenn auch die Nachricht wie gewöhnlich zu spät kam und in der Hauptstadt das finstere Schwarz bereits allen Farben des Regenbogens gewichen war. Im Freien sah man sie selten ohne zwei knurrige Möpschen, deren eines am Zipperlein litt. Gieng sie zur Kirche, so musste ein bepudierter Diener, die Woche hindurch ehrsamer Gartenknecht, das Gesangbuch hinter ihr hertragen, und am Hedwigstage, dem zu Ehren jener Nachtreter jedesmal mit einem vom Hofe längst verbannten Haarbeutel beschenkt wurde, nahm sie von Kuno den Handkuss in Empfang. Jenes Gelübde hatte ihr der gestrenge Herr, wie sie ihn hingebend nannte, nur durch die äzende Drohung entrissen, das Söhnchen sofort aus dem Hause zu schaffen; sie erfüllte es übrigens mit löblicher Treue. Kaum war jedoch die ersehnte Volljährigkeit eingetreten, so erklärte sie ihrem blühenden Kuno, ihn vor einige Ahnenbilder führend, sie hoffe, er werde seines Standes sich jederzeit würdig erweisen, wenn gleich, wie sie mit stiller Wehmuth bemerkt habe, in seiner Erziehung manches vernachlässigt worden sey, obwohl ganz ohne ihre Schuld. Von nun an aber erwarte sie, dass er sich durchaus standesmäßig benehme, natürlich nur mit Hoffähigen lebe, übrigens im Umgange mit gemeinen Edelleuten nie vergesse, dass er zur Crème gehöre, sich von ihnen den Pas nicht nehmen lasse, und lieber eine vornehmere Gesellschaft, etwa die eines Reichsgrafen oder Fürsten suche. Bei glänzenden Verbindungen könne man immerhin etwas herablassender seyn, ohne sich sogar gegen die eckelhaften Bürgerlichen

oder die unausstehlichen Parvenus das Geringste zu vergeben. Einen armen Junker bis auf gewisse Nähe an sich zu ziehen, aber ohne Verbindlichkeit, sey nicht übel, der Abstand, somit auch der Anstand trete eclatanter hervor. Manche andere Wünsche wegen seiner Präsentation und Placirung am Hofe unterdrücke sie, hoffe aber jedenfalls, er werde sich nicht mesalliiren, dies wäre ihr Tod; in seine Hand lege sie hiemit ihr Leben.

Kuno erwiederte: Die gewiss wohlgemeinte Anleitung der gnädigen Mamma könne man befolgen und doch ein verächtlicher Wicht seyn. Unter den Ahnen zählen manche, deren er sich nicht rühmen möchte, die übrigen seyen gewöhnliche Rittersleute gewesen ohne allen geistigen Aufschwung, weiter als bis zum Amtmann bei den Ursulinerinnen habe es auch der vornehmste nicht gebracht und die Grafenkrone verdanke man bekanntlich nur seit kurzem einem allgemeinen Schub. Ansprüche habe er, der noch nichts geleistet, keine zu machen; selbst die Einkünfte seyen erst in neuer Zeit durch Anlegung des Schmelzofens und der Glashütte gestiegen, wie dürfte er sich brüsten? Wahre Ehre sey ihm lieber als sein Leben, allein er finde sie weder im Uebermuth gegen Geringere, noch in Kriecherei vor Höhern, jeder Schurke sey ihm verhasst, jeder brave Mann ehrenwerth. An Heirath habe er noch gar nicht gedacht, würde jedoch einen so wichtigen Schritt niemals wagen ohne den Segen derer, die ihm nächst Gott das Leben geschenkt.

Aus diesem Bruchstücke sehen Sie bereits, dass ich dort

keine Veranlassung fand, über besondere Standesbildung nachzusinnen; auch hatte ich dies nicht zu bereuen; Kuno ist allgemein geachtet und von der vornehmern Gesellschaft sehr gesucht. Wenn indess sein Vater, der Major sollte ich sagen, denn so lies er sich am liebsten nennen, darin Recht hat, dass Graf nicht mehr, wie ehemals ein Amt oder Beruf, sondern blos ein Titel ist, für welchen man freilich nicht erziehen kann, und der sich kaum als untergeordneter Beweggrund anwenden liese, so ist mir doch gar nicht klar, ob bei einem Fürstensonnen dieselben oder andere Rücksichten eintreten müssen? Ich bitte dringend um nähern Aufschluss.

Hartwig an Dielitzsch.

Vorerst ein Wörtchen über Gertrude. Dass die Gute mit groser Gewissenhaftigkeit alles geleistet, was man billig erwarten konnte, hatte ich schon früher gehört; dennoch überraschte mich die bei Frauen nicht gewöhnliche Einsicht, von der sie sich leiten lies. Um so lieber verweile ich noch etwas wenigstens bei einem der Gegenstände, welche sie berührte, ich meine den Entwicklungsgang des Denkvermögens. Beobachten wir nehmlich das Kind, wann es sprechen zu lernen beginnt, so unterscheidet es zwar Maas, Entfernung, Farbe und so manches andere

noch nicht gehörig, wie bei dem Gehenlernen taumelt und fällt es vielmehr fast jeden Augenblick, taumelt und fällt aus einem Irrthum in den andern; dessenungeachtet lässt sich mit einiger Sicherheit auf den frühern Zustand seiner Seele zurückschliesen. Niemand wird läugnen, dass es von der Geburt an Bekanntschaft mit Gegenständen ausser ihm zu machen beginne und dieses fortseze. Beides geschieht durch Eindrücke. Durch jeden Eindruck wird es zwar seiner inne, allein Wiederholung desselben Eindrucks prägt den Gegenstand ein und zeichnet ihn so kenntlich, dass er aus dem Nebel, der ihn deckte, allmählig hervortritt. Indem es hiemit sich anschickt, durch Erinnern und Vergegenwärtigen ihn von andern zu unterscheiden, legt es ihm ein bekannt gewordenes Merkmal bei, dasselbe Merkmal bietet zugleich einen Maasstab zum Vergleichen dieses Gegenstandes mit andern. Bei dem Unterscheiden wie bei dem Vergleichen geht es daher vom Bekannten aus; was mit diesem Verwandtschaft oder Zusammenhang hat, gilt ihm für gemeinsam, das entgegengesetzte für fremd. Aehnlichkeiten sind es also, mit welchen das Kind sich am liebsten befreundet. Aehnlichkeiten täuschen jedoch, da sie nicht alle, sondern nur gemeinsame Merkmale hervorhebend, die Unterschiede fallen lassen und einen Gegenstand für den andern ausgeben. Deshalb ruft das Kind, kann es einmal Papa stammeln, von Aehnlichkeit angelockt, jedem freundlichen Manne Papa zu. Hiemit steht es noch auf gleicher Stufe wie etwa die Fleischfliege, welche bei äusserst feinem Geruch und trotz der sonst untrüglichen Mutterliebe ihre Eier nicht selten

auf die Aaspflanze legt, im Wahn eine Leiche vor sich zu haben. In jenem Kreise wird das Kind sich so lange drehen, wird auch, aller Lebensfülle ungeachtet, Glimmer mit Gold, Tollbeeren mit Kirschen, Schein mit Seyn verwechseln, bis ihm, was der Fliege bei ihrer nur auf Erhaltung und Fortpflanzung beschränkten Kraft nicht möglich, mehr Eigenthümlichkeiten an diesen Gegenständen bekannt wurden. Mit dem Hervortreten solcher Unterschiede verschwindet die Aehnlichkeit oder vermindert sich auf eine kleinere, die seitherige Vorstellung berichtigende Anzahl bleibender Merkmale. Im Laufe dieser Entwicklung geht es aber nicht blos, wie man zu sagen pflegt, vom Bekannten zum Unbekannten über, dies hiesse ja nur, es macht Erfahrungen, was denn sonst, wenn es nicht verdummen soll? sondern wir sehen auch, auf welche Art es seine Erfahrungen mache, sehen dass es mit einer zwar ebenfalls beschränkten aber unendlich dehnbaren Kraft von Unbestimmtem zum Bestimmten übergeht, also auch vom Allgemeinen zum Besondern, vom Ganzen zu den Theilen, vom Zusammengesetzten zum Einfachen. Bei den ihm unaufhörlich zuströmenden Eindrücken nimmt dieses Geschäft des Entwirrens so viele Kräfte in Anspruch, dass hierüber das Kind seiner selbst vergisst, oder eigentlich noch gar nicht angefangen hat an sich zu denken; sein ganzes Vorstellungsvermögen ist von Empfangenem angefüllt und damit zusammengewachsen. Da jedoch dieses Vermögen stets in Thätigkeit ist, also rastlos vergleicht, unterscheidet, verbindet, zersetzt, so wird es endlich stark genug, auch sich selbst von jenen

Eindrücken abzulösen, und sich als eigenes Wesen ihnen gegenüber zu stellen. Dieser Schritt war noch nicht gethan, als es bereits mit einiger Fertigkeit sprechen konnte. Damals wusste es einzelne Gegenstände, auch Bedürfnisse zu nennen, stammelte wohl, essen, dann Kind essen will, hierauf Max will essen, aber erst später schied es Kind und Max ebenfalls aus, bis es zuletzt Ich sagt. Vorher sich nur fühlend, denkt es von nun an sich selbst und weis für immer sich als ein Ich. Dunkle Vorstellungen bleiben ihm dessenungeachtet noch in Menge zurück, allein es setzt seine bisherige Thätigkeit unverdrossen fort, um seiner wie der Welt immer bewusster zu werden, nur dass mit dem Vorücken die Aufgabe immer verschiedene Gebiete betritt und sich immer vielseitiger stellt. Max ist sich nicht mehr Max, sondern er denkt sich als Ich, allein dieses Ich denkt noch nicht, dass es Inbegriff von Geist und Gemüth ist, nicht, dass diese beiden theils sich einzeln entwickeln, theils in ihrer Entwicklung sich gegenseitig bald hindern, bald unterstützen; und wenn auch das Kind in geistiger Beziehung von einzelnen Vorstellungen zu Begriffen, ja zu Urtheilen übergeht, so sind ihm doch in jedem seiner Urtheile, obwohl es damit einen vollständigen Gedanken ausspricht, die Bestandtheile dieses Gedankens, sogar noch lange, nicht deutlich; eben so achtet es in seinen Handlungen, wenn gleich eine Willensäußerung sich darin kund gibt, gewöhnlich nicht auf die Beweggründe. Aller dieser Dinge muss es erst allmählig mächtig werden, wenn es nicht mit nur halbem Bewusstseyn zwischen Wahrheit und Irrthum

lebenslang schwanken soll. Ihm Hilfe zu leisten ist unsere, der Erwachsenen Pflicht. Hat aber jedes Kind seit seiner Geburt bereits in Kopf und Herz viele Vorräthe gesammelt, welche um- und auszubilden sein Geschäft und Leben ist, so haben wir das Vorhandene zu benützen, und dabei dem angeborenen Gange zu folgen; haben also an das rein Geistige und Abgezogene nicht sogleich anfangs zu weisen, sondern es bis zum Ende aufzusparen, haben eben so nicht aus dem Nichts, sondern aus Gegebenem zu entwickeln, vom Niedern zum Höhern, vom Dunkeln zum Hellen aufzusteigen; haben überhaupt nicht, als wäre die Seele des Kindes ein leeres unbeschriebenes Blatt, nur auf den Gang vom Einfachen zum Zusammengesetzten, wie in der Mathematik uns zu beschränken, sondern zugleich den umgekehrten Weg vom Zusammengesetzten zum Einfachen, namentlich noch bei Zergliederung der Urtheile und Handlungen einzuschlagen. Auch Sie werden im Unterrichten sowohl als im Erziehen wieder vielfache Veranlassung finden, auf diese doppelte Weise zu wirken.

Ueber eigentliche Fürstenerziehung bitte ich jedoch sich vorerst keine Sorge zu machen. Irre ich nicht, so gilt Ihnen selbst bereits allgemeine menschliche Bildung wenn nicht für vorzüglicher, doch als die Grundlage jeder besondern. Ob dessen ungeachtet Ihre Aufgabe, wie Sie zu fürchten scheinen, eine Ausnahme ansprechen dürfe, wird sich erst entscheiden, wenn wir uns die unentbehrlichen Eigenschaften eines Fürsten vergegenwärtigen. Ueber das, was ihm noth thue, herrschen in den manchfachen Schichten

der Gesellschaft freilich die verschiedenartigsten Meinungen. An seinem Oberhaupt möchte der Krieger einen ehrgeizigen Eroberer haben, der Bauer einen friedlichen Landesvater, der Gelehrte, Dichter, Künstler einen entzückten Verehrer, der Adel einen *preux chevalier*, die Frauen einen bezaubernden Adonis, die Geistlichkeit einen mildthätigen Betbruder, der Beamte einen rastlosen Arbeiter, der Lebe- mann einen unverwüstlichen Schwelger. Unter seinem Fürsten denkt jeder mehr oder weniger zunächst an sich selbst, und ich denke nicht dies ändern zu können. Geben indess alle zu, von gewöhnlichen Leuten unterscheide sich der Fürst durch den Standort sowohl als durch den Umfang von Verbindlichkeiten, so folgt hieraus doch nicht, dass auch die Befähigung seinem Berufe zu genügen eine durchaus eigen- thümliche sey; es lässt sich im Gegentheil, wenn wir uns an das Wesentliche halten, ohne besondere Schwierigkeit nach- weisen, dass er derselben Eigenschaften bedürfe, wie jeder andere wohlerzogene Mensch. Es sind dies die bekannten der Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung.

Wenn ein kluger Mann, fern von Uebereilung, Leichtsinn und Nachlässigkeit in seinem Thun die Mittel, Zwecke und Folgen erwägt, dabei auch sich und andere möglichst ken- nen zu lernen sucht, so wird der kluge Fürst nach dem- selben Ziele streben, daher durch den Besiz der Macht sich über guten Rath nicht erhaben glauben; er wird unter- scheiden, welche Kenntnisse und Geschäfte seine meiste Kraft erfordern, wird seine Gehilfen nach ihrem Werth, nicht aber nach seiner Neigung wählen, Schmeichler nicht

mit dem Freunde verwechseln, und die besten Wege für das Gemeinwohl aufsuchen. Eben so, wenn Gerechtigkeit jedem Menschen die Pflichten lehrt, welche er sich und andern schuldet, wenn sie ihm ihre Waage reicht, um seine Handlungen zu prüfen, oder das Gewissen schärft, um seine Leidenschaften zu unterwerfen, so gilt sie dem Fürsten zugleich als die Seele seiner Gewalt, als das Siegel für die Glaubwürdigkeit der Geseze. Sie ist's, welche, Uebermuth und Unterdrückung gleich sehr wie Trug und Willkühr verabscheuend, ihn auffordert, so zu denken und zu handeln, wie der gesammte Staat denken und handeln sollte. Von ihr geleitet hält er, alle Theile überwachend, das Ganze in Eintracht zusammen, schafft dem Geseze Ansehen in Haus, Stadt und Land, und ehrt es durch seine eigene Achtung vor dem Selbst und dem Eigenthum anderer. Müsste er aber strafen, so immer nur nach dem Maasse der Schuld. Ferner, wenn Tapferkeit aus dem Muth entspringt, welcher uns für jeden Kampf gerüstet findet, und Hindernisse wie Leiden überwinden hilft, so macht sie auch den Fürsten zum Herrn seiner selbst, der, auf die Willkühr der Geschicke vorbereitet, Gefahren niemals bedachtlos herausfordert, ihnen aber, wenn die Noth gebietet, unerschrocken in's Auge blickt, und eingedenk seiner Stellung mit erhabener Seele alles Menschliche unter sich sieht, ja für aller Wohl sich dem Tod entgegenwirft. Mäßigung endlich stellt unsere Kräfte erst in Senkel und Verhältniss. Sie ordnet den innern Haushalt, damit Leib und Seele in ihrem Rechte bleiben, ohne dass eines das andere beein-

trächtige; sie wägt auch die geistigen Eigenschaften ab, damit diese ermuntert, gestärkt und ausgeglichen werden, und keine sich spreize; sie hält zurück von Verdampfung und Verschmiztheit, von Schlaffheit und Härte, von Feigheit und Verwegenheit. Richtschnur des Fürsten mildert sie nicht nur das Unglück durch Ergebung, sondern schützt auch im Glück, das noch schwerer zu tragen, gegen Mißbrauch wie gegen Uebersättigung, und schafft einen Gleichmuth, der freundlich auf dem Gesichte strahlt, gewinnend durch die Rede tönt. Vereinigt er sie also mit den drei übrigen Eigenschaften, so mischt er auch zu rechter Zeit Süses gehörig mit Saurem, und hat bei aller Strenge gegen das Schlechte zugleich für Unglück Erbarmen, für Klagen ein Ohr, für alle ein Herz. So wird seine Mäsigung die Quelle von Milde, Gnade, Wohlfart, eine Mehrerin des Guten, die in das öffentliche Leben Segen legt. Nicht blos Laster sind ansteckend, auch beharrlicher Tugend, der eines Fürsten zumal, gelingt es oft schon durch des Beispiels nie schlummernde, stets wirksame Macht Böses in Gutes umzubilden, Roheit in Milde, Frechheit in Zucht, Unglauben in Frömmigkeit.

Diese vier Eigenschaften, jedem Menschen unentbehrlich, jedem erreichbar und bereits in mäsiger Höhe segenreich, müssen in der lautersten Demuth vor dem König der Könige wurzeln, damit die Ehrfurcht vor dem Heiligen mitten darin sey, wie das Leben im Blut, wie Christus in den Evangelisten.

Kein Zweifel also, auch ein Fürstenkind, soll es seine Bestimmung erreichen, ist früh und stetig in allem zu üben,

was ihm den Besiz jener Eigenschaften erwerben und sichern kann. Gehen Sie daher in Gottes Namen hier wie früher bei Kuno zu Werke, nur wo möglich noch enthaltsamer, theils um nicht grose Erwartungen zu spannen, wozu bei solchen Kindern Vornehme und Geringe ohnehin geneigt sind, theils um selbst weder zu viel noch zu wenig zu sehen; leicht täuscht uns am Zögling sein Herz durch den Geist, sein Geist durch das Herz, und so wie sie ist, erscheint die Jugend meist unerwartet, bisweilen erst spät. Alfred sey ein fröhlicher wenn auch noch vorlauter und ungeschickter Knabe; er genieße Freiheit mit den jeder Altersstufe gebührenden Rücksichten; um hoch zu steigen gehe er langsam, und thue lieber etwas weniger denn mehr als er vermag. Noch überwiegt bei ihm das Gefühl. Die fortgesetzte Pflege dieses Vermögens ist für das gesammte Erziehen um so einflussreicher, da eben im Gefühl ein mütterlicher, oft entscheidender Bestandtheil der Gesinnung wie der Handlungsweise des Menschen liegt, und uns überdies zur Ueberwindung von Fehlern, die sich überhaupt ungleich schneller als Tugenden entwickeln, oft nichts zu Gebot steht, als die Erregung irgend eines guten Gefühls; ja solche Gefühle sind eine Gnade Gottes, die in den Schwachen mächtig ist und nicht selten den Starken noch in ihrer Hand hält. Mutter, rief Coriolan, Rom hast du gerettet, deinen Sohn verloren. Selbstsucht und andere schlimme Folgen wären vom Gefühle nur dann zu fürchten, wenn wir unterliesen, das Kind für die Menschheit zu erwärmen, oder vielmehr wenn wir die ursprüngliche Wärme seines Innern,

die Freude am Guten , nicht gegen Erkältung zu schützen wüssten. Auf welche Art diese Freude sich wecken lasse, braucht man nicht, wie manche gethan, erst lange zu suchen; schon von der Natur ist das Wesentliche vollzogen, indem diese mit weiser Fürsorge jedem alle übrige Menschen als Seinesgleichen an's Herz gelegt hat. „Auch ohne Einsicht und Verstand gibt das Mitgefühl sich den ersten Regungen der Menschlichkeit hin, vom Leiden anderer unwillkührlich, oft schmerzlich ergriffen, wünscht es eben so lebhaft sie glücklich zu sehen und treibt schon den Knaben an, Richter der Unterdrücker, Rächer der Unterdrückten zu seyn.“ Dieses Mitgefühl rein menschlich, ächt christlich, wahrhaft fürstlich mildert nicht blos die Sprödigkeit des Selbst, sondern ist auch der Boden, aus welchem Sitten, Geseze wie gesellige Tugenden erwachsen, ja es eilt ihnen voran und vertritt zunächst sogar deren Stelle, bis es wie süßer Most sich vergeistigt, und zwar namentlich zu Grosmuth, Freigebigkeit, Treue, zu Edelsinn überhaupt.

Folgen wir diesem Wink der Natur. Von sich ausgehend fasst das Kind seine Beziehungen zu andern in den Ausdrücken lieb, brav, bös, unartig zusammen. Dieses Urtheil lässt sich lange vor dem Beginn eines eigentlichen Unterrichts in der Sittenlehre auf seine Veranlassungen zurückführen, nach seinen Bestandtheilen zergliedern, berichtigen und zu immer deutlicheren Beweggründen erweitern. Mir wenigstens scheint der Schritt auch für kurze Beinchen nicht zu gros, das Kind in seinen kleinen Leiden und

Freuden unmerklich dahin zu bringen, dass es, wenn anfangs auch nur durch das Gefühl, sich an die Stelle anderer seze. Schwer ist doch nicht, ihm die Ueberzeugung zu schaffen, dass andere sich derselben Spiele, desselben Kuchens gleich sehr erfreuen, schwer ist eben so wenig, es ahnen zu lassen, was ihm an andern gefalle, die es gerne hat, was an solchen misfalle, die es etwa nicht mag. An diesen Anfang der Klugheit schließt sich von selbst eine Uebung jener Gerechtigkeit, welche Niemanden beleidigen will, der Ungerechte wird ja gemieden geflohen; eben so eine Uebung jener Milde, gegen andere artig zu seyn, den Freundlichen und Gefälligen suchen und lieben wir ja. Hiebei wird allerdings zugleich die Eigenliebe benützt, jedoch wie ein junges Bäumchen, dem man edle Knospen einäugelt, etliche wilde Schosse aber noch lässt. Die Sätze: keinem zu Leide, jedem zur Freude, oder: stets unterscheide, Unrecht vermeide, enthalten alles Nöthige. Fügen wir hinzu: Unrecht nicht leide, so ist auch auf Tapferkeit hingewiesen, und Selbst- wie Mitgefühl gehoben durch einen kleinen Beisatz von Einsicht und Pflicht. Während unser Kind sich hiemit am Bessern und Höhern aufrichtet, wird es in der That vornehmer als bisher, denn es handelt nicht mehr wie das Gesindel der Menschheit, welches schonungslos und frech nur sich, nicht die Sache zum Maasstabe nimmt. Alfred wurde, irre ich nicht sehr, in diesen Beziehungen so zweckmässig behandelt, dass Sie den Faden, welchen Gertrude gesponnen hat, nur aufnehmen dürfen.

Hielte man mir entgegen, auf solche Weise wäre zuletzt entweder jeder Fürst als verbürgert, oder jeder Wohlerzogene als fürstlich gebildet anzusehen, so stimme ich dem Letztern bei und wünsche sogar, ohne das Erstere zu fürchten, dieser „Communismus“ möchte sich allgemein bethätigen. Würde nur jeder von uns andern nach den Tugenden eines Fürsten streben, statt dessen Stand zu beneiden, gewiss, die Menschheit hätte weniger über selbst verschuldete Leiden zu klagen. Uebrigens ist hiemit nicht behauptet, durch den Besiz jener vier Tugenden sey eine besondere Berufsbildung, also auch die eines Fürsten bereits vollendet; steht doch fest, dass eine solche Vollendung nicht einmal durch die Erziehung, sondern erst in der Ausübung des Berufes selbst gewonnen werde. Auch setzt meine vorige Schilderung offenbar voraus, dass die allgemeinen Tugenden und der besondere Beruf sich schon in der That gegenseitig durchdringen. Fragen Sie nun, auf welche Art diese gewiss nothwendige Durchdringung bei dem Fürstenberuf zu fördern sey, so ist klar, dass man den Stand mit dem Allgemeinen in Einklang zu bringen habe; um aber auf dieses Ziel hinarbeiten zu können, müssen wir erst den Stand in seinem Verhältniss zum Allgemeinen untersuchen.

Und hier zeigt sich zunächst, der Fürstenstand enthalte leider gar manches, was die Verwirklichung des Guten erschwert, erschwert, weil dieser Mensch Fürst, und dieser Fürst Mensch ist. In menschlicher Beziehung müssen wir bekennen, dass trotz der unendlichen innern und äussern Verschiedenheit unter den Sterblichen jeder, ob König oder

Bürger, ursprünglich das überwiegende Gefühl hat, mehr oder weniger nur für sich zu sorgen; wünschend, die Welt wäre lieber für ihn, denn er für die Welt, thut er mehr nicht als er muss, hält Reichthum, Ehre, Macht, Vergnügen für das Höchste, und zieht alles dies in den Kreis seiner Wünsche, geneigt zu misbrauchen noch eh' er es hat. Aeussere Beziehungen treten diesem gemeinsamen innern Zustande in umgekehrtem Verhältnisse entgegen. Den Geringern zwingt die Noth sich zu beschränken und durch Thaten zu heben. Er sammelt seine Kräfte, nützt seine Zeit, strengt sich an, um nicht zurück zu bleiben, mehr noch um andere zu übertreffen. Ausserdem halten ihn, wollte er den Großen spielen, Lehrer, Meister, Vorgesetzte streng in der Zucht, weisen ihn Angehörige, Nachbarn und Freunde mit Tadel, Spott, Drohungen, Furcht in die Schranken, gebieten ihm Sitten, Gebräuche, Geseze steten Gehorsam, so dass der Nachtheil seiner Geburt zum Vortheil seiner Erziehung wird. Dem Fürstensohn hingegen gereicht der Vortheil seiner Geburt desto leichter zum Nachtheil seiner Erziehung. Wem könnte entgehen, da trotz jener unablässigen Mahnungen selbst viele der Geringern versinken, dass Er noch weniger gegen Verderben gesichert ist? Wie den Geringern das Höhere reizt, so den Höhern das Geringere; Unbekanntes, Verborgenes weckt seine Neugier, sein Verlangen, die geringste Unanständigkeit haftet in seinem Gedächtniss, wuchert vielleicht in seiner Einbildungskraft. Geboren mit denselben Neigungen und Lüsten erhebt er über eine weiche Gegenwart sich um so schwerer, je

weniger er noch das Falsche und Leere des Glückes erfahren hat. Noth kennt er nicht, suchen, wagen, erwerben, was den Lebenskreis von Tausenden mit Verdiensten und Tugenden schmückt, er braucht es wenigstens nicht. Sitten und Geseze, unentbehrlich der Menge, sollten sie ihm keine Ausnahme gestatten? Könnten andere nur wie sie möchten; nach Genuss lechzen ja alle, und er sollte im Ueberfluss darben, sollte allein sein Glück nicht zu schätzen wissen? Ladet doch alles, was ihn umgibt, dazu ein. Man kommt seinen Wünschen zuvor, ohne dass er wirbt, er sieht sich geehrt ohne gelehrt zu seyn, mögen andere mit der Menge laufen, sein Stand schon zieht aller Blicke auf sich, als habe, wie bei einer strahlenden Schönheit, Natur und Geburt das Beste gethan. Würde ihm aber auch klar, dass er ebenso Mensch als von hohem Stande ist, so beherrscht ihn doch leicht ein Geist der Unabhängigkeit, dem Belehrung und Widerspruch lästig fallen, oder er nährt so vortheilhafte Meinung von sich, dass ihm seine unvollendete Entwicklung vollendet scheint. Und muss er sich dennoch mangelhaft finden, wer bürgt uns dafür, dass sich der Glaube an ein unvermeidliches Schicksal nicht einmische? Der Himmel wollte, dass ich so und nicht anders bin, mag dann einer behaupten, indem er seine Fehler schlaff dem Allmächtigen zuschiebt. So viele Versuchungen und Gefahren drohen dem Fürstensohn von zarter Jugend auf, sie gehen aus von der Lichtseite seines Standes, wie von der Schatten-seite seines menschlichen Wesens, und werden noch vermehrt durch die Willfährigkeit anderer, welche oft beide

Seiten niederträchtig genug auszubeuten weis. Wie glücklich der Aermere auf goldener Mittelstrase, wie viel leichter ist dieser zu bilden als jener.

Verzweifeln wir nicht. Zum Bösen wird ein Fürstensohn freilich versucht gleich andern Menschenkindern, und wären diese Versuchungen bei ihm auch vielfacher, so ist er doch in solcher Hinsicht nach den Lehren der allgemeinen Erziehung zu behandeln, welche ich daher immer vorausseze. Von der andern Seite hiese es aber seinen Stand gänzlich verkennen, wollten wir dessen mächtige Beweggründe zum Guten ausser Acht lassen, und ihnen nicht das Uebergewicht zu verschaffen suchen. Schon das ist ein Vorzug des Fürstenstandes, dass er niedrige Triebfedern ausschliesst. Jene Mittel, durch welche der Geringere eine Tugend aus seiner Noth machen muss, sind nur durch äussere Verhältnisse aufgezwungen, sie ersticken ausser vielem Schlechten zugleich manche edlere Regung, schüchtern selbst Tugenden ein und sind zum Theil sogar unedel; dies würden sie auch immer bleiben ohne das innere Bedürfniss des Menschen sich zu vervollkommen. Dasselbe Bedürfniss hat der Fürstensohn, fallen gleich jene Antriebe bei ihm weg, von der Wiege an so gut wie jeder andere. Er ist eben so empfänglich für den Zug der Pflicht, für das Gefühl des Wachsens im Bessern, für die Liebe zum Edlern. Von äussern Hemmungen ungebeugt kann in ihm diese Richtung sich senkrecht erheben, sich freithätig entfalten, während seine Stellung alle Hilfsmittel sichert zur Ausbildung im Wahren, Guten und Schönen. Also nicht

genug, dass dieser Stand über niedrige Triebfedern erhebt, hat er zugleich alle bessern sämmtlich mit den übrigen Ständen gemein. Hiezu kommen noch seine ausschlieslich eigenen. Diese liegen in dem, was ihn von den andern unterscheidet, also in der höchsten Macht und in der höchsten Ehre. Dass beides verführerisch sey, dass eines wie das andere aufreizen und viele, oft die edelsten Kräfte verzehren könne, bedarf keines neuen Beweises; dagegen ist hier der Ort, diese gegebenen Mittel auch von ihrer nuzbaren Seite aufzufassen und nach ihrer Stärke zu messen. Bei einem unmündigen Fürstensonhn sollte zwar von höchster Macht und Ehre eigentlich keine Rede seyn, allein die Stellung, welche er mindestens dicht neben ihnen einnimmt, ist um so wichtiger. Mit dem Strahlenden ist er frühzeitig in Berührung gesezt um desto weniger davon geblendet zu werden. Treibt andere Menschen das Verlangen nach dem was sie nicht haben, so täuscht sie auch dieses Verlangen, oft sinken sie auf halbem Wege zu Boden, oder gelangen erschöpft zum Ziele und fühlen, aus dem Wahn hervortretend, sich dort noch weniger glücklich als zuvor, der Fürstensonhn hingegen erkennt diese Nichtigkeit leichter und ohne die schmerzliche Täuschung. Dort auf der Höhe des Lebens, wo dem Ungewohnten nur schwindeln würde, und der Emporkömmling bei aller Thatkraft in neue früher ihm selbst unbekannte Fehler zu fallen pflegt, öffnet ihm, dem Eingebornen, die Wahrheit willig ihre Thore, um zu lehren, dass sein Stand weniger ist, aber mehr fordert als die flache Welt glaubt; dass dieser Stand sehr unglücklich

machen kann und seine Träger selten beglückt; dass die tiefste Unterwürfigkeit häufig aus Eigennuz entspringt, der Mächtigste oft nur ein Fürst von Begehrlichen ist und äussere Ehre dem Gewichtlosen keinen Werth gibt. Hiemit wird er täglich an die Erfahrung gewiesen, dass die Welt mit ihren glänzenden Schätzen zu arm sey, um edle Bedürfnisse zu befriedigen, und dass nicht Aeusseres, sondern der innere Mensch gröser ist als jegliche Gröse. Lockender denn alles Uebrige scheint dessen ungeachtet die Macht. Wenn aber die Sorgen, die Kränkungen, die Mühen und Plagen eines Fürsten, besonders des guten, sonst Niemand kennt als wer sie theilt oder ganz in der Nähe sieht, verschwindet dann nicht vor dem Sohn, dem Augen- und Ohrenzeugen, auch dieser Zauber von Gröse? Mahnt ihn nicht das volle Gewicht unwiderlegbarer Thatsachen, wie viel Selbstverläugnung, Geschick und Ausdauer dazu gehört, sich einen Namen zu machen, vom Volk, von den Seinen geliebt, von andern Fürsten geachtet, seiner Stellung würdig zu seyn? Und wenn er bekennen muss, dass diese Macht doch nur ein anvertrautes Gut ist, mit der Verbindlichkeit im Irdischen die höhere Ordnung des Ueberirdischen zu verwirklichen, und zwar unter Verantwortlichkeit vor Mit- und Nachwelt sowohl als vor Gewissen und vor Gott, ist er dann nicht unmittelbar dem Thron des Allmächtigen gegenüber gestellt, um sich himmlischem Einflusse stets unterzuordnen, und der grösern Rechen-schaft auch als unsterbliches Wesen eingedenk zu seyn? In der That, entweder gibt es überhaupt keine höhere

Beweggründe zum Guten, oder sie vereinigen sich alle im Fürsten.

Da nun die eigenthümlichen Bestimmungsgründe den oben bezeichneten allgemeinen unverkennbar nicht widersprechen, sondern da beide, ohnehin nahe verwandt, sich im Fürstenstande nur stärker ausprägen, ja untrennbar vereinigen, so hat auch die Erziehung eines wie das andere stets im Auge zu halten. Sie wendet sich daher mit Ausschluss der niedrigen Antriebe an die bessern, unterscheidet aber die allgemeinen oder gewöhnlichen von den eigenthümlichen oder besondern; sie findet die gewöhnlichen im Verhältniss zu den besondern nicht blos jederzeit anwendbar, sondern gibt ihnen, da sie die Grundlage bilden, im Zweifel den Vorzug; sie achtet, scheu vor dem Missgriff wegen des Standes die gewöhnlichen auch nur zurückstellen zu wollen, unter den gewöhnlichen hauptsächlich auf solche, welche ausser ihrem gemeingiltigen Werthe noch in näherer Beziehung zum Fürstlichen stehen, namentlich also auf Menschenliebe, für welche Tugend des bildsamen Mitgefühls das fürstliche Herz stets offen und warm zu halten ist; sie arbeitet, kundig der Schwächen des Innern, jenen Fehlern, welche wie etwa Uebermuth und Zorn den Stand selbst misbrauchen oder sich von ihm nähren könnten, frühzeitig und stetig entgegen; sie ruft die stärksten Mittel selten, auch nie anders als im rechten Augenblick auf, und verwendet unter ihnen vorzüglich die des Standes nur sparsam, weil diese so mächtig sind, dass man sie mildern muss, wenn den Zögling die Einsicht

in seine Stellung oder gar die Aussicht auf seine künftigen Pflichten nicht aufreiben soll; sie senkt mithin das besondere umsichtig, langsam und immer tiefer in die geläuterte Ueberzeugung des Fürstensohns, um alle Richtungen seines Geistes und Herzens einträchtig zu sammeln in einem erhabenen Ziel, dem Ziel seines Lebens.

Mehr glaube ich hierüber im Allgemeinen nicht sagen zu müssen. Immer bereit Ihnen nach Vermögen beizustehen, damit Alfred selbst zum Bewustseyn jenes Einklanges von ächt Fürstlichem und rein Menschlichem gelange, komme ich auf manches Einzelne, so Gott will, später zurück. Eines jedoch, es gehört zur Hauptsache, darf schon hier wie unter allen Umständen niemals übersehen werden, ich meine die höchste äussere Ehre. Dass diese an sich der Erziehung nichts weniger als nachtheilig sey, wurde vorhin gezeigt, allein sie ist nicht wie die höchste Macht ausschliessliches Eigenthum des Oberhauptes, sondern sie dringt, und dies, aber dies allein ist der gefährliche Fleck, unter glänzendem Scheine auch als nicht verdiente Anerkennung bereits auf den unmündigen Sohn ein. Wie viele strengen sich nicht an, ihm mit aller möglichen Freundlichkeit wohlzuthun, oder haschen nach jeder Gelegenheit, mit ihren zärtlichsten Gefühlen und Aeusserungen ihn zu überschütten, eitel, empfindlich zu machen und zu bestechen. Diese sträfliche Ungezogenheit schandbarer Ehrerbietung vergiftet die Fürstenkinder. Sie trägt besonders die Schuld, wenn der Erstgeborne hinter seinen Geschwistern zurückbleibt, die meist etwas kühler behandelt und ihm nach-

gesezt werden, die Schuld, wenn nichts voran gehen will und die beste Einrichtung lahm oder fruchtlos ist. Hier wache die Pflicht selbst gegen die nächsten Verwandten mit unbeugsamer Strenge, und weise auch im gewöhnlichen Leben beharrlich alles zurück, was über jene Achtung und Liebe hinausgeht, womit wir sonst jedem artigen Kinde entgegenkommen. Wo man Ausnahmen zulässt oder Vorwände sucht, und wer sucht findet sie immer, da ist kein Ernst, keine Wahrheit, kein Segen.

Diesen Gegenstand kann ich nicht verlassen ohne an einigen Beispielen zu zeigen, wie schädlich es sey, eine höhere Stellung nicht frühzeitig und nicht bleibend mit allgemeiner Menschenbildung zu vereinigen. Die ganze Erziehungsweisheit Ludwigs XV. beschränkte sich auf den Befehl, seinen Enkeln »nichts zu wehren.« Später wussten sie auch sämmtlich nicht sich zu wehren, weder gegen Feinde, noch gegen Freunde, noch gegen sich selbst, und einer von ihnen, Ludwig XVIII., sonst ein Herr von Kenntnissen, Geist und Gemüth, blieb bekanntlich naschhaft bis zu seinem Tode. Aehnliche Fälle meldet die Geschichte nur zu viele, einer der merkwürdigsten ist in der römischen, besonders von Lampridius, aufbewahrt. Zwei Knaben von hoher Abkunft, gleichjährig und nahe verwandt, dabei vaterlose Waisen, wurden jeder unter Leitung seiner Mutter erzogen, der eine schlaff, der andere streng. Dieser letztere ängstlich vor schlimmen Einflüssen gehütet und mit trefflichen Männern umgeben blieb mäsigt, wurde sittlich, tapfer und musterhaft, es ist der Kaiser Alexander Severus;

jener, der seinen Lüsten folgend mit Verworfenen lebte, ist Heliogabal, das verruchte Ungeheuer. Zur Warnung sollte auch Theodosius dienen. In anderer Hinsicht gross genannt, wachte dieser Kaiser zwar über den Unterricht seiner Söhne Arcadius und Honorius, hingegen die Erziehung und die mit ihr verbundenen äussern Umstände vernachlässigte er, wie auch eine Rede des Synesius bezeugt, auf eine Art, dass beide misriethen, und dem verwüstenden Umschwung ihres unruhigen Zeitalters ruhmlos erlagen. Dass einseitiges wie zu vieles Lernen gleich wenig taugt, beweisen unter andern Carl der Grosse mit seinem Ludwig und Maria Stuart mit ihrem Jacob. Ein bedeutsamer Wink gieng vom Hause Hannover aus. Georg III., unterstützt von einer klugen anspruchlosen Gemahlin, liess seinen zahlreichen Söhnen obwohl am Hofe eine ganz häusliche, von Zeitgenossen vielfach, auch in Schriften gepriesene Erziehung geben. Sie alle wurden rührige Männer, nur gar zu früh sich selbst überlassen, was nicht für jeden taugte. Vom Nachhaltigen oft Unauslöschlichen früherer schlimmen Eindrücke liegt ein Beispiel im Grossen zu nahe, als dass ich es übergehen dürfte. Im Kreise seiner Vertrauten äusserte einst, wie Bezky erzählt, Peter der Grosse: übereinstimmende Meldungen seiner Gesandten berechtigen ihn zu der frohen Hoffnung, die jungen Russen, deren er viele zur Weiterbildung im Ausland reisen liess, werden als tüchtige Männer zurück kehren. Bei diesen Worten nahm der Portugiese Acosta vom Schreibtische des Kaisers ein Blättchen weisses Papier, und brach ein

Ohr daran, indem er rief: „mächtiger Herr, tilge diese Falte wenn du kannst.“ Wirklich wurden auch Peters Erwartungen so gänzlich getäuscht, dass nach vielen andern immer mislungenen Versuchen Katharina II. sich endlich genöthigt sah, jene grossen kaiserlichen Erziehungsanstalten zu gründen, deren Zöglinge, dies ist Hauptbedingung, schon im zarten Kindesalter eintreten müssen zur Vermeidung „der Falte.“

Dielizsch an Hartwig.

Innigen Dank. Eben der Fürstenstand ist es, vor dem mir recht eigentlich bangte. Sie haben dessen Zusammenhang mit den übrigen Ständen, das Eigenthümliche was er besitzt, das Gefährliche, was diesem anhängt, so genau auseinander gesetzt und mit so belehrenden Winken begleitet, dass ich die Ueberzeugung gewann, nicht sowohl dieser Stand, sondern die gewöhnliche Vorstellung davon und die Behandlungsweise desselben sey nachtheilig oder könne es werden. So viel sah ich wohl ein, dass mein junger Prinz, wollte man ihn hauptsächlich durch seine Stellung bestimmen, aus dem Gleichgewicht geschleudert würde, ohne in sich einen Halt zu finden, oder dass sein Inneres vom Aeussern eingeschnürt wäre, statt sich gedeihlich daran zu entfalten. Ich hätte daher nur allgemein menschliche Antriebe auf

ihn einwirken lassen, begreife aber erst jetzt, er könne sich auf diese Weise zwar löbliche Tugenden aneignen, ohne jedoch ihrer würdigen Ausübung sicher zu werden. Schon das Aeussere bliebe hier vielleicht unter dem Strich, ohne die entsprechende Fassung des Innern zu seyn, diesem Innern selbst aber entgiengen zugleich die höhern Bestimmungsgründe gänzlich. Unwillkührlich hätte ich mich zu dem Vorurtheile bekannt, ein Prinz bedürfe eigentlich keiner Erziehung, geschickter denn alle seine Führer, werde er etwa so, wie den Knoten zerhauend Xenophon seinen Helden darstellt, für sich allein leisten, was diesen zu schwer fällt; hiedurch gäbe man ihn dann unbedenklich auch allen Gefahren preis, als ob er allein nicht wüsste, wer er ist, oder als ob er nicht wäre, der er ist. Um so weniger zweifle ich nun, dass alles was dem Menschen schadet auch den Fürsten trifft, aber eben so umgekehrt. Unterstützt hingegen eines das andere, so wird der Prinz allmählig eingeführt und weder ängstlich von der Welt abgesperrt, noch bedachtlos in deren Treiben gestosen. Schon der holländische Groshändler lässt seinen Sprössling weder im Elend noch in Ueppigkeit aufwachsen, er hält ihn vielmehr an zu einfachem thätigen Leben, ausserdem aber lehrt er ihn die Macht des Geldes kennen, nicht durch Verweigern desselben, sondern indem er ihm gibt und nach und nach mehr anvertraut. Mag ein Fürstensohn immerhin wissen, was sich ohnehin fast nie verhindern lässt, dass er Prinz sey, aber er wisse zugleich, aus dem Prinzen müsse er ein Fürst erst werden. Ich begreife kaum, wie Frau von

Stael über einen königlichen Knaben spotten mochte, der auf ihre Frage, was er denn werden wolle? erwiederte: grand prince. War diese Antwort nicht gescheidter als die Frage? Von seinem Stande hat ein solches Alter freilich noch keine richtige, eher wie fast jeder Mensch von seinem eigenen eine übertriebene Meinung, welche zu sehr mit sich beschäftigt, die übrigen Stände nicht gebührend achtet, ja gerne verkleinert. Um so nöthiger ist, wenn ich dies hinzufügen darf, das Nützliche, das Unentbehrliche, das Ehrenhafte der verschiedenen Berufskreise unmittelbar im Leben nachzuweisen. Ich gebe nun ein Bruchstück aus unsern Verhältnissen, und werde, wenn Sie erlauben, bisweilen ähnliches thun, immer in der Hoffnung auf Nachsicht und auf Ihren ferneren Beistand.

Alfred hängt noch sehr an Gertrude. Es ist ihm eine Lust, ihr zu erzählen, was er gestern oder heute erlebt; wie er schon etwas Eigenes habe und damit wirthschaften könne, wie er ein Gärtchen besize mit dem Winkel zum Wühlen, wo es Dümpel gebe, Mühlen, Ueberschwemmungen, Koth nach Belieben und wie er arbeite, säe, begiese. Auch seinen drolligen Pudel muss sie bewundern, muss dann wissen, welche Blumen und Thiere er kennen gelernt, oder wie man Brod, Salz und so manche andere Dinge zurichte. Denn es sind die Gegenstände der Natur, des Gewerbfleisses, des Erfindungsgeistes, die unsere ganze Aufmerksamkeit beschäftigen. Jahre werden vergehen, bevor wir alles ergründet haben, was uns, wie ein verkörperter Verstand, schon im Schlosse von jeder Seite anspricht und zu viel-

fachen Untersuchungen einladet. Fürchten Sie nur nicht, dass uns leere Worte, trockene Beschreibungen abfinden, nein, wir verschmähen diese geistlose und trotz aller Anpreisungen naturwidrige, lähmende Trichterei, und wollen die Sachen lieber mit Haut und Haar, wir sehen, fragen, hören, beobachten, berichten, versuchen wie Reisende, was wären wir auch viel anderes in dieser Welt? Und doch gewährt es großes Vergnügen, heimischer in ihr zu werden.

Als seine Neugierde durch einzelne Aufschlüsse gespannt und durch manche naheliegende Thatsachen etwas geläutert war, wunderte er sich, wie ihm diese Dinge schon so lange vor Augen seyn und doch immer fremd bleiben konnten. Meine Aeusserung, dass er sonst noch vieles nicht wisse, was er doch täglich unzählige Mal thue, hielt er für Scherz und setzte ihr lebhaft Beweise entgegen; seine Vertheidigung musste jedoch verstummen, als ich sagte, man dürfe ihm nicht zumuthen, daran zu denken, wie viele Worte er den ganzen Tag hindurch mache, allein er werde mir kaum angeben können, wie viele Wörtchen auch nur in dem Ausdruck „guten Tag“ stecken?

Auf dieses giengen wir näher ein. Dass unsere Redensarten meist aus mehreren Wörtern bestehen, dass es ein-, zwei-, drei-, vielsylbige Wörter gibt, war bald begriffen; dann wurde durch Zerlegen kurzer Wörter aus dem Kopfe buchstabiren gelernt. Dabei staunte er, dass mit so wenigen Lauten so vieles, ja sogar alles gesagt werden könne, was man nur wolle und wisse; er bestellte nun das Ohr zum

Wächter des Mundes, sah ein, dass er bisher die Wörter zwar nach ihrem Sinne gebraucht, aber nicht auf sie selbst geachtet habe, und meinte, der Sinn stecke in solchen Bestandtheilen fast wie Honig in den Waben; unbegreiflich bleibe ihm nur, dass er früher auch davon nichts gemerkt und doch schon so viel geredet habe. Eben so machte ihm Vergnügen, dass andere Menschen sich ganz derselben Laute bedienen.

Ich durfte mich freuen, ihm bald die Haupt-, Zeit-, Beiwörter nebst den übrigen Redetheilen unserer Sprache nachzuweisen. Gleichzeitig werden die wandelbaren von den nicht wandelbaren unterschieden, dann die Abänderungen, die Steigerungen, Zusammensezungen, Umbildungen und Abstammungen kennen gelehrt. Nichts aus Büchern, alles aus der Schatzkammer des mündlichen Gebrauchs, des durch Sprechübung längst wenn auch bewusstlos erworbenen Vorraths. Warum sollte der Knabe nicht bei sich selbst in die Schule gehen? Ist doch sein Inneres das unübertreffliche Kinderbuch der Natur. Ihn ohne Noth an Gedrucktes weisen, hiese an ihm durch Fremde verrichten lassen, was er selbst kann.

Um die Schrift, die sichtbaren Laute der Sprache zu lehren, schrieb ich etwa „in“ nieder und lies die Buchstaben mit seinem Finger im Sande nachahmen. Während dieser Uebung prägte er sich die Zeichen ein, erkannte sie mittelst des Sinnes das nächste Mal wieder und lernte so in kurzem mit Schreiben Lesen zugleich. Jetzt war es Zeit

ihn mit einem Buche zu beschenken; in diesem musste er sich üben bis zum vollkommen fertigen Lesen.

Hierauf wurde er auch im Französischen, das ihm so geläufig wie das Deutsche ist, auf ähnliche Weise angeleitet. Nur durfte man damit erst nach dem Deutschen beginnen, sonst würde er im letztern ebenfalls viele Laute ausgelassen oder ganze Sylben verschluckt haben. Man ist zwar im Französischen bei dem Kopfbuchstabiren an ungleich weniger Fälle und bei dem Lesenlernen an zahlreichere Wiederholungen gewiesen, dennoch liesen wir uns wieder vom Sinne zum Lesen der Zeichen führen, z. B. le père wurde vorgesprochen, hierauf im Buche gezeigt, und wie alles, was folgen musste, so lange wiederholt, bis es fließend gieng. Nun konnte er, da wir täglich in beiden Zungen sprechen, sogleich zum mündlichen Uebersetzen aus jeder dieser Sprachen in die andere schreiten. Nur gelegentlich geben wir einige Hauptregeln, aber am Schlusse, nicht zu Anfang einer Uebung oder gar ohne dieselbe. Bei der Wiederholung, welche nie unterbleiben darf, wird dann gezeigt wo und wie die Regel angewendet wurde und anwendbar ist. Die Fehler nimmt ein besonderes Verzeichniss auf, um die Fleckchen zu bestimmen, welche Stärkung erheischen. Uebrigens lässt Annette, welche diesen Unterrichtszweig noch besorgt, aus einer Grammatik für Deutsche in's Französische übersetzen, ich aus einer für Franzosen in's Deutsche. Zugleich achten wir in jeder dieser Sprachen stets auf richtigen Ausdruck und Vortrag. Die beiden letztern Bemerkungen veranlassen mich zu einigen allgemeineren.

Deutsch wird bekanntlich von unsern Gebildeten im Ganzen weder schön noch rein gesprochen. Einige Schuld liegt in der Sache, die grössere in uns. In der Sache, weil der deutsche Sprachkörper weniger mundgerecht ist, als so mancher andere. Dies erweist sich schon durch den glücklichen Griff, welchen der Italiener und Franzose in seinem Entwicklungsgange gethan hat. Jener, in allen Schwingungen der Umgänglichkeit vollkommen zu Hause, hat zur Mittheilung der Gebildeten eine wohllautende Mundart gewählt und diese längst so rein gesiebt, dass jede Hülse zu Boden fiel und alles, was ein empfindliches Ohr beleidigen konnte, auch dem lesenden Auge entzogen bleibt; er spricht schön aus und so weit es die Lautzeichen gestatten, schreibt er fast genau wie gesprochen wird. Auch der Franzose wusste seine Sprache, obschon er sie einen Baum mit abgehauenen Wurzeln nennt, und obschon er in der Schrift viel Knorriges beibehalten muss, in eine feinklingende Mundart zu giesen, und sie mit zartem Gefühl für das Ohr zu schmeidigen. Fliest diesen romanischen Stämmen die Sprache sanft und weich von den Lippen, wie schmelzende Singweisen des Volksliedes fliesen, so haben wir Deutsche gerade eine der härtesten Mundarten erkohren. Wie das Lateinische und Attische, nur ungleich weniger volltönend, zwingt unerbittlich unserer Zunge und Schrift das heisere Hochdeutsch eine Menge stachlicher Endungen, Beugungen, Mitlauter auf, während noch das kindliche Platte und Allemannische über alle diese Klippen sorglos hinweggleitet. Bei der Unmöglichkeit, dem Beispiel des

Italieners und Franzosen, wie dem des Spaniers, Polen, Dänen, Schweden, und selbst dem unserer nächsten Milchschwwestern zu folgen, sollte man sich von Jugend auf um so eifriger anstrengen, durch Bildung von Gehör, Stimme und Ausdruck jenes herbe Deutsch weniger ungeniesbar zu machen. Was geschieht? Während der Aussprache des Französischen stets die ängstlichste Sorge gewidmet wird, vernachlässigen wir, und hiemit beginnt unsere eigene Schuld, die des Deutschen das ganze Jahr hindurch zu Hause, oder bezwecken wir in Schulen hauptsächlich nur das richtige Schreiben und erwarten dort höchstens noch den erkünstelten Vortrag eines Gedichtes. Nicht einmal Eitelkeit ist gefallsüchtig genug, die Runzeln, Falten und Verknitterungen dieses schlechten Geschmacks auszubügeln, so weit sind wir bei allem Dünkel zurück. Abwesende den Anwesenden vorziehend, werden wir aus Liebe zur Feder stumpf für die Gestaltung des Lebens, und doch galt schon einem Demosthenes als Hauptsache im Reden eben der Vortrag, dessen Verderbniss wir fördern. Einem gebildeten Franzosen hört man nicht so leicht an, in welchem Winkel er geboren wurde; unter seiner Nachtmüze spricht er besser, bisweilen sogar ein besseres Deutsch, als viele von uns in strozendem Puze. Noch immer sind sie anwendbar jene Vorschriften, welche bereits Aristoteles gegen Sprechfehler gab. Ziererei, die Folge der Halbheit, wäre freilich noch widerlicher.

Wie mit dem schönen, so verhält es sich auch mit dem reinen Sprechen. Von Gebildeten werden schon aus ihrer

heimischen Mundart erbliche Stammsünden dem Hochdeutschen aufgeklebt, statt dass man letzteres nach dem Vorgang von Radlof Regis etc. mit dem Vorzüglichsten der Oertlichkeit bereichern sollte. Und wäre auch jener Fehler im Abnehmen, so nimmt auf allen Seiten das Einschleppen fremder Wörter zu. Früher nur in gelehrten und andern höheren Ständen bemerkbar, ist dieses Uebel nun auch in die übrigen, ist aus Büchern, Hörsälen, Schlössern in das gemeine Leben gedrungen. Handwerksbursche, Hauderer, Krämer, Aufwärter, Zeitungsschreiber oder wie nur die täppischen Nachahmer heissen mögen, alle tragen bei, unsern Sprachstamm bis in den Kern zu verstümmeln, ganz Deutschland elsäselt bereits. Ist auch verständig, im Nothfalle bei den Nachbarn zu entlehnen, so desto verwerflicher, fremde Ausdrücke mit einem dummen Aberglauben den entsprechenden, ja den bessern einheimischen vorzuziehen, wie „bon appetit“ statt gesegnete Mahlzeit, oder sie gar durch noch mehr barbarische völlig heimathlose Findlinge abzuklatschen, wie „hôtel garni“ durch Privatlogis. Sollte Hang zum Fremden diese Misstände erklären, so wären sie wohl allgemein und unvertilgbar. Wirklich zeigen sich ähnliche Erscheinungen nicht blos in Schweden oder Russland, sondern auch im alten wie im heutigen Persien und Indien, ja einige Spuren sogar in den verschiedenen Sprachen unserer heiligen Schriften. Da jedoch ausser der Noth auch Nachsicht, Bequemlichkeit, Nachäfferei, Ungeschick, Geschmacklosigkeit überall einwirken, so dürfte eben so bei uns jener Hang eher Folge als Ursache seyn. Ihm ent-

gegenzuarbeiten ist jedenfalls Pflicht, und namentlich der höhern Stände. Nur sollte besonders diesen höhern eine gehörige Unterweisung zu Hilfe kommen. Hieran fehlt es gewöhnlich, und zwar nicht durch die Schuld der Vornehmen, sondern unmittelbar durch die ihrer Lehrer.

Wer nemlich, was bei unsern Vornehmern häufig der Fall auch wegen Geläufigkeit, Zeitgewinn und mancher anderer Gründe immer wünschenswerth ist, bereits als Kind deutsch und französisch spricht, später aber nur im letztern besonders unterrichtet wird, lernt nicht nur in diesem sich schöner ausdrücken, sondern er wird es auch, wie unter denselben Umständen Friedrich d. Gr., mit Vorliebe für gebildeter ausgeben, als wäre das eine verfeinerter Stoff, das andere rohes Erzeugniss. Besonderer Unterricht in der Muttersprache, und zwar nicht im alten, sondern im jezigen Deutsch, ist daher bei solchen Kindern wenigstens eben so unerlasslich, als der im Französischen. Wird aber auch, wie in neuerer Zeit häufiger, das Deutsche von einem gebornen Deutschen, das Französische von einem gebornen Franzosen gelehrt, so pflegt doch jeder dieser Männer sich im Unterricht nur seiner vaterländischen Sprache zu bedienen, nur auf diese sich zu beschränken. Hiedurch mag der Schüler allerdings jeder einzelnen allmählig immer mächtiger werden, dessenungeachtet bleibt in seinem Kopfe, da bei diesem Gange keine Sprache auf die andere, sondern jede nur auf sich selbst achtet, zwischen beiden noch immer eine grose Kluft. Im Französischen wird er leicht Germanismen, im Deutschen leicht Gallicismen, selbst gallische

Wörter einmischen und eben so leicht mag geschehen, dass er durch Umschreibungen zu entschlüpfen sucht, oder seine Rede unterbrechend, plötzlich aus einer Sprache in die andere hinüberfällt. Er sollte jedoch im Stande seyn, von beiden, in denen er bereits unserer Voraussetzung nach redet und denkt, eine wie die andere jeden Augenblick mit gleicher Fertigkeit zu gebrauchen. Auf dem linken Rheinufer benützt man zu diesem Zweck in einigen deutsch-französischen Gebieten bisweilen eine Grammatik, welche das Gemeinsame beider Sprachen hervorhebt, die Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen aber neben einander stellt. Durch dieses Aufstellen der Unterschiede wird zwar richtig die Kluft bezeichnet, allein hiemit ist, wie auch die Erfahrung lehrt, noch nichts oder nicht genug gethan, um zu überbrücken oder jene gerügten Fehler zu tilgen. Dieser Zweck wird nur erreicht durch geeignetes Uebersetzen, ein Geschäft, welches bei dem Sprachunterricht überhaupt sowohl, als für die Muttersprache besonders von grösster Wichtigkeit ist. Warum? Bei einem gleichviel ob lateinischen oder französischen Saze liegt mir ein Gedachtes fertig vor; um richtig zu verdeutschen, bin ich gezwungen, einerseits zum Auffassen, Zerlegen und Wiedergebären des fremden Gedankens, anderseits zum Wägen und Wählen der entsprechenden Wörter, Redensarten, Wendungen und Sazbildungen; letzteres sämmtlich Dinge, die ich durch vereinte Thätigkeit von Verstand, Gedächtniss und Geschmack aus meinem Deutsch erst zusammensuchen, zurichten und verarbeiten muss. Dieses Geschäft stellt mir also den Ver-

mögensstand meiner Sprachfertigkeit auf, bringt denselben in Fluss und leitet mich an, ihn durch Gebrauch zu erhöhen. Eben so ergiebig wird dasselbe auch für meinen Fortschritt in einer fremden Sprache, wenn ich auf dem entgegengesetzten Wege aus der heimathlichen in jene übertrage. Dieser doppelte, nur durch gegenseitiges Uebersetzen erreichbare Zweck einer geistigen Vermittlung wurde oft und lange misachtet; dennoch hatten schon Römer, wie Tullius, Quinctilian und andere, als sie durch Erlernen ihrer Nachbarsprache die eigene noch mehr auszubilden suchten, dringend das Uebersetzen aus dem Griechischen und in das Griechische empfohlen. Auf ähnliche Weise lehrt auch die spätere Geschichte, dass die gebildeten jezigen Sprachen erst durch die Uebersetzungen eines Amyot, Luther etc. sich besser entwickelten und auf diesem Wege fortschreitend selbständig wurden. Zugleich dürfte hiemit klar seyn, dass bei der gesteigerten Thätigkeit, welche das Uebersetzen erfordert, diese Sprache mehr geübt wird, in welche, als jene, aus welcher man übersezt; würde hauptsächlich nur eine geübt, so lernt der Schüler etwa aus seinem Cicero besser Deutsch als Latein, und so mit jeder Sprache. Um zweier gleich mächtig zu werden, muss er also aus jeder gleichviel in die andere übersezen, und dabei noch, wie sich von selbst versteht, in beiden dieselbe Stufenfolge einhalten. Dies geschieht im französischen Unterricht durch fleissiges geordnetes Uebersetzen aus dem Deutschen, hiezu dienen wenigstens anfangs unsere für das Französischlernen gebräuchlichen grössern Sprachlehren; eben so umgekehrt

in der deutschen Sprachstunde durch solches Uebersetzen aus dem Französischen, wozu jede grössere Sprachlehre, die zum Deutschlernen französisch für Franzosen geschrieben ist, reiche und fruchtbare Beispiele liefert. Werden aus beiden alle Beispiele vom ersten bis zum letzten durchübersetzt, so spiegelt jede dieser Sprachen ihr Eigenes im Eigenen der andern ab, der Schüler gewinnt nicht nur in beiden gleiche Festigkeit, sondern in seinem Bewusstseyn wird auch jene Kluft ausgefüllt, was unsere Aufgabe war. Mit der wachsenden Herrschaft über das Sprachgebiet gelangt er immer mehr zur lohnenden Einsicht, für seine Bildung sey unerlässlich, jeder Sprache ihr Recht zu gewähren, mithin sey reines Deutsch ehrender als stümperhaftes Einkneten wälscher Brocken. Ich darf hinzufügen, dass jenes Uebersetzen wenn nicht sowohl schriftlich, sondern mündlich und vollends täglich in jeder dieser Sprachen vollzogen, mehr unterhältet als anstrengt und überdies für den Lehrer des Deutschen bei sicherem Erfolge fast mühelos ist. Beide Sprachen nach ihrem Reichthum und ihrer Bildsamkeit untereinander zu vergleichen, wie schon Jenisch versucht, unser Kolbe musterhaft durchgeführt hat, wäre die letzte Stufe, gehört aber nicht hieher.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu Alfred zurück. Meine Frage, wie viele Wörter in einem „guten Tag“ stecken, führte ihn nicht blos zum Buchstabiren, Lesen, Schreiben, sondern durch das Wieviel auch zum Zählen und Rechnen. Hätte er früher statt 2 lieber 1 und 1 gesagt, so träfe ihn kein Vorwurf, da 2 bereits einen abgezogenen Begriff

enthält, zu dünn für das Vollblut der Kindheit. Selbst der größte Mathematiker macht es fast eben so, indem er eigentlich immer dasselbe sagt, nur dasselbe immer mit andern Ausdrücken; denn 1 und 1 ist gar nichts als 1 und 1 oder 2, und 1 weniger 1 ist gar nichts als 1 weniger 1 oder 0. Immer wird verglichen und zwar so, dass jedes neue Glied der Vergleichen nur einen andern Namen bei unverändertem Werth erhält. Dieser gefundene Ausdruck bildet dann auch das erste Glied zu einer neuen Gleichung und so in's Unendliche. Da nun jede Ziffer, z. B. 2, eigentlich dreierlei anzeigt, nemlich die Einheiten 1 und 1, dann das Zahlwort zwei, endlich das Zahlzeichen 2, so wird ein solches Zeichen erst dann gehörig verständlich, wenn jene beiden andern Bestandtheile hinreichend erkannt sind. Mit Recht geht man daher von der Sache, oder derb körperlich nicht von einem Schall, sondern von der räumlichen Anschauung aus und verbindet damit das treffende Zahlwort. Irrig wäre jedoch, diese Anschauung, welche sofort in dem abgezogenen Begriff des Zahlworts aufgeht, für den Zweck zu halten; sie kann nur als Mittel gelten, das anfangs unentbehrliche Dienste leistet, dann aber wie eine Wartfrau mit Dank zu entlassen ist. Nicht auf Anschauung, sondern auf Begriffen beruht die Mathematik, und der Unterricht darin auf logischer Behandlung, nicht auf Formeln oder Zeichen. Logik liegt, obgleich sie in solchen Zeichen eine eigene besonders zu erlernende Kunstsprache redet, der gemeinen Arithmetik und der ganzen Algebra eben so zu Grunde, als sie in allen geometrischen Aufgaben sich

wiederholt, mögen diese durch reine Construction oder mit Hilfe der Algebra gelöst werden. Es ist daher unnütze Spielerei, das Wurzelausziehen und Gleichungen des zweiten Grades oder andere Sätze der Algebra durch geometrische Zeichnungen zu versinnlichen, wie von Legendre und von einigen Deutschen geschah. Auf Entsinnlichen, nicht auf Versinnlichen geht jene Wissenschaft aus, ganz abgesehen davon, dass die Anschauung, so oft überschätzt, nicht sowohl dem Verstande als dem Gedächtnisse dient

Alfred lernte Zählen an vorgelegten Nüssen, dann an selbstgezogenen gleichlaufenden Strichen, hierauf Ziffern schreiben. Addiren und Subtrahiren mit Ziffern zeigte ich ihm nicht eher, als bis er es mit Nüssen und Strichen eingeübt hatte. Hiebei verweilten wir längere Zeit, während er viele Beispiele aus der Wirklichkeit berechnete, um auch beurtheilen zu lernen, in welchen Fällen addirt oder subtrahirt werden müsse. Zur Multiplication und Division diente das bekannte Strichblättchen, er fertigte es allmählig selbst. Also zuerst 10 Paar Striche, über und unter jedem Paar die nöthige Ziffer, so dass von oben nach unten gelesen wird 1mal 2 ist 2mal 1, dann in der zweiten Uebung von unten nach oben 2mal 1 ist einmal 2 etc. Liest man in der dritten Uebung 1 ist der halbe Theil von 2, 2mal 1 ist 1mal 2, und setzt man diese drei Uebungen fort durch das drei bis zu zehn, so ergibt sich nicht bloß das ganze Einmaleins, sondern auch das Wesentliche der gebrochenen Zahl. Erst hierauf folgt die Behandlung mit Ziffern und auf diese wieder das Rechenbuch mit vielen Beispielen über den Preis der

Waaren, des Geldes, die Eintheilung der Zeiten, Maase, Gewichte etc. Wir verwenden täglich nur eine halbe Stunde, später nie mehr als eine Stunde hierauf, vermeiden aber das zusammengesetzte Kopfrechnen. Es ermüdet und ist manchem schädlich, die Beurtheilung, welche Rechnungsart anzuwenden sey, übt besser.

Wenn Sie diese Einzelheiten mit der grossen Wichtigkeit solcher Anfangsgründe entschuldigen wollen, so räumen Sie mir vielleicht auch ein, dass ich aus den bekannten Unterrichtsweisen das Erweckendere hervorzog, und mich auf dieses ohne weitere Umschweife beschränkte. Zu diesen Gegenständen kam bald ein kleiner Anfang in der biblischen Geschichte und von der nächsten Umgebung aus in der Erdbeschreibung, dann Musik, im Winter Tanzen. Eines muss immer die Hauptsache seyn, noch ist dies die deutsche Sprache, dann folgt die französische. Der Unterricht darf unter keinem Vorwand gestört oder unterbrochen werden. Gelernt wurde anfangs nur zwei, dann drei Stunden lang täglich, aber viele Bewegung im Freien genossen. Ein Conferenzzrath, welcher das Schulwesen durchschaut, obschon er von Erziehung wenig versteht, und etwas burschenhafte Ansichten hat, sagte mir neulich, manche sähen gerne, wenn Alfred unsere Stadtschule besuchte. Was halten Sie davon?

Unsere leibliche Lebensweise ist vom Arzte geordnet. Essen ganz einfach, Mehlspeise meist etwas versüst, Getränke, Milch, Gerstenkaffe, Wasser, rein oder mit etwas rothem Wein gemischt und vorher ein Bissen Brod. In Zwischenzeiten nichts genossen ausser etwa Wasser oder

Obst und Brod, selbst während des Einsammelns von Früchten nicht genascht, dabei fremdem Eigenthum stets sein Recht, auch Freunde und Dürftige bedacht. Haare kurz, Kleidung bequem nach der Jahreszeit, reinlich, anständig ohne Prunk, kein Kriegsrock, Friedrich II. überall nachgeahmt trug leztern blos aus Sparsamkeit. Aus- und Ankleiden, tägliches Waschen von Kopf bis zu Fus mit kaltem Wasser verrichtet Alfred eigenhändig und schläft nach kurzem Gebet neben mir so lange, bis er von selbst erwacht. Bei einem sich erst entwickelnden Körper kennt die Natur allein das richtige Zeitmaas für Erneuerung der Kräfte. Dann aber unverzügliches Aufstehen und Fertigmachen. Im Schlafzimmer nahm mit Tändeln, Aufschieben, Trägheit, Verweichlichung schon oft groses Verderben seinen Ursprung. Unser gemeinschaftlicher Diener hat hier, wo nicht einmal das Eintreten eines Pantoffels zu gestatten ist, gar kein Geschäft.

Um so wichtiger wird uns Caspar von einer andern Seite. Brauchbar, ehrlich, ist er denn doch bald langsam, bald übereilig, bald vergesslich. Ohne es zu wollen und zu wissen, gibt er mit seinen Mängeln eine Anleitung für Alfred, wie leicht es sey zu fehlen; wie gegen uns selten oder nie mit böser Absicht gefehlt werde; wie schön Verzeihen lasse, wie dieses guten Willen schaffe und uns selbst beruhige; wie ungerecht es wäre, das Gute anderer über ihren Fehlern zu vergessen; wie ein jeder von uns selbst geneigt sey, die eigenen Fehler zu entschuldigen, oder wie er doch Nachsicht für dieselben und Anerkennung seiner Leistungen wünsche; wie unserer Ungeduld fremde

Fehler immer gröser scheinen als sie wirklich sind; wie dann, was leicht zu spät eingesehen werde, wir vor dem Diener uns mehr vergeben, als er sich vor uns; wie also wir uns mehr zu hüten haben, oder wenn wir es nicht thun schuldiger und strafbarer sind als er. Statt mit leidenschaftlichen Ausbrüchen den Herrn zu spielen, schont er seinen Caspar; dass es rathsam, solchen Leuten einen kleinen Lieblingsfehler wie ein Steckenpferd unangetastet zu lassen, behielt ich für mich. Dagegen hat Alfred auf seinen Gebrauch, andere zu bitten, hier zu verzichten, damit er sich in der Kunst übe, Aufträge zu geben, sie genau zu geben, und über deren Vollziehung zu wachen; in der Gewohnheit, nicht barsch auf die Erfüllung seines ausgesprochenen Willens zu dringen, sondern auch die Möglichkeit, die Zeit, die Mittel, die Nützlichkeit oder Entbehrlichkeit zu erwägen und selbst vom Untergeordneten hierüber Vorstellungen anzunehmen; endlich in der Geduld, dieser so leicht und niemals ungestraft verletzten Geduld, den Leuten oft genug dasselbe zu wiederholen, sie ohne Aufregung zurecht zu weisen, und allmählig zu ziehen. Durch solche häufige Anlässe sich selbst zu zügeln, mag er von den Fehlern des Dieners, wie von den eigenen immer weniger abhängig werden, und sich vorbereiten, eben so die guten Eigenschaften eines Herrn zu gewinnen, als die eines Dieners zu kennen, zu benützen, zu erhöhen. Und erniedrigt er vor sich diesen nicht, so auch sich nicht vor ihm; er fühlt bereits, dass sich jeder gemein macht, der vor dem Diener sich ohne Scheu gehen liesse. Während

nun letzterem die Abhängigkeit leichter wird, mindert sich zwar der Abstand, allein durch die gewonnene sittliche Achtung verschwindet zugleich das Besorgliche zu groser Annäherung. Uebrigens bin ich stets gegenwärtig, wenn nicht in demselben Zimmer, doch bei offenen Thüren im anstosenden, ausserdem weis Caspar, dass auf Lüge wie auf Schmeichelei ohne Nachsicht Entlassung folgt, eben so dass er, wenn Alfred sich vergäse, nicht gehorchen darf; auch ist er zu offenen Mittheilungen gegen mich verpflichtet, gegen andere zu beharrlicher Verschwiegenheit.

Mit seinen Gespielen hingegen steht Alfred auf gleichem Fuse; zu den bisherigen durfte ich noch einige adelige und bürgerliche nehmen. Ungeachtet meiner Erinnerung bei den Eltern, erschienen diese anfangs etwas gestutzt wie kleine Höflinge in Jacken, der Flitter verschwand jedoch sogleich als die Freude jeden unwiderstehlich in ihre Wirbel riss und alle Herzen entfesselte. Solche Gesellschaften mit ihren Spielen sind eine Hauptschule des Lebens und des Erziehens. Hier offenbart sich so vieles, als in Gertrudens Kleinkinderanstalt, ja noch ungleich mehr. Zunächst wird der Unterschied des Geschlechtes, somit einer Hauptbestimmung bemerklich. Wenn das Mädchen sich schon früh anlockend und häuslich gestaltend zeigt, so enthüllt der Knabe nicht weniger deutlich den Trieb zum Angreifen und Vertheidigen, zum Bauen und Zerstören. Bei fortschreitender Entwicklung treten sodann eben im Spielen immer stärker die Mittel hervor, welche zur Erreichung seiner Zwecke in ihm liegen. Wie nemlich Kazen anders spielen denn Mäuse,

Pferde anders denn Hasen, Hühner anders denn Häher, und wie jede Thiergattung überhaupt je nach ihren eigenen Anlagen ihre eigenen und sehr merkwürdigen Spiele hat, so richtet auch unsere Knabenwelt die ihrigen ein. Wenn der kleine Wildfang im Springen, Werfen, Schreien, Klettern, Streiten, mit Lust seine leiblichen und geistigen Kräfte übt, um sich zu erhalten, zu stärken, geltend zu machen, und seiner selbst recht inne zu werden, so entfaltet er, da hiebei jene Kräfte sich immer mit einander verbinden, zugleich die innern Anlagen, in welchen der künftige Mann mit seinen Tugenden und Fehlern bereits zu reifen beginnt. Wer also nicht bei Spielen seinen Zögling beobachtet, lernt ihn nicht oder zu spät kennen, und steht selbst hinter dessen Mittummlern zurück. Da jedoch ein Knabe ohne Gespielen verkümmert, unter verdorbenen schlecht, unter Mädchen selbstlos wird, während er bei denselben Spielen unter guten Jungen gedeihen würde, so ist klar, dass Spiele die Anlagen nicht blos enthüllen, sondern auch umbilden, dass aber ausser der Art des Spieles, die des Spielens von besonderer Wichtigkeit ist. Auch darum sollte Niemand von Erziehen reden, der die Nothwendigkeit nicht einsieht, solche Erholungen zu überwachen und zu leiten. Diese Arbeit ist eine schwere, wahrhaft ermüdende; zu verhüten, dass keiner den Hals bricht, dürfte noch leichter seyn, als die Gemüther von jähen Abgründen, von zu heftigen Ausbrüchen zurückzuhalten. Eben so verfehlen solche Uebungen gänzlich ihren Zweck, wenn man zugibt, dass irgend ein Brausekopf immer die Spize nimmt;

dies schadet ihm selbst, und drängt die Schüchternen nur noch mehr zurück, statt sie zu heben. Dagegen wirkt die Macht des Beispiels nirgends stärker als hier, wo das Eisen warm und nachgiebig ist. Der wilde kann zahm, der zahme wild, der verstockte offenherzig werden, der starke schwächer und umgekehrt, scheinbar alles von selbst, aber näher betrachtet, je nachdem sich die Gelegenheit zeigt, oder je nachdem man sie mischt, dabei wo möglich das Bedürfniss eines jeden berücksichtigt, und mehr Gutes als Böses auf einer Bühne zulässt, wo weniger gespielt als gehandelt wird. Endlich ist das Beobachtete nach jeder Spielzeit gehörig auf den Zögling anzuwenden, und für das Prüfen wie Befestigen seiner Erfahrungen auch das Nächstmal zu benützen. Hiebei wird man finden, wie weit gewöhnliche Ermahnungen hinter solchen zurückbleiben, welche im Scherzen und Spielen fallen oder darauf bezogen werden, zugleich bietet sich die beste Gelegenheit, die Neigung zu übler Nachrede zu berichtigen und überhaupt das Gemüth zu läutern wie zu spannen.

Unsere Genossenschaft versammelt sich so oft es das Lernen gestattet, um dann zu spielen bis zur Ermüdung. Erlaubt ist alles sonst Erlaubte, nur auf Schlagen und Verläumden steht Strafe, innerhalb dieser Schranken mag sich jeder zuversichtlich freuen. Immer anwesend kann ich nöthigenfalls bremsen und das Aeusserste verhüten, auch unterstützt mich bei jedem einzelnen Spiele ein Führer, den sich die Knaben aus ihrer Mitte wählen, und zwar für je ein Spiel einen andern; um sein Ansehen zu erhöhen

lasse ich bisweilen keinen ernennen, und erkläre sie für herrenlos, was aber immer bald in sich zerfällt. Uebereilungen, Streitigkeiten unterliegen ohne Ansehen der Betheiligten, gemeinsamer Untersuchung und Entscheidung, nachdem die Gemüther abgekühlt sind. Würde Alfred sich vorzüglich Einem Gespielen anschliesen, so dürfte ich dies, um solcher Neigung zu Günstlingen nicht Vorschub zu leisten, weniger fördern als wenn er mit mehreren hielte. Dass er ungeachtet der Nachsicht gegen Caspar in der Gesellschaft auch aufbraust, ist mir lieber, als wenn er wimmernd herbeiliefe; ich erfahre damit, welche Neigungen zu heben, welche unterzuordnen, und worauf zu achten, damit er auch gegen Gespielen sich immer tadelloser benehmen lerne. Noch andere Winke gibt mir die Meinung der übrigen, und die Vergleichung mit ihnen.

Ich bedaure nur, hier beinahe mit Niemanden über solche Dinge sprechen zu können. Etwas Schliff und das für baldige Versorgung nöthige Wissen scheint die Wünsche auch der Bessern zu befriedigen. Der Herzog allein macht eine preiswürdige Ausnahme. Jeden Morgen gehen wir auf einige Augenblicke zu ihm, während des Tages kommt er öfter selbst, besonders während unseres Essens, oder wir begleiten ihn Abends durch Gärten, Felder und Wälder. Alfred seine einzige Hoffnung gewährt ihm die liebste Erholung. Dem Unterrichte wohnt er zwar höchst selten an, erhält aber immer meine Meldungen über Lernen und Aufführung, und bestimmt nach diesen sein Benehmen. Auch spricht er gerne über die Entwicklung der Seele

und über Aehnliches. Davon zu reden sey ihm leichter, denn als Vater unmittelbar einzuschreiten. Uebrigens solle Alfred schlechterdings nicht glänzen, eitler Ruhm entehre eine edle Seele; auch das Aeussere werde nur gepflegt, um einst die Würde zu unterstützen, wie Jedermann erwarte. Guter Kopf und böses Herz bilden den gefährlichsten Bund. Zwar sey nichts zu gros für das Herz eines Fürsten, allein nur tägliche Uebung, schmecke sie anfangs auch bitter, führe unmerklich zur Gröse. Nicht auswendig Lernen, sondern auswendig und inwendig Thun entscheide, die That müsse dem Worte den Weg bahnen. An Sie trägt er mir die herzlichsten Grüsse auf. Ich bin mit seinen Kämmerern auf gleiche Stufe gestellt, wenn irgend einem, so gebühre dieses mir, obschon Er mich nach solchem Maasstabe weder beurtheilen noch behandeln werde. Der Hof ist für uns so viel wie nicht vorhanden; wir kommen zwar wöchentlich einigemal in der Theestunde zum Herzog, treffen aber dort nur einen ganz kleinen Kreis, in welchem sehr angenehme Umgänglichkeit herrscht, und Alfred ganz als Knabe behandelt wird. Bisweilen erscheint hier auch die Oberhofmeisterin Snätlinge, deren Sie sich aus Gertrudens Bericht erinnern werden, wäre es auch nur wegen das Eichhörnchens. Ihr geschmeidiges Benehmen lässt nicht im mindesten vermuthen, dass sie entrüstet ist über das huldreiche Vertrauen, womit mich der Herzog bei jeder Gelegenheit auszeichnet. Um so deutlicher hatte sie sich gleich anfangs gegen mich ausgelassen.

Als ich damals der Excellenz meine Aufwartung machte,

sas sie am Schreibtische, lies mich der Meldung ungeachtet
 mitten in der Stube stehen und sagte vor sich hin: ver-
 wünschte deutsche Billets, alles holpricht, da lobe ich mir
 das Französische. Ah, Sie auch hier? Nehmen sich doch
 einen Stuhl. Geben Stunden hier? Nicht wahr, der Erb-
 herzog ist ein schöner Prinz, weisse Zähne, blaue Augen,
 blonde Löckchen, frischer Teint, runde Händchen, schlanke
 Taille, aimable wie ein Engelchen. Man sieht doch gleich,
 was ein Prinz ist. Seine Wärterin? Ein braves Weib,
 schauderhaft eigensinnig, sie war unter meiner Aufsicht,
 die courtoisie hat der Prinz von mir. Ich habe mich viel
 mit ihm beschäftigt; verderben Sie nur seinen Teint nicht
 mit dem Lateinischen. Lesen, Schreiben, Catechismus,
 Französisch, damit habe ich auch meine carrière gemacht,
 als ich mit vierzehn Jahren an den Hof kam, und brauche
 Niemanden aus dem Weg zu gehen. Monseigneur? Mit
 seiner carrière kam er auf die Welt, er hat nichts als Ja
 Ja, Nein Nein zu sagen, alles andere ist vom Uebel oder
 für die Schreiber. Wozu hat er denn dieses Volk? Also
 malträtiren Sie mir den Prinzen nicht mit ihrem Lernen,
 für den à plomb wollen wir ihn schon zustuzen. A propos
 werden Sie denn auch mit ihm promeniren? Es ist alles so
 schnell gegangen, ich wusste gar nichts davon. Merkwürdig,
 ich dachte immer ein Cavalier, wahrhaftig, es muss doch
 Jemand bei dem Erbprinzen seyn, muss mit ihm promeniren
 und die Honneurs machen, die Honneurs, ein fatiguanter
 Dienst. Sie bleiben dann in ihrer Stube, man darf doch nicht
 hart seyn und muss Sie auch ausruhen lassen.

Was sagen Sie zu diesem Weibe? Clotildens Kämmerer, ein ehrenfester Mann, und zufällig mein Jugendfreund, versicherte mir, Snätlinge treibe gerne solche Streiche und schon heimlich selbst das Fürstenhaus nicht. Bereits mit dem vorigen Herzog, habe sie neulich geeifert, war es wenig, aber mit diesem ist es noch weniger. Zu höflich und doch wieder zu gemessen, lässt er sich nicht heran, man kann ihm nicht bei. Entweder ist er Herr oder er ist es nicht; will er es nicht seyn, so mag er thun was ihm beliebt, will er es aber seyn, so muss er einen Hof haben, und den haben wir leider nicht. Es sollte wimmeln von Damen und Cavaliers, aber jezt? Wenn ja ein König kommt? Greift mir meine Kammerherren an, hebt die Pagerie auf, ihr werdet sehen, nicht einmal Kinderbälle gibt es. O Zeiten, o Sitten! Doch Geduld, man kann nicht wissen. Aufgemerkt.

Der edle Herzog, er hat nur vollzogen, was schon vom Vorgänger beschlossen war, oder die Nothwendigkeit gebot, hat den Rang der neu eintretenden Kämmerer herabgesezt, die Pagen ihren wohlhabenden, mit einträglichen Aemtern bekleideten Vätern zur eigenen Erziehung zurückgegeben, und sich des einzigen armen Waisenkindes, welches darunter war, großmüthig angenommen. Allen zu genügen, wäre unmöglich und nicht einmal gut.

Hartwig an Dielizsch.

Die Oberhofmeisterinnen meiner Bekanntschaft waren, ich denke hieran mit Vergnügen zurück, selbst in hohem Alter noch lebenswürdige Frauen, und, wie deren ohne Zweifel noch viele sind, dem Hause, welchem sie dienten, jederzeit innig ergeben. Snätlinge scheint eine garstige Ausnahme zu machen; sie bestätigt damit zugleich, Erziehung wisse auch nicht zu schätzen wer keine hat. Bei den Gesinnungen unseres Herzogs jedoch wird dies Ihren Wirkungskreis nicht beeinträchtigen können, obschon ich vermute, dass jene Edle heraldisch genommen, immer sprungfertig ist, Ihnen irgend einen Streich zu spielen.

Meiner Antwort auf Ihre Schulfrage muss ich einiges aus dem Geschichtlichen der Fürstenerziehung vorangehen lassen. Das Verfahren, welches griechische Schriftsteller in dieser Hinsicht von den alten Persern rühmen, ist durch die wirkliche Geschichte mehr widerlegt denn bestätigt. Eigentlich war doch erst bei den Arabern im Mittelalter langdauernde Sitte, die Fürstensöhne durch auserwählte Männer in allem Guten zu üben und mit den edelsten Schätzen des menschlichen Wissens zu bereichern, so in Bagdad und Granada zu einer Zeit, wo anderwärts viele ebenbürtige Europäer weder lesen noch schreiben konnten. Gleichwohl wurde bei allen Völkern das Bedürfniss gefühlt, dass Fürsten

sowohl zum Krieg, als zum Frieden auszubilden seyen. Von Einrichtungen, welche für diesen doppelten Zweck mit mehr oder weniger Einsicht und Erfolg getroffen wurden, zeugen manche Spuren schon bei den Aegyptiern, bei den Helden der alten Hellenen und aus der ersten römischen Kaiserzeit. So wurden um nur an letztere zu erinnern, Nero und andere, jeder von einem Krieger und von einem Weltweisen oder Rechtsgelehrten erzogen. Am griechischen Hofe finden wir dasselbe Verhältniss, nur statt des heidnischen Weisen einen christlichen Priester, übte doch dort, obschon ein weltlicher Fürstenbildner sogar den Thron als Tiberius II. besteigen konnte, die Geistlichkeit übermächtigen Einfluss, der immer selbstsüchtig, jungen Fürsten gewöhnlich so nachtheilig ward, wie den meisten Kaisern selbst. Als die Bildung auch den Germanen dämmerte und im Morgenroth zuerst an die hervorragendern Höfe drang, nahmen hier den jungen Fürstensohn ebenfalls ein Kriegermann und ein Priester in die Schule, jener, später auch Hofmeister genannt, für leibliche und ritterliche, dieser als Hauskaplan für geistliche, hauptsächlich kirchliche Uebungen, eine Eintheilung, welche von nun an in allen Jahrhunderten unter mancherlei Gestalten wiederkehrt. Allein wie im Morgenland, so lies man auch hier nur zu oft die Erbfolger nicht um ihrerwillen, gleich geringeren Menschenkindern in schirmendem Frieden reifen, sondern man benützte oder misbrauchte vielmehr schon ihr zartes Alter, um dieser oder jener Richtung zum Schaden der andern Eingang und Macht zu verschaffen, namentlich im

langen Kampfe zwischen Kirche und Staat, oder in dem nicht minder wichtigen zwischen König-, Adel- und Bürgerthum. Aus dieser Eifersucht der verschiedenen Stände, bisweilen selbst aus ihrem Bund erklärt sich vieles, wie in den Geschicken der Völker, so auch im Auferziehen der Fürsten. Und wollte man da oder dort redlich für den hohen Beruf vorbereiten, so blieb, auch wenn er nicht einseitig aufgefasst wurde, hier noch mehr als bei jeder andern Erziehung doch gar manches von staatlichen Verhältnissen, vom Stand der Wissenschaft, vom Geist des Jahrhunderts, selbst von der Macht des Herkommens abhängig. Um so vorsichtiger sollte man auch hierin jedes Zeitalter nach seinem eigenen, nicht aber nach unserem Maasse beurtheilen, und sollte wohl eben so wenig das Maas der Vergangenheit unbedingt an die Gegenwart legen.

Während der Völkerwanderung und noch lange nach ihr machten die Herrschaft des Faustrechts, die Unsicherheit des Länderbesizes, die Stimmung roher Völker dem Gebieter eine überwiegende äusserliche Rüstigkeit ganz unentbehrlich. Jene leibliche Zucht musste daher mit ihrem Leiter im Vordergrunde stehen. War aber schon an sich schwer, eine solche Bildung, wie zum Ueberfluss das Widerstreben von Gothen und Lombarden beweist, mit den höhern Bedürfnissen gehörig auszugleichen, so wurde dies bei der fortschreitenden geistigen Entwicklung der Zeiten nur noch schwieriger. Dessenungeachtet erhielt sich die alte Einrichtung im Wesentlichen selbst da, wo der Fürstenson den Unterricht in einer Klosterschule

empfieng, welche im glücklichen Fall auch der ritterliche Aufseher durchlaufen hatte, oder wo eine besondere Hofschule errichtet war, in der Pagen mit ihm lernten und spielten, zugleich aber ihm aufwarten und gehorchen mussten. Um das Gefühl äusserlicher Ueberlegenheit noch mehr zu hegen, so wie zur gemeinsamen Ergötzlichkeit diente hier oft ein hässlicher Zwerg. Dürftige Unterweisung ist gewöhnlich auch kurz. Sobald es seine Leibeskräfte erlaubten, wurde der junge Herr durch Anhören einer Messe und Umgürten des Schwertes wehrhaft gemacht, hierauf erhielt er eigenen Hof mit Dienern, Pferden, Jagdhunden, und trieb sich im Leben um ohne besondere Anleitung. Doch musste oder sollte wenigstens seit Carl IV., der zur Entwilderung einige Zeit in Paris gelebt hatte, etwas mehr Latein gelernt werden, dann kaiserliches Recht, von den Kurprinzen auch böhmisch; hiezu kam später das Anhören des römischen Rechts, selbst kirchlich polemischer Vorträge, letzteres nach der Reformationszeit.

Als die Hofschulen verschwanden, trat an ihre Stelle ein Instructor, während der Hofmeister blieb, zu dessen Anstellung gewöhnlich adelige Abkunft erforderlich war. Ob der Beruf dieser beiden Männer von gleicher Wichtigkeit, oder ob das Aeussere dem Innern oder das Innere fort und fort dem Aeussern unterzuordnen sey, hieng von zufälligen Umständen ab, hauptsächlich aber von der Eigenthümlichkeit der Betrauten. Unzweifelhaft war nur, dass der Hofmeister, schon unter Maximilian I. auch Gouverneur genannt, die obere Leitung hatte, ohne zu

irgend einer weitem Arbeit verpflichtet zu seyn, wenn er diese auch nicht über seiner Kraft oder unter seiner Würde hielt. Das Schwankende eines solchen Verhältnisses fiel um so weniger auf, theils weil noch nirgends ein Rousseau ausgerufen hatte: *vous distinguez le précepteur du gouverneur, distinguez vous le disciple de l'élève?* theils weil der Schlendrian todter Gelehrsamkeit allerdings eines lebendigen Gegengewichtes bedurfte, welches auch nicht immer ohne guten Erfolg blieb, theils endlich, weil in Paris, dem man sich bereits vielfach zu nähern suchte, dieselbe Einrichtung längst hergebracht war. Um die Nachahmung zu vervollständigen, wurden an deutsche Höfe oft sogar Stockfranzosen zum Gouverniren verschrieben, man sah jedoch, in der an sich löblichen Absicht wirklich weiter zu kommen und sich zu verfeinern, bei solchen Fremdlingen nicht blos auf ihre Sprache, sondern auch auf Anstand, Schliff, meist noch auf soldatische oder schöngeistige Bildung, dasselbe geschah, wenn die Wahl noch selten genug etwa auf einen Inländer fiel. Nur die Hauptsache, dass der Erzieher auch zu erziehen wisse und wirklich erziehe, wurde hier wie dort oft wenig beachtet. Dagegen musste der Lehrer sich gelegentlich vor den Riss schieben lassen, um dem Gouverneur, welcher für den Vater eintreten sollte, selbst als Einsteher zu dienen. Allein, und dies war ein den deutschen, besonders den protestantischen Höfen eigenthümlicher Misgriff, man wies dem einzigen Menschen, von welchem der Prinz bei diesen Umständen Nützliches lernen konnte, dem Lehrer

wies man eine ganz untergeordnete schulmeisterliche Stellung an, während im bewunderten Frankreich der précepteur den Bischöfen oder Erzbischöfen zugezählt wurde, Männern, welche der König wie Fürsten zu ehren pflegte. Um sich zu entwickeln, bedurfte die Wissenschaft überall langer Zeit, und oft längerer noch um sich eine Brücke in's Leben zu bauen.

Sehr eindringlich klagt über jene Stellung des Lehrers bei den Deutschen, wie über die gesammte Hoferziehung seiner Zeit der Kanzler von Ludewig in den Erläuterungen der guldenen Bulle: „die Unterrichtungen bei dem Hofe haben ihre grose Gebrechen. Jeder sucht bei dem Prinzen zu demjenigen eine Liebe zu erwecken, wovon er künftig Nuzen zu schöpfen gedenket. Da werden in des Prinzen seinem Gemach schon einige Hasen gehezet, und das Waldhorn geblasen, um demselben Lust zur Jägerei zu machen; da macht man Hunde zu Pferden, um den Marstall ihm zu recommandiren; da muss er das ABC auf Patrontaschen lernen, im Buchstabiren die mit Buchstaben gezeichnete Soldaten mustern, in der Hoffnung, dass der Prinz ein Soldatenfreund werde; da bitten die Comödianten, Operisten, Gauckler und andere den Prinzen zum Zuhörer oder Zuschauer aus, dass er sich in dergleichen Dinge von Jugend an verliebe und verliere. Die Hofjunkern reden nichts als von Galanterien; da werden 100 Festtage des Jahres gefeiert, dabei man gerne den Prinzen sehen will, und ihm dadurch Zeit und Gemüthe verderbet und zerrüttet. Gemeiniglich wird auch die Wahl eines Informatoris

übel getroffen, weil solchen bald der Hofprediger, bald die Kammerfrau, bald die Maitresse vorgeschlagen. Und geschieht es durch ein Wunderwerk, dass man einen guten Informator antrifft, so arbeitet alles daran, dass sein Credit nicht beständig sey; da geben Lakeyen, Pagen, Kammerjuncker und Kammerdiener auf dessen Tritt und Schritte, Mienen und Geberden Achtung. Bald kann der Kerl keinen rechten Reverence machen, bald sizet ihm die Peruque oder Krause nicht recht, bald fehlet dieses, bald jenes. Dann gehet das Vexiren und Scherzen an. Schweiget er zu allem, so heiset er ein einfältiger Tropf. Lässt er sich mit einem ein, so fallen die andern mit auf ihn zu, und ruhen nicht, bis er zum Gespötte und Gelächter gemacht, und bei dem Prinzen in Verachtung und Hass gesezet wird. Redet er einmal dem Prinzen scharf zu, so thut man bei der Herrschaft ungleiche Vorstellung: der Mensch mache die Wissenschaft gehässig, er habe keine Conduite, sey ein gelehrter Tölpel, und meine, er habe seines Gleichen vor sich, man müsse auf eine Aenderung bedacht seyn; oder man quält den armen Mann so lange, dass er selbst Gott dankt, dass er davon kommt. Indessen geht die Zeit vorbei, da heist es dann am Ende: ein Fürst dürfe nicht gelehrt seyn, dafür habe er seine Leute. Das ist, man hat sodann seinen Zweck erreicht, dass der Prinz in Unwissenheit und ein Ignorant verbleibe.“

Wie es in Frankreich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts um den Gouverneur gestanden, sagt uns die sachkundige Gräfin Genlis in ihrem *Dictionnaire de la cour*:

»tous les gens qui sont attachés à l'éducation des princes, paient de leurs personnes, à l'exception du gouverneur, dont toutes les fonctions se réduisent à rester quelques heures dans une chambre où l'on donne des leçons; de sorte que ce gouverneur, ce chef d'une importante éducation peut ne pas savoir l'orthographe (ce qui n'est pas sans exemple) et passer néanmoins pour un excellent *gouverneur de prince*, si son élève, lorsqu'on vient chez lui, sait dire tant bien que mal deux ou trois phrases banales. Pourquoi faut-il que l'instruction et la capacité d'enseigner ne soient exigées, que dans ceux qui doivent obéir, que leur chef leur soit inférieur sur ces points essentiels, et qu'il soit même dispensé de tout mérite dans ce genre? Il est certain, qu'on n'a jamais vu qu'*une seule fois* une personne, chef d'une éducation de princes du sang, exercer constamment elle-même toutes les fonctions d'instituteur, donner tous les jours cinq ou six heures de leçons, présider aux autres et faire en outre tous les extraits (!) des lectures. Cette personne fit une chose très-extraordinaire, parcequ'elle était sans exemple, mais ne fit rien de trop; tel est le devoir de tout gouverneur de princes et de particuliers.“

Diese Person war bekanntlich die Gräfin selbst. In gleichem Geiste schrieb schon die Maintenon, Fenelons Freundin, nach Madrid: »Man sucht dort einen Gouverneur? Ich denke mir, wie sie über jeden Empfohlenen mit einem „Der ist nicht der Mann dazu“ die Köpfe schütteln, und endlich keinen oder den untauglichsten wählen. Warum? Ihr suchet einen wegen euch, nicht für den Infanten.“ Diese

Frauen erinnern mich an einen stockdeutschen Fürstengouverneur, den ich zu Anfang dieses Jahrhunderts in einer Gesellschaft, welche sich über unsern damals noch allbewunderten Jean Paul unterhielt, hastig fragen hörte: „Jean Paul, war das nicht ein Apostel?“

Dass es jedoch nicht überall und nicht jederzeit so unwürdig zugienge, beweisen schon die ältern Instructionen für Prinzenerziehung in Mosers patriotischem Archiv. Man findet zwar in Oestreich bisweilen zwei Gouverneure, einen als den eigentlichen, aber untergeordneten für das zwölf bis fünfzehn Jahre ununterbrochen anhaltende Geschäft des Erziehens und einen übergeordneten wegen des Scheins. Allein für die Dauer lässt sich dieser Schein wohl kaum behaupten, weder vor dem Zögling, noch vor der Welt, auch ist die Einrichtung neu, wie man aus einem Ereigniss im Hause Lichtenstein sehen kann. Uebrigens müssen die östreichischen Prinzen, was Monbels Geschichte der Erziehung des Herzogs von Reichstadt bestätigt, noch gegenwärtig, wie seit lange, ausserordentlich viel lernen, und hiemit nicht zufrieden, ernannte Leopold II. seinen ältesten Sohn Franz zum Conferenzminister, dessen Brüder Ferdinand und Carl zu Hofräthen. Eigentlich französische Gouverneure fand man in Oestreich seit Carl V. nie, anderwärts sind sie und ihre Nachfolger, die wälschen Schweizer, wenigstens jetzt durch deutsche Männer ersetzt. Auch der Unterricht ist durchgängig zweckmäsiger geworden; am Wiener Hofe, der sich hierin von den meisten übrigen katholischen unterscheidet, wird er blos in der Religion durch einen Geist-

lichen ertheilt, in allen andern Fächern durch weltliche Lehrer; ja man verbindet hie und da, ganz nach Rath und Beispiel der Genlis die Erziehung innig mit dem Unterricht, obschon diese Verbesserung entweder unter dem Vorwand einer ersten Erziehung nicht immer lange genug beibehalten oder auch bisweilen von nichtigen, eigentlich standeswidrigen Standesvorurtheilen eingeengt wird.

Möchten nun manche, wie Sie mir schreiben, den Prinzen in die öffentliche Schule geschickt sehen, so würde hiemit eine alte Einrichtung wieder aufleben, nur müsste, um doch von dieser Seite die alten Misstände zu meiden, der eigentliche Erzieher, wie er auch heisse, gründliche wissenschaftliche Bildung besitzen und geltend machen. Jener Wunsch bedarf indess einer genauern Untersuchung.

Welche Schule sollen wir wählen? Die gelehrte ohne Zweifel. Von ihr wird versichert: „wenn ihre Zöglinge an eine untergegangene Welt, und hier an eine oder zwei verhaltte Sprachen gewiesen werden, so entreisst man sie der Gegenwart nur, um ihnen allgemeine gründliche Bildung mitzutheilen. Schon die Ferne, aus welcher die Alten zu uns sprechen, gibt ihnen eigenthümlichen Reiz, den die Arbeit noch erhöht, welche er kostet, sich mit ihnen zu unterhalten. Dabei ist das Schlichte und Schlussfeste ihrer Schreibart vorzugsweise geschickt, den Gedanken ernste Gröse, heilige Ruhe zu geben, vor den Verirrungen der Einbildungskraft, der Jugend und des Zeitgeschmackes zu bewahren. Solche unerreichbare Muster unterdrücken, hiese die Bildung zur Schönheit verachten, das Gefühl darben

lassen, unsere Wissenschaften, die Zierde des Jahrhunderts, ihrer Wurzeln berauben.“

Diese humanistische Ausführung scheint mir theils übertrieben, theils auf schwankenden Grund gebaut. Das Alterthum bietet gewiss höchst edle Schätze des menschlichen Geistes in überaus geschmackvoller Fassung und ladet ein, sie zu erforschen sowohl, als die Seele dadurch zu erheben. Allein jene Schulen sind zunächst nur eine Vorbereitung, sind die Vorhalle für künftige Aerzte, Geistliche, Rechtsgelahrte, desto unentbehrlicher, je lüsterner die Menge in tiefe Wissenschaften pfuscht. Die Bildung, welche diese Anstalten gewähren, beschränkt sich auf eine gewisse Fertigkeit in alten Sprachen, um besonders durch das Lateinische den geistigen Verkehr mit so vielen hervorragenden Männern der Vorzeit zu vermitteln; allgemein ist diese Bildung nicht in Hinsicht auf die menschlichen Fähigkeiten überhaupt, sondern nur in so fern, als sie den Eingang zu mehr als einer gelehrten Fachwissenschaft aufschliesst. Dieser Schulzweck, der offenbar sogleich von Anfang auf einen bestimmten Beruf hinarbeitet, schwebt also nicht in der Luft, rein bürgerlich und gemeinnützig steht er festen Fusses mitten im Leben. Jeder andere Zweck, wie edel er sey, ist aber untergeordnet, oder noch zu hoch, oder gar nicht vorhanden. Wie könnte auch eine ihrem feinsten Gehalte nach schöngeistige Bildung, die man doch sonst eifrig der Grundlosigkeit zieht, für die Grundlage des Lebens gelten? Eher sollte man sich hüten, durch einige Bruchstücke aus einigen Geschichtschreibern, Dichtern und Rednern eine

Oberflächlichkeit zu begünstigen, welche so mancher, dem Pflicht und Beruf zuwider sind, ohnehin mit angeblich höherem Streben zu bemänteln sucht. Von Geschmacksbildung vollends schwiege man lieber ganz, so lange der gutgeschulte „Abiturient“ weniger Bildung als sein ungeschultes Schwesterchen zeigt, oder so lange unter den Schulhäuptern selbst, bei ihrem sprüchwörtlichen Gezänk wenig von „heiliger Ruhe“ bemerkbar ist. Streiten diese nicht heftig schon über Anlage und Bedeutung eines alten Bühnenstücks, ohne deshalb für geschmackvoll zu gelten? Staunen nicht ihrer viele einen Achilles und dessen Raubgenossen als musterhaft an, während Homer die Griechen roher, die Trojaner gemüthvoller und feiner auftreten lässt, was Virgil geschickt zu benützen wusste und schon Thucydides angedeutet hat? Nie vielleicht war die Geschmacklosigkeit gröser, als während der Alleinherrschaft gelehrter Schulen. Soll diese Schule sich nicht für mehr ausgeben als sie ist, so darf sie auch, eingedenk ihres gemeinnützigen Zweckes, weder auf „Brodstudium“ noch auf andere Bildungsanstalten geringschätzend hinsehen; auf jenes nicht, weil sie des Brodes, das die alten Priester heilig hielten und sogar der Humanist nicht verschmäht, als einer göttlichen Gabe würdig zu machen hat; auf ihre Mitschwestern nicht, weil sie manchen wichtigen Lehrstoff mit ihnen theilt; und kommen die Zöglinge dieser letztern, wenn sie thatkräftig und geschickt wirken lernen, nicht Römern gleich, die man als Muster preist?

Fast allgemein freilich, aber dennoch schwankend ist die

Voraussetzung, durch fremde, besonders durch alte Sprachen werde Bildung gewonnen. Als wäre nicht die freie Entfaltung der neuern Sprachen viele Jahrhunderte lang durch Latein und Lateinisiren gehemmt, wie im Belagerungsstande gehemmt worden. Oder als wäre nicht Göthe, wie Heinrich Voss an Jean Paul schreibt, „schwacher Grieche“ gewesen, und nicht Shakespeare bekanntlich schlechter Lateiner; oder als hätten nicht ausser einzelnen Menschen selbst ganze Völker sich sehr ausgebildet, ohne dass und ehe sie über ihre Muttersprache hinausgiengen, so Griechen und Parsen; auch die Römer wandten sich kaum früher als am Gipfel ihrer Gröse dem Griechischen zu. Ja es ist eben so leicht nachzuweisen, dass vielen das Verlassen ihrer Muttersprache wenig half und hilft. Themistocles, der Ulysses seiner Zeit, lernte erst als Verbannter persisch, um in Susa aufzuwarten, wurde er dadurch edler? Ihr Griechisch schützte die Römer nicht gegen Verfall. Ihr Latein entriss die Magyaren nicht der Barbarei. Und wer von uns französisch so geläufig wie ein Pariser spricht, gilt darum noch nicht für gebildet, mit welchem Vorrecht gälte der „excellente Lateiner“ dafür, der „famose Grieche“, wenn auch Magister aus Leipzig? Doch nicht genug, dass Sprachenkunde ohne Bildung, und diese ohne jene bestehen kann, dem innigen Gefühl für das Heimathliche ist Ausländerei sogar zuwider. Dieses Gefühl will und kann sich aus eigenem Kern selbständig entwickeln, Fremd und Feind oder Späher ist ihm gleichbedeutend, gegen fremde Sprachen besonders hegt es eine Abneigung, welche nur künstlichen oder andern Reizmitteln

leicht. Durch Gewinn gelockt scheinen im Alterthum Handelsleute, wenn nicht Priester, zuerst fremde Sprachen erlernt zu haben, namentlich Juden, so auch nach Varro die dreizüngigen Massilier und andere. Ihr nächster ganz verständiger Zweck war, mit Ausländern verkehren zu können; den Geist wollten sie damit nicht bereichern, musste ja einleuchten, dass Sprachen nur Wörter nicht Sachen lehren, dass sie der Schlüssel sind, nicht der Schatz. Wir hingegen stecken den Knaben fast gleichzeitig in die Hosen und in die Grammatik; wir entreissen ihn der Gegenwart, damit er, ist sein Widerwille gebrochen, wenig sehe, wenig höre und beobachte, dafür aber das gedankenarme Köpfchen mit wälschen Wörtern, mit steifen Regeln und nach jahrelanger Mühe mit etlichen dürrn Sprachbüchern fülle.

Ein so ermüdender Umweg wäre auch durch die beste Absicht kaum zu entschuldigen, suchte man nicht mit dem Erlernen der alten Sprachen eine „formale“ Geistesbildung zu verbinden. Das Denkvermögen soll den Wust des Gedächtnisswerkes bewältigen, um während dieser Arbeit selbst gestärkt und befruchtet zu werden. Hiemit ist jedoch mehr zugegeben als man vielleicht wollte. Soll jenes formale Bilden sich auch nicht über die Mathematik erheben, der es an Schärfe nachsteht, noch über die Logik, der es ohnehin untergeordnet ist, so deutet es doch unverkennbar an, die Alten seyen für uns, wir nicht für sie; dem Zweck des Sprachenlernens, sich mit andern zu verständigen, schiebt man sogar einen nicht unmittelbar

in ihm liegenden unter , die Sprache wird nicht einmal um ihrer selbst willen geübt , sondern zunächst wegen der Art sie zu erlernen. Wenn aber Achtsamkeit auf Sylben und Endungen , wenn Zergliedern und Fügen von Worten und Sätzen , wenn Einsicht in jedes Döpfelchen den Verstand bildet , so gilt dies bei gleicher Behandlung schon von der Muttersprache allein , es gilt , da eine lebende bei ihrer Langsamkeit sich zu ändern für den Lernenden eine geschlossene ist , von jeder gebildeten Sprache überhaupt ; es gilt demnach , so lange in allen dasselbe Gesetz des Denkens waltet , eben sowohl von neuern als von alten Sprachen , obschon jede ihren Eigensinn hat. Da mithin die genaueste Kenntniss der Formenlehre sich als eine gemeinsame Bedingung des Sprachenlernens darstellt , da überdies , wie auch Ihre Zergliederung des Uebersetzens nachweist , kaum möglich ist , ohne formale Mitwirkung der Muttersprache gehörig in einer todten zu unterrichten , so wird man das Bildende , welches sich damit gewinnen lässt , um so weniger auf die todten beschränken dürfen , sondern wird einräumen müssen , für geistige Entwicklung gebe es noch andere Wege als den verhalter Sprachen und gelehrter Schulen.

Ob nun für Alfred , wie sehr er einer bildenden Entwicklung bedarf , die gelehrte Schule durchaus noth thue , hängt mit der allgemeinen Frage zusammen , ob er überhaupt in eine Schule zu schicken sey ? Sollen wir bourbonisiren oder orleanisiren ? Ludwig XVIII. bekennt in seinen doch auch viel Aechtes enthaltenden Denkwürdigkeiten ,

die Orleans seyen gebildeter gewesen, als sämtliche Enkel Ludwigs XV.; indess Louis Philipp, den er besonders im Auge hatte, wurde im Stillen erzogen, und erst vom reifern Jünglingsalter an in die Wirbel des Lebens geschleudert. Wenn aber Staatsklugheit in manchen Zeiten zur öffentlichen Schule rathet, so fordert dies nur um so mehr auf, unsern Gegenstand unabhängig von allen äussern Rücksichten zu untersuchen.

Der Werth öffentlicher Schulen wurde bereits von den gebildetsten Völkern des Alterthums anerkannt, auch von Plato, Xenophon, Quinctilian und andern noch besonders empfohlen. Diesen Führern folgen im Mittelalter und in der Neuzeit bis auf Guizot herab unzählige Anhänger. Wer denn dürfte die Quelle trüben, aus der er geschöpft hat? Auch zu Hause kann der Knabe zwar lernen, allein hier wird er oft unterbrochen, umschmeichelt, überschätzt, in der Schule hingegen sind alle unter die Herrschaft der Sache, unter die Gerechtigkeit des Vereins gestellt; als thätiges Mitglied eines umfassenden, gegliederten Ganzen ist hier jeder aufmerksamer als irgendwo sonst, gewöhnt sich an Arbeit-samkeit und lernt um zu lernen. Bereichert die Schule seinen Geist, so erweitert sie auch sein Herz. Gibt sie ihm doch erwünschte Gelegenheit, Gleichgesinnten näher zu kommen, Freundschaften oft für das Leben zu knüpfen, und seiner Jugend tausendfach froh zu werden. In derselben Zeit lernt er Misgriffe ertragen, Unarten verzeihen, und mit andern das Gleichgewicht halten, somit legt er den Grund zur Menschenkenntniss wie zur Selbstbeherrschung

und fühlt sich mehr öffentlich denn ausgesondert. Sittlich ermuthigt fürchtet daher ein solcher die Geberden und Drohungen anderer nicht mehr, erbleicht er eben so wenig vor der Menge, hält auf den Werth des Selbst bei sich wie bei andern, und handelt freimüthig auch unter widrigen Umständen. Noch mehr, Unterschiede der Geburt, diese Hemmschuhe tüchtiger Bildung, in der Schule verschwinden sie. Arme und Reiche treten mit denselben Ansprüchen in die Schranken, damit jeder eigene Bahn sich breche, allen winkt derselbe Preis, nicht für Gaben des Zufalles, wohl aber für das Edelste, was gerechter Stolz sein Eigenthum nennt; blos jene Güter, die allein schätzbar sind, Tugend und Kenntnisse werden belohnt als die edlen Früchte der Beharrlichkeit und des Wettseifers. Zum Wettseifer sind wir aber geboren, sind von Natur geneigt Altersgenossen zu übertreffen, sind abgeneigt uns übertreffen zu lassen. Das Streben der Beste und Einsichtsvollste zu werden erleichtert überdies lästige Wiederholungen und schwierige Aufgaben, befestigt gute Grundsätze und Gewohnheiten, ermuntert unablässig durch viele kleine Versuche sich über andere emporzuschwingen, und bewährt sich als das sicherste Mittel, grose Männer zu bilden. Kein Erfolg ohne Anstrengung, keine Anstrengung ohne Wettseifer, kein Wettseifer ohne die Schule.

Diese Vorzüge der Schule werden von manchem bezweifelt, von andern geläugnet. Petronius und Marc Aurel behaupten, die Schule stumpfe ab für das Leben, Locke beklagt, dass sie mehr Grammatik als Tugend lehre, schon

vor ihm äusserte Milton in einer eigenen Abhandlung, sie quäle mit Knechtschaft und treibe den kräftigen Jüngling, allen Wortkram baldigst abzuschütteln, und nur dem Vergnügen zu leben, was nicht das Gescheidteste doch das Ehrlichste sey; eben so eiferte Rousseau dagegen, und bald darauf wurden die Schulen auch von deutschen Schriftstellern angegriffen. Unterdessen haben sich diese Anstalten bei uns gehoben, das Verfahren in einzelnen Lehrstoffen ist verbessert, eben so, obwohl die Geburtswehen noch nicht vorüber sind, die Einrichtung des ganzen Schulplans. Wäre aber auch die Kunst zu unterrichten und geistig zu entbinden allgemeiner als sie es ist, fände auch das Seufzen der Jugend und der Nothruf einiger Menschenfreunde, die armen Knaben mit Aufgaben besonders für das Haus nicht zu überbürden, geneigtere Ohren, so ist doch die beste Schule blos auf Unterricht in ihren vier Wänden beschränkt. Für die Erziehung steht der Lehrer zu ferne. Fehlt es aber an dieser, so fühlt der vorzüglichste Schüler bald, dass er im Verkehr mit der Welt nichts ist oder alles an sich ändern müsse; verblüfft duckt er sich dann oft lieber hinter seine Bücher, oder rächt sich durch Verachtung des Bessern und sucht entrüstet schlechte Gesellschaft. Dagegen bringt der Wohlerzogene zartes Gefühl für das Schickliche mit, er hat Ueberlegung, Mäßigung und ist für edle Lehren wie für gleichartigen Fortschritt empfänglicher. Muss also Erziehung den Boden zur Aussaat bereiten, das Gedeihen der Keime pflegen, und dem Unterricht wesentlich beistehen, so fallen jene unmittelbaren Ansprüche, welche die Schule

wegen Erweiterung des Herzens erhebt, grosentheils weg. Selbst Bekanntschaften macht der Junge weit mehr ausserhalb als innerhalb der Schule, nicht diese letztere, wohl aber, was Sie so zweckmässig benützen, Freistunden, Spielplätze bilden seine Welt, Zeiten und Oerter, wo ihn die Schule, als wären Laster nicht mehr zu fürchten denn Unwissenheit, seinem Schicksal gänzlich preisgeben muss. Vom Uebeln was dort geschieht, kommt freilich nichts auf ihre Rechnung, aber eben so wenig vom Guten.

In ihrem Innern dagegen erreicht die Schule grosse oft glänzende Erfolge. Ihr mächtigster Hebel liegt, unabhängig von Lehrweise und Lernstoff, allerdings im Wetteifer; ein Hebel der noch mächtiger wird, wenn nicht Einzelne mit Einzelnen blos, sondern wenn wie in Belgien sämtliche je gleichlaufende Abtheilungen aller Schulen des ganzen Landes um die Preise ringen. Allein dieses Mittel wirkt wo es nicht sollte und wirkt nicht wo es sollte. Schlechte Lerner, die man überall trifft, macht es eher stumpf oder muthlos, reizbare Gemüther noch reizbarer. Der Ehrgeizige hat mit stets reger Eifersucht die Sache nicht wegen ihr selbst, sondern wegen anderer im Auge, jene misbrauchend um sich über diese zu schwingen versteckt er seine herzlose Selbstsucht oft lange Zeit unter den Schleier des Fleisses und Fortschritts. Ausserdem ist in der Schule, wo die Mehrzahl aus gewöhnlichen Köpfen besteht, der Lehrgang an das Mittelmässige gebunden, so dass, Merkmal einer guten, Fähige zu wenig erhalten, Schwache zu viel. Für den Staat mehr Gewinn als Verlust, weil der eine dieses der andere jenes Fach

ergreifen kann, für den Einzelnen mehr Verlust als Gewinn, weil mancher weniger wird als er hätte werden können. In beiden Fällen hat die Schule auch hier weder besonderes Verdienst noch besondere Schuld, indess gibt es noch einen dritten Fall, wo sie auf den Stachel unmittelbaren Wetteifers verzichtet und sich an den reinen Eifer der Wissbegierde wendet, in ihren obern Abtheilungen nemlich. Aber wer sähe nicht, dass sie hier mit dem häuslichen Unterricht zusammentrifft, nur geht dieser sogleich anfangs von etwas aus, wozu sie erst am Ende sich Glück wünschen kann. Ueberdies rathet ja sie selbst, dem Schwächern durch solchen häuslichen Unterricht nachhelfen zu lassen und bietet hiezu durch ihre eigenen Lehrer willig die Hand. Mit Wort und That entsagt sie also ausschlieslichem Vorzug, und fügt das Bekenntniss hinzu, man könne Einen sicherer und besser unterweisen als gleichzeitig Viele.

Aus dem Bisherigen dürfen wir schliesen, wenn die Schule manches Gute weniger bewirken kann, als das Haus, wenn sie manches Uebel weniger verhindern kann als das Haus, wenn sie manchen Knaben weniger geschickt macht als das Haus, so ist sie auch für eine zweckmässige Bildung nicht unentbehrlich, werden ihr anders würdige Vorkehrungen vom Haus gegenüber gestellt.

Einen Fürstensohn in die Schule schicken, damit er mehr und besser lerne, dieser Grund fällt also weg; dagegen möchte erwiesen seyn, dass er auch dort wenig oder nichts lernen würde, wenn er zu Hause verwahrlost wäre.

Wollte man ihm dennoch die allgemeine Rennbahn öffnen, so würde übersehen, dass für ihn die Schule nicht eingerichtet ist. Im Deutschen und Französischen stände er ohne Zweifel voran, in einigem andern vielleicht etwas zurück, wieder anderes, namentlich Religion und Geschichte wäre für ihn unmöglich so fruchtbar, wie es bei eindringlicher die fürstliche Seele unmittelbar ergreifender Unterweisung seyn sollte. Ferner, obgleich die Schule jedem andern Knaben Gelegenheit schafft, nach Gaben, Neigung und Wahl sich irgend einer Bestimmung zu widmen, so ist der Fürstensonnen genöthigt, für die gegebene Stellung sich zu befähigen; weder seiner Laune noch seinem Glück, also auch nicht der Schule darf überlassen bleiben, wozu er sich etwa eigne. Die Schule könnte ihm also nicht bloß wie manchem andern Knaben je nach seinen Anlagen und Fortschritten zu viel oder zu wenig bieten, sondern auch wie keinem andern seine Befähigung für den Beruf gefährden. Sollte er aber dort, wenn man es mit seinen Kenntnissen weniger genau nähme, die Gesinnung ausbilden und sich den übrigen gleichstellen lernen, so müsste er zwar der allgemeinen Ordnung gehorchen, und wie jeder Mitschüler von seinem Fleisse Rechenschaft ablegen; dieser an sich vortrefflichen Wirkung tritt jedoch das Eigenthümliche entgegen, dass die Schule hinsichtlich ihrer Mitglieder nicht auf Gleichheit beruht, sondern auf einer Ungleichheit, die von oben bis unten fast so viele Stufen wie Köpfe zählt und häufig mehr böses Blut macht als gutes. Jene Absicht zerstört hiemit sich selbst, auch

wenn Rechenschaft sich nicht zu Hause durch Aufsicht und Prüfungen erheben liesse, oder wenn zu erweisen wäre, dass eine Abhängigkeit, welche auf jene Art dem Knaben sich aufdringt, im Prinzen keinen Widerstand finde, oder ihn doch nicht jedenfalls reize. Erwirbt er nemlich den ersten Plaz, so ist sein Gefühl der Ungleichheit verstärkt, erwirbt er ihn nicht, so wird er ohne Grübeleien erkennen, der oberste Schüler sey noch nicht der beste Knabe. Dann erst mag er sich sagen: anch' jo sono pittore, mag um so geneigter seyn auf den Prinzen zu pochen, woran er ohne die Herausforderung vielleicht gar nicht oder fügsamer gedacht hätte, und was wir erreicht, wäre das Gegentheil unseres Zweckes. An Ungleichheit, also in diesem Sinne an seine Unvollkommenheit, an die Nothwendigkeit sich unterzuordnen und auszubilden mahnen ihn bereits Jugend, Arbeit, Erziehung auf tausendfache Art ohne die Schule und wohlthätiger als diese; Gleichheit aber, gelte sie auch vielen für unerlässlich, manchen für unerträglich, findet er wie jeder andere nirgends als ausserhalb der Schule, und zwar in Erholungen und Spielen mit Altersgenossen.

Wenn also die Schule, die nicht nöthig ist, so er gehörig auferzogen wird, und nicht einmal nützt, so er am Hofe verschoben wird, ihn sogar gefährden, aufwiegeln, an Kopf und Herz benachtheiligen könnte, dann entspricht es unserer Aufgabe und Theilnahme doch gewiss besser, ihn nicht in die Schule zu schicken.

Aber ihn wenigstens aus dem elterlichen Hause schaffen, wäre doch rathsam? Im Nothfall und besonders wenn der

Fürst nicht Herr in seinem Hause wäre, gewiss rathsam ja unbedingt das Beste. Ohne Noth jedoch soll und würde gleich jedem andern Vater auch der unmittelbare Fürst sich von seinem Söhnchen nicht trennen, er würde dasselbe nicht einmal einem mittelbaren vertrauen, obschon unter solchen viele eine vorzügliche Bildung besizen; auch gibt es keine eigene Fürstenschule, jene, welche Friedrich I. 1709 in Berlin für 24 Reichsfürsten errichten wollte »um den Diamant durch sein eigenes Pulver zu bezwingen« trat vielleicht zum Glück nie in das Leben, und später war von einer solchen keine Redemehr. Wollte man für Alfred dennoch eine Erziehungsanstalt empfehlen, so sollte diese im Inlande seyn, damit schon der Knabe unsere Verhältnisse, Sitten, Gebräuche kennen lerne, sich beliebt mache und an uns gewöhne, wie wir uns an ihn. Aber eine solche, in der Hauptstadt besonders, muss ja um gleichen Schritt zu halten, den Schulen sich anschliesen, hiemit wären wir fast auf dem vorigen Fleck. Am besten lernt daher Alfred zu Hause. Auch in Sparta wurden die Thronerben, sie allein machten eine Ausnahme, nicht öffentlich erzogen und dennoch sorgfältig gebildet. Indess sollte unser Prinz, zumal er geschwisterlos ist, wenigstens Einen Gefährten um sich haben, nicht gerade einen überlegenen, aber einen heitern gutmüthigen Jungen, wo möglich von entgegengesetzter oder doch anderer Gemüthsrichtung; auch liesse sich jede gewöhnliche Erziehungsanstalt zum ausgedehnten geselligen Umgang benützen. Uebrigens ist Ihnen sicher nicht entgangen, dass Hausunterricht öfteres Ausruhen

erfordert, da er mehr anstrengt; eben so, dass man hier bloßes Gedächtnisswerk auf das Unentbehrlichste einschränken, dagegen bei dem unmittelbaren geistigen Austausch das Denkvermögen, die Einsicht des Zöglings ungleich besser als in der Schule berichtigen und fördern kann.

Dielizsch an Hartwig.

Auch hierin sehe ich nun heller als bisher. Einige Unruhe, ich will es nur sogleich bekennen, macht mir aber Ihre Behauptung, dass einem Fürstensonne eigenthümlicher Unterricht in Religion und Geschichte nöthig sey. Kein Zweifel, Geschichte in gewisser Vollständigkeit ist unentbehrlich, allein ob sie für ihn besonders eingerichtet werden dürfe, solle und könne, verstehe ich nicht recht. Dieselbe Bedenklichkeit wegen des Unterrichts in der Religion. Alfred hat guten Glauben an Gott und an die Menschen, von diesem allgemeinen Gefühl, welches die biblischen Geschichten so unübertrefflich nähren, gehe ich allmählig zum Einzelnen über und zwar nach den Hauptstücken unseres Landescatechismus, ohne mehr als die wichtigsten Beweisstellen auswendig lernen zu lassen. Ist dieser Kreis durchwandert, und sind dabei nach dem Muster von Thomas a Kempis, theilweise etwa auch nach St. Palaye, die

einzelnen Wahrheiten aus dem Bedürfniss der menschlichen Seele, aus ihren innern Erfahrungen und theuersten Hoffnungen abgeleitet, oder darauf angewendet, so weis ich nicht, was man noch besonderes thun könne. Einzelne Pflichten einprägen? Ja, nur eine eigene Religion für den Fürsten gibt es nicht, also auch keinen besondern Unterricht darin. So lange Sie nicht die Güte haben, das Gegentheil nachzuweisen, werde ich auch hier zuversichtlich fortfahren wie bisher. Mit andern Fragen wage ich für jetzt nicht zu belästigen, und nehme lieber die Schilderung unseres Lebens und Wirkens wieder auf.

In ihren Augen dürfte es kaum gewagt erscheinen, dass Alfred durchaus zu nichts gezwungen wird. Es geht mit Kindern, ist der Vergleich gestattet, wie mit Pferden. Diese, wenn sogleich als Fohlen verständig behandelt, werden menschenfreundlich, gelehrig, fromm, wenn aber schon im Gestüte verwahrlost sind sie scheu, verstockt, oft kaum mit Peitschen bezähmbar. So ist auch unser Prinz, Dank der frühern Leitung, für das Gute immer empfänglicher. In seinen Arbeiten erkennt er eine unerlassliche Nothwendigkeit, die ihn durch nützliche Beschäftigung zum Anwenden, Vergleichen, Hervorbringen einladet, was immer einen Reiz hat; in freien Stunden aber ist ihm alles gestattet, was er verantworten kann, so dass nur bisweilen Warnungen ergehen, selten Befehle, wo möglich keine Verbote. Durch Hofmeistern wird so unendlich viel geschadet, dass die Jugend sich selbst überlassen oft noch besser geschützt ist. Die stete Anwesenheit eines

Erwachsenen wirkt schon für sich allein auf den unverbundenen Knaben so mächtig, dass sie, statt zu erheben, ihn unvermeidlich erdrücken, feig und falsch machen würde, wenn er nicht glaubt, vor den Augen seines Erziehers frei handeln zu dürfen. Je zahlreicher die Erfahrungen sind, welche, so weit es ohne Gefahr geschehen kann, Alfred auf eigene Kosten sammelt, desto mehr bekommt er sich in seine Gewalt, desto seltener werden auch Uebereilungen und Misgriffe. Fallen letztere vor, so geben sie Stoff zu einer kurzen Nachpredigt. Da wir uns jedoch gegenseitig mit einer Offenheit behandeln, welche ihm stets vergönnt, sich nach Vermögen zu rechtfertigen, so darf ich annehmen, dass er in dieser Art ihn zu lenken eine Stütze, wenigstens keinen Panzer sieht. Erst lezthin vertraute er mir buchstäblich: „morgens nehme ich mir immer vor, heute recht brav zu seyn, vergesse es aber den Tag über oft wieder.“ Sein ganzes Wesen macht mir ihn täglich lieber. Mögen andere in ihren Schreibstuben sitzen, oder an Kunst, Spiel, Waffen, Hunden oder sonst sich ergözen, ich kenne nichts Schöneres, als die menschliche Seele, und nichts Lieblicheres, als diese edle Blume zu pflegen. Was hälfe dem Menschen, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er die Seele verlöre?

Dass Alfred fortwährend zur Umgänglichkeit angehalten wird, hat gewiss Ihren Beifall. Wir hoffen, der Grund den er als Knabe legt, werde dem Prinzen zu Gute kommen. Es fehlt nicht an solchen, welche behaupten, man müsse möglichst in Einem Stand erziehen. Hiegegen dürfte sich

auch wenig einwenden lassen, sofern mit Tugenden und Kenntnissen, welche allen unentbehrlich sind, jeder einzelne Stand sich ausstatten soll; wäre aber bereits einseitig, über dem Unterricht, wie freilich oft geschieht, die Erziehung zu versäumen und umgekehrt, so vollends gänzlich verfehlt, schon von Anfang alles übrige einem besondern Berufe unterzuordnen. Jeder Beruf erfordert nicht Geschicklichkeit nur, sondern auch seinen Mann, jeder begreift sich wie die Selbstkenntniss, nur durch die andern, jeder, wie gerne er sich abschliesse, hängt mit diesen andern zusammen, und würde sonst, wie auch aus Ihren Ansichten hervorgeht, sich selbst nie richtig verstehen lernen. Besonders der fürstliche darf als Inbegriff und Mitte des Ganzen einem engherzigen die Theile verachtenden Kastengeiste am wenigsten erliegen. Oder sollte nur ihm gestattet seyn, was sonst überall bekämpft werden muss, jene Neigung sich geradehin für besser als andere zu halten? Edler ist doch, das Gute anderer schätzen zu lernen. Und wo fände sich dieses Gute ungekünstelter als da, wo die Menschen noch der Natur am nächsten stehen? Alfred verkehrt auch mit einfachen Landleuten. Er spricht öfter bei solchen ein, lernt die mancherlei Theile ihrer Wirthschaft kennen, hilft ihnen zu seinem und ihrem Vergnügen bei kleinen Arbeiten, wie in der Heu- oder Obsternte, und theilt bisweilen auch ihre gemüthvolle Hausandacht. Erwerbsquellen, Genügsamkeit, Lebensweise, Herzlichkeit dieser Leute werden ihm unvergesslich bleiben. Dass er sich deshalb von Niedrigem angezogen fühle, macht uns keine

Sorge, blos das Schlechte ist niedrig. Auch finden sich verkehrte Anwandlungen gewöhnlich nur bei verzärtelten, widernatürlich beschäftigten oder vom Leben abgeschlossenen und gelangweilten Kindern. Sollte das Unerwartete geschehen, so würde ich ihn nöthigenfalls zu Betteljuden führen, und auf deren Lumpen, Geruch, Ungeziefer aufmerksam machen.

Erwünscht wird Ihnen seyn, dass ihm längst zwei Gefährten seines Alters beigegeben wurden, Philipp und Hermann, elternlose Verwandte Clotildens und Zwillingenbrüder dazu. Mit offenen Armen empfangen, traten sie überaus freundlich ein, schlossen sich schon im ersten Augenblicke an Alfred, und schienen ungemein glücklich. Diese Herrlichkeit gieng schnell vorüber. Die Ankömmlinge waren bisher meist unter den Händen von ängstlichen niedern Dienerinnen gewesen und hatten sich noch nie mit andern Knaben umgetrieben. Scheinbar sehr höflich und gewöhnt immer hübsch zu bitten, verlangten sie eigentlich doch unbedingten Gehorsam, geschah nicht sogleich was sie wollten, so pochte Empfindlichkeit an. Zu schwach um befehlen zu können, waren sie taigig genug sich bedienen zu lassen, und glaubten hiemit die Herrchen zu spielen. Ausserdem machten ihnen schöne Kleider und gekräuselte Haare großes Vergnügen, allein sie konnten sich weder aus- noch anziehen, schon ihre Nägel waren dafür zu lang. Zur Verzärtelung, Unbeholfenheit und Gefallsucht gesellte sich Furchtsamkeit und Neid. Lief einem etwa eine Ameise über die Hand, so entsetzte er sich, und begann zu weinen

oder zu schelten, wenn der andere lachte. Jeder fühlte sich schmerzlich verletzt, wenn er von allem nicht das Beste oder nicht in erwünschtem Maase erhielt und verlangte dann irgend eine Genugthuung. Auch im Essen und Trinken verrieth sich Verwahrlosung; dieser schluckte seine Milch zu langsam, jener zu hastig, jeder verschlang manche Speisen ohne gehörig zu kauen, und war lüstern nach Naschwerk. Eine unerschöpfliche Quelle zu Streitigkeiten war besonders das Spielen, dennoch verlangten sie immer neues Zeug dazu und hatten oft Langeweile. Tanzen und Französisch verstanden sie noch am besten, aber ihr Deutsch roch nach der Gesindestube. Zwar konnten sie lesen, allein ohne zu wissen was, schreiben ohne alle Sicherheit und mit schlechter Haltung, rechnen blos nach dem Gedächtniss ohne die mindeste Einsicht. Die Armen hatten freilich das Wenigste selbst verschuldet, allein, welche Gesellschaft für Alfred; doch bemerkte er den Unterschied nicht so wie ich, auch ist Hermann im Grunde ein gar liebevoller Knabe, Philipp hingegen weit reizbarer und etwas kränklich.

Wir übergaben diese Gäste zunächst Gertruden und Annetten. Die kundige Gertrude suchte vor allen Dingen Vertrauen zu gewinnen, was ihr um so eher gelang, da sich die Pfleglinge unter weiblicher Leitung wie zu Hause fühlten. Zänkereien bei Spielen unterblieben meist von selbst, indem die Knaben, statt sich unmittelbar zu berühren, einander nur bis auf doppelte Armeslänge nahe kommen durften. Wollte sie aber sonst das frühere Verfahren erneuern, so fand sich bald, dass es nicht mehr ausreiche, oft geradezu

scheitere. Hiedurch nicht abgeschreckt, gieng sie nur desto umsichtiger zu Werke, ordnete zuerst das Leichtere, entwöhnte allmählig von der Verweichlichung, lenkte die Thätigkeit dem Angenehmen, Nützlichen zu, und wies dabei öfter auf Alfred hin. Da auch unsere Fremdlinge, wie man leider in so vielen Häusern findet, bereits ein ungleichartiges Benehmen zeigten, indem schon der Ausdruck ihrer Stimme zwar gegen Erwachsene kindlich, aber wenn sie nur miteinander sprachen, oft gemein, wegwerfend, hart lautete, so machte sich Gertrude zur besondern Aufgabe, jeden zu gewöhnen, dass er sich desselben Tones gegen den andern, wie gegen sie bediene. Ueberzeugt, Kinder unter sich seien ehrlich, zur Belebung wie zur rein menschlichen Entfaltung des Gemüths bleibe aber die möglichst gleichartige Stimmung gegenseitiger Liebe ganz unerlasslich, flöste sie jedem zunächst etwas mehr Achtung vor dem andern ein, hinderte damit Verwilderung unter den Gleichen und Falschheit vor Höhern, trat aber Rückfällen rasch entgegen und schritt im Nothfall immer weiter bis zu beharrlicher Strenge. Benahm sich nach diesem Anfang einer etwa wieder herrisch, lieblos, selbstsüchtig, so wurde er nach Fenelons Muster genau behandelt, wie er gehandelt hatte. Niemand durfte auf seine Klagen hören, ihm ein freundliches Gesicht zeigen, oder gefällig seyn und Beistand leisten; hiemit wurde fortgefahren, bis der Unartige seine gänzliche Abhängigkeit von andern gefühlt, erkannt und die falsche Schaam, Reue zu zeigen, wenn auch nur durch Anschliesen an den andern oder durch eine Aufmerksam-

keit für Annette überwunden zu haben schien. Erst dann war ihm vergönnt, sich wieder einer liebeichern Behandlung zu erfreuen, jedoch nur so lange er derselben würdig war. Dies musste öfter wiederholt, längere Zeit fortgesetzt, bisweilen sogar durch Schmälerung der Kost oder der Freiheit geschärft werden. Nur bei Philipp wurden Ausnahmen nöthig.

Als in beiden allmählig der bessere Mensch wieder geweckt und in Thätigkeit gebracht war, erhielten sie ihren Unterricht, so weit es gieng, mit Alfred gemeinschaftlich und traten endlich ganz zu uns über. Jenes verträgliche liebeiche Benehmen, welches Gertrude eingeleitet hatte, wurde sorgsam gepflegt. Alle Mühen im Erziehen sind ja erst fruchtbar, wenn Kinder untereinander im innigen Frieden leben. Vernachlässigt man dies, so entsteht von selbst eine Widersezlichkeit, deren Geifer alle Lebensverhältnisse vergiftet. Später gefallen sich die Leute dann auch im Hervorheben des Schlechten, wie im Verlästern des Guten, und damit sezen selbst aus gebildeten Kreisen, obwohl sie ihren Ton als den bessern rühmen, unzählige sich hinab auf die Stufe des Gesindes, das immer über die Herrschaften loszieht; freilich muss, sollen ihrem Dünkel die andern entsagen, von den Obern das Bessere ausgehen. In unserer Lage durfte ich mir schon das nicht verbergen, dass stetes Zusammenleben sich sehr unterscheidet von bloser Gesellschaft. Leztere schlingt leicht ein Band, das für einige Stunden festhält, und noch leichter das nächstmal sich wieder anknüpfen lässt, aber stetes Zusammenleben

entzweit leicht. Eine Zeitlang können zwar auch gemeinsame Fehler und Leidenschaften ketten, was jedoch selbst Busenfreunde, welche Eine Wohnung theilen, sicher trennt, ist: ungleiche Denkart, Hang sich in alles zu mischen, Mangel an Beschäftigung, Nachlässigkeit in traulichen Stunden, Gleichgiltigkeit der alles, Unzufriedenheit der nichts recht ist, Schlaffheit, die im trüben Auge gelesen haben will, was sie begehrt, Reizbarkeit, die zu thun verweigert was sie soll, und verlangt was sie nicht sollte. Alles dies war mehr oder weniger zu besorgen und zu verhüten, wären unsere Gäste auch nicht vernachlässigt gewesen. Hiezu kam, dass sie erst auf dem Rückweg zum Bessern waren und auch auf Alfred sehr nachtheilig einwirken konnten. Indess war für ihn hiemit eine treffliche Schule aufgethan, sich und andere im gewöhnlichen abgetackelten Leben würdig behandeln zu lernen. Ihrerseits fühlten sich die Ankömmlinge unverkennbar geschmeichelt, mit Alfred endlich auf demselben Fuse zu stehen und da ihr sehnlicher Wunsch war, fortwährend gleichen Schritt zu halten, so konnte man sie an dieser offenen Seite fassen. Nur musste das Verhältniss zu Kaspar ebenfalls festgestellt, dabei Gertrudens Verfahren fortgesetzt werden, ihre Strenge jedoch so lange sich guter Wille zeigte, in den Hintergrund treten, und bloß für Nothfälle aufgespart bleiben.

Wir behandelten die Gefährten daher mit groser Aufmerksamkeit, giengen in ihre Anliegen ein, halfen oft dienstfertig nach, ermunterten durch Anerkennung, stärkten durch Hoffnung, und suchten sie eben so zu zerstreuen

als zu beschäftigen. Besonders wirksam erwiesen sich alle Arbeiten und Erheiterungen, die in Bewegung sezen. Das Vergnügen der Seele besteht in Thätigkeit, wie noch bei Alten der Trieb zum Spielen beweist; hört diese Thätigkeit auf, so entstehen Ueberdruss und jene Langeweile, die sich sogar dem Körper durch Dehnen und Gähnen mittheilt. Grose Freude machte das Trommeln, nur musste es von dem Tambourmajor gründlich erlernt werden. Mit dem Erwachen des Nachahmungstriebes, welcher ein ungleich edlerer Hebel ist als Eigennuz, Lüsternheit oder Wetteifer, lernten sie auch einiges Ungemach ertragen ohne zu jammern. That sich einer wehe, so war Hilfe zur Hand, wie jeder wusste, ihn aber zu bemitleiden, war wenigstens allen Erwachsenen untersagt. Wegen geringer Ursachen zu weinen, wurde geradezu für schimpflich erklärt, wer sich dennoch nicht enthielt, durfte es für sich allein in einer besondern Stube thun, und erst zurückkehren, wann er die Thränen getrocknet hatte. Anklagen hörte ich nur mit Einem Ohre an, zeigte dem Sprecher die Mittel zur Verträglichkeit, warnte aber den Thäter im Stillen, und suchte ihn zu einer kleinen Gefälligkeit zu bewegen. Dennoch war ich öfter zu Befehlen genöthigt. Um diese zu unterstützen nahm ich das Rechtsgefühl in Anspruch. Jeder Knabe besitzt es und ist für die Anwendung um so empfänglicher, je mehr er sich von dem Daseyn gegenseitiger Rechte und im Fall der Verletzung von der Nothwendigkeit irgend einer Vergeltung überzeugt. Die Selbstsucht, welche neben dem: „was andere nicht dir, du nicht ihnen“ fort-

bestehen kann, wird schon durch tägliches Zusammenleben gemildert, mehr noch wenn wir jenes Gefühl auch auf gegenseitige Dienstleistungen im gewöhnlichen Kreise ausdehnen. Hiemit verband ich die Einrichtung, dass sobald es die Verhältnisse gestatteten, je einer meiner Zöglinge zwei Tage lang die Aufsicht über Reinlichkeit, Ordnung, Anstand in unsern Gemächern erhielt, mit der Obliegenheit, zu erinnern oder selbst nachzuhelfen, wo es zulässig ist. Statt durch unnöthigen Beistand eines Dieners abzustumpfen, erkläre ich hierin jeden für mündig, auf dass er mit dem Eigenen das Fremde, mit dem Fremden das Eigene besorge, und im Einklange beider den höhern Zweck gemeinsamer Wohlfart erkenne.

Nachdem wir einen ganz erträglichen Zustand erreicht hatten, war auch die Furchtsamkeit zu entfernen. Vor einer Gefahr läuft der Furchtsame davon, schließt die Augen, hält die Ohren zu, oder betäubt sich durch Schreien; hiebei denkt er nur an sich, vergisst aber die Hauptsache, der Gefahr besonnen zu begegnen. Gleichwohl enthüllt er eben damit, dass sein Zustand weniger von der Gefahr als von fremdartigen oder zu heftigen Eindrücken abhängt; diese müssen wir also schwächen und die Vorstellungen davon berichtigen. Uebungen im Muth, auch Alfred bedurfte ihrer noch, werden am besten in Gesellschaft vorgenommen. Kam uns bei Ausgängen etwas Schreckhaftes vor, so veranlasste ich die Knaben, stehen zu bleiben, war einer dennoch entflohen oder gewichen, so wurde er an Freundeshand zurückgeführt. Auch Gewohnheit

nimmt der Furcht ihren Stachel. Ich lies daher Mäuse, Spinnen, Kröten, Eidechsen ruhig betrachten, und zeigte so oft, bis freiwillige Nachahmung erfolgte, dass man ohne alle Gefahr manche solcher Geschöpfe füttern, berühren, tragen, streicheln könne. Als auf ähnliche Art auch das Ohr und zwar am Tage erst bei offenen, dann bei geschlossenen Augen mit Schreien, Poltern, Schiesen vertrauter war, säumten wir nicht, einen Sinn durch den andern zu unterstützen. In tiefer Stille, welche für das Gehör Vieler etwas Unheimliches hat, wurde auf irgend eine Art das Auge beschäftigt; im Dunkeln, wo Gestalt, Gröse, Farbe, Entfernung der Gegenstände verschwimmen, lies ich frischweg pfeifen, singen, klappern, trappeln, erst an wohlbekannten, hierauf an unbekannten Oertern, in Gesellschaft oder mit kleinen Spielen. Die letzte, nicht unbedingt zu empfehlende Stufe wäre, an einem fremden Ort im Finstern ganz allein ruhig und stumm zu verweilen. Solche Furchtlosigkeit ist noch nicht Muth. Der Muthige erkennt nicht bloß die eingebildete, sondern auch die wirkliche Gefahr, misst diese mit festem Auge, und schickt sich nöthigenfalls an sie zu bekämpfen und zu besiegen. Hiezu bedarf er mindestens Bewustseyn der Kraft, welches jedoch nicht zuverlässig ist ohne Uebungen des Leibes, ohne Geschicklichkeiten der Glieder, ohne Fertigkeit im Gebrauch von Schuz- und Truzwaffen. Rüsten wir ihn mit solchen Mitteln aus, dann mag er den Plaz mit Ehre behaupten, mag Vorsäze beharrlicher ausführen, auch seine Seele erheben, ja sich für stärker halten als er ist,

wäre ihm gleich alles fremd, und käme er anderswoher.

Am meisten machte uns Philipp zu schaffen. Um so weniger durfte ich hindern, dass Hermann gerne zu Alfred hielt; diese beiden konnten mich sehr unterstützen, indem sie willig den dritten in ihre Mitte nahmen und mit sich fortzogen. Dennoch öfteres Stocken. Philipp hatte seiner Reizbarkeit früher schon so häufig nachgegeben, dass er dem geringsten Widerstand, selbst leisem Mistrauen erlag und plötzlich auflodern konnte, wie Schiespulver von einem Fünkchen. Das Fünkchen zu hüten, das Pulver zu nassen, war unsere Aufgabe. Mit Gründen blieb er in solchen Augenblicken verschont, weil der Zornige im Sturmesbrausen weder hört noch sieht, was um ihn her vorgeht; lieber suchten wir das Ungewitter zu zerstreuen noch eh' es sich zusammenzog, und jede Veranlassung zum Misvergnügen zu vermeiden. Zudringliche Scherze, unangenehme Neugierde, scheinbare Nachlässigkeit, anhaltender Wortwechsel, demüthigende Zurücksetzung blieben verbannt. War er dessenungeachtet verstimmt, aufgereggt, ungeduldig, so beobachteten wir die grösste Ruhe, boten ihm wie einem Kranken unsere Hilfe an, und versäumten nichts ihn zu überzeugen, wie man es gut mit ihm meint, auch wenn er es nicht verdiente, und ihm Böses mit Gutem vergilt, ohne deshalb Rechnung zu tragen. Dies empfand und äusserte er hintennach nie ohne tiefe Rührung. Die Wiederkehr eines festeren Vertrauens, einer reineren Liebe schien seiner Leidenschaft eine Brücke für den Rückzug zu bauen.

War er in vollkommen günstiger hingebender Stimmung, sie dauerte oft mehrere Tage hintereinander, so gab ich ihm zu, dass Beleidigungen empören, wiederholte aber, dass man nicht daran denke ihn im mindesten zu kränken, und nur wünsche, ihn fröhlich zu sehen wie jetzt; oder ich fragte, was er von andern, was von mir selbst halten würde, wenn wir eben so leicht aufgebracht wären? Gieng er hierauf ein, so bat ich ihn, sich selbst mit kaltem Blute nachzuahmen, und im Spiegel zu sehen, wie lächerlich man sich vor andern mache, wenn diese nicht theilnehmend, nicht nachsichtig wären. Dann kamen wir überein, er solle bei der nächsten Anwendung, wenn er sie denn doch nicht im ersten Augenblicke unterdrücken könne, sogleich davonlaufen, um sich wenigstens vor unsern und anderer Augen nicht zu beschimpfen. Sein Verstand, sein Wille, manche gute Regung, selbst seine Eitelkeit waren nun freilich für uns, allein der Feind lag im Versteck, sammelte hier neue Kräfte, und brach wieder los. Hätte ich jetzt mit Gewalt einschreiten, eigentlich dem Hingerissenen damit zu Hilfe kommen sollen? An der Gewalt fand die Aufwallung einen Widerstand, der sie steigerte und nichts half, wenn sie über diesen Widerstand siegte; fand sie ihn aber unbesiegbar, so war zu fürchten, dass sie die gesteigerte überaus heftig in das Innere zurückschlagen, und hier noch grössere Verwüstungen anrichten werde. Ich verzichtete daher auf Anwendung von Gewalt, und suchte Hilfe bei ihrem Gegentheil. Ich befahl ihm zornig zu seyn, ermunterte ihn, während er entlief, die Hände

zu ballen, mit den Füßen zu stampfen, die Müze wegzuschleudern, kurz seine Leidenschaft auszulassen; und siehe, der Anfall wurde schwächer, oder löste sich in Thränen auf.

Ob und wann Philipp gänzlich genesen könne, wage ich nicht zu bestimmen. Durch das Uebel wurden seine Nerven und Muskeln so sehr erschüttert, dass hier auch ärztliche Kunst mitwirken muss. Verweichlichung hat den beklagenswerthen Zustand wenn nicht hervorgerufen, doch begünstigt, vielleicht unheilbar gemacht. Solche Erscheinungen stehen selten allein. Ohne immerwährende Gesellschaft, und auch wenn in dieser, ohne genaue Aufsicht würde Philipp in sogenannte Manien verfallen. Schon hängt er an einer andern Klippe mit Anwandlungen von Lachsucht. Durch Verbote, und jedes Verbot ist ein Reiz, wird dieses Uebel nur schlimmer, und steckt sogar an. Ich erlaubte ihm daher fortzulachen, was er dann ausgelassen that; schien die Lust gesättigt, so forderte ich wieder auf, er lachte abermals, neue Aufforderung, er stockte und lies endlich nach mit entschiedenem Nein. Durch Gleiches mit Gleichem kann man auch Spielsucht und sonst noch manche Unordnungen beseitigen, während andere eine allopathische Behandlung erfordern, die in den edlern Kräften des Menschen ihre Heilmittel findet. Ja es gibt Fehler, bei denen ein Verfahren das andere ablösen muss, je nachdem sie schon in der Kindheit oder erst in spätern Jahren zum Vorschein kommen; hieher scheint namentlich der Zorn zu gehören. Wären Sie nicht einverstanden, so bitte ich um Berichtigung meiner Ansicht.

Alfred und Hermann haben nun freilich ein Hauskreuz zu tragen, das ich ihnen nur erleichtern, nicht abnehmen kann. Dafür leben sie nicht in den Tag hinein, lernen vielmehr häuslichen Frieden, diesen Heerd öffentlicher Tugenden schätzen und sich überzeugen, wie leicht der Mensch sogar im Kleinen das Maas überschreitet, besonders auch wenn er bei eingebildeten oder wirklichen Beleidigungen den Drang nach Vergeltung entfesselt und sich selbst Genugthuung verschafft. Sie lernen zugleich über manche Fehler wegsehen, andere gehörig behandeln, was dauernd fortgesetzt, billig und klug macht ohne das Herz zu entfremden; demnach werden sie durch tägliche Erfahrung gewarnt sich gehen zu lassen, und werden durch innige Theilnahme geleitet auf sich selbst zu achten. Lässt sich auch von Knaben noch nicht verlangen, dass man sich in allen Dingen auf sie verlassen könne oder dass sie stets sich gleich bleiben, so üben sich doch beide, ihre Launen zu unterdrücken, ihre Empfindungen zu lenken, ihr Vorstellungsvermögen zu berichtigen; und mehrt sich in solchem Spartopfe die edlere Baarschaft des Lebensgefühls, so erhält auch ihr Gemüth allmählig grössere Stärke, um selbst die Willenskraft den Forderungen der Vernunft zu unterwerfen, somit sich einst in reiferem Alter jenen Schatz zu bilden, den man Character nennt.

Wenn wir also überhaupt in unsern täglichen Verhältnissen nicht Herrsch- noch Selbstsucht, sondern Rechts- wie Pflichtgefühle üben, und hierin eine Ehre sezen, wäre dies nicht fürstlich?

Hartwig an Dielizsch.

Nachdem ich von einer langwierigen Krankheit mich etwas erholt habe, ist nun mein erstes Geschäft, Ihnen wieder zu schreiben. Unterdess werden Sie mit den Zöglingen rüstig vorangeschritten seyn, und sich abermals oft überzeugt haben, dass durch Bereicherung des Geistes die Erziehung eine kräftige Stütze erhält. Um so lieber suche ich Ihrem Wunsche hinsichtlich des Unterrichts in Geschichte und Religion zu entsprechen.

Vor dem dreizehnten oder vierzehnten Jahre lässt sich mit eigentlicher Geschichte nicht wohl beginnen, ungleich früher mit Fabeln, was Sie auch ohne Zweifel gethan haben. Grosentheils morgenländischen Ursprungs ist die alte Thierfabel im schlichten Gewande der Anmuth häufig gegen den Misbrauch der Macht gerichtet, also vorzüglich zur Belehrung junger Fürsten geeignet. Wenn der Löwe von der Maus, die Taube von der Ameise gerettet wird, so liegt nahe, dass der Mächtige abhängig sey, und von scheinbar Geringen keiner zu schwach, um zu nützen, jeder stark genug, um zu schaden. Auch in alten Sagen der Griechen, wo z. B. Polyphem seine Stärke ohne Verstand zeigt, Icarus die wächsernen Flügel ohne Erfahrung schwingt, oder Phaëton vermessen die goldenen Zügel ergreift, ist die Absicht, Fürstensöhne zu unterweisen, kaum zu verkennen. Nur darf man die Auslegung nicht ganz der muthwilligen Jugend

überlassen, sonst könnte die Albernheit des Raben leicht übersehen, dagegen der verschmizte Fuchs bewundert und Selbstsucht genährt werden. Mit dem Auswendiglernen von Fabeln ist Alfred hoffentlich verschont geblieben.

Wichtiger ist uns die Geschichte. Wie machen wir damit gehörig bekannt? Meiner Ansicht nach sind drei Lehrgänge nöthig, eine Vorbereitung, dann die allgemeine, hierauf die besondere Geschichte. Im ersten Gang wird vom ganzen Gebiet eine Uebersicht gegeben, welche sowohl vor als nach Christus ausgezeichnete Begebenheiten und Namen mit leicht zu behaltenden Zahlen hervorhebt. Also 888 Sardanapal, auch Lykurg, 555 Cyrus, 444 Perikles, 333 Alexander, 222 Hannibal, 111 Marius, 44 Cäsar, mithin Perikles zwischen Cyrus und Alexander, Alexander zwischen Perikles und Hannibal etc. Auf ähnliche Art kann man auch die Zeiten nach Christus abstecken; 111 Trajan, 333 Constantin, 444 Völkerwanderung, 555 Justinian, 666 treten die Araber auf, 777 die Carolinger, 999 steigende Macht der Päpste, 1111 Kreuzzüge, um 1333 Compass, Pulver, Brillen erfunden, um 1444 Buchdruckerkunst, 1555 Religionsfriede, dann noch 1666 Zeit Ludwigs XIV., und 1777 Friedrich II. Wären der Zwischenzahlen zu viele, so kann man sie später einschieben. Der Sache nach, und diese sollte man von den Namen und Zeiten nie trennen, noch immer brauchbar scheint mir das bekannte kleinere Werk von Bredow, besonders wenn die bedeutendern Ereignisse in einer die Jugend ansprechenden Auswahl mündlich vorgetragen werden; lässt man ablesen, so wird der Eifer gewöhnlich

zu mäsigen seyn. In beiden Fällen muss der Knabe das Aufgenommene sogleich nacherzählen, seine Fassungskraft und Darstellungsfähigkeit bestimmen den Umfang einer Aufgabe.

Ist der dunkle Raum der Geschichte, wie bei dem Besuch einer Tropfsteinhöhle, mit jenen Lichtern an Hauptstellen erhellt, während bei dem Durchstreifen manches Merkwürdige der Vorzeit betrachtet wurde, so kehren wir an den Eingang zurück, um die zweite Wanderung anzutreten. Hier verweilen wir länger bei der allgemeinen Geschichte des Alterthums und der spätern Zeiten. Das Bekannte wird mit Zuthaten bereichert, die Lehrart bleibt die bisherige, nur kann man mehr etwa aus Becker lesen, und den ersten Gang von Zeit zu Zeit kurz wiederholen lassen. Auch mag der Lernende während des Lesens die Hauptsachen mit einigen Worten niederschreiben, um seinen mündlichen Bericht sich zu erleichtern. Ueberdies wären aus der herzoglichen Kunstkammer die schönern Münzen und Abgüsse vorzulegen, auch Nachbildungen von alten Gebäuden, Säulenordnungen und Standbildern. Eben so könnte in den spätern Zeiten das Verwildern und Vergeilen des Geschmacks, die Prahlhanserei im Gebiete des Schönen, so wie das gewöhnlich machtlose Streben, sich der Alten zu versichern, durch Anschauung nachgewiesen werden. Zum Schlusse folgt auf die einzelnen Wiederholungen eine allgemeine.

Der dritte Gang führt zur besondern Geschichte, und vor allem zur deutschen, mit besonderer Rücksicht auf den grossen Kampf zwischen Kaiser und Papst, so wie auf Lehen,

Städte, ständische Verfassung etc. Einen Anhang würde die Geschichte des herzoglichen Hauses bilden, mit Erklärung des Wappens und der Hauptwappen aller übrigen unabhängigen Häuser; dann noch bloß nach Gatterers Abriss der Heraldik die einfache Lehre vom Schraffiren, Blasoniren und den Kleinodien. Auf die deutsche Geschichte folgt aus der französischen und englischen soviel, als nach dem bisherigen noch nöthig ist. Die Schicksale der übrigen Völker können gelegentlich eingeschaltet werden, unter dem Vorbehalt einer ausführlichen Schilderung der beiden letzten Jahrhunderte. Es tritt ja schon mit Ausbildung des politischen Gleichgewichts eine Verkettung der Begebenheiten ein, welche sich nicht mehr aus den Jahresringen eines einzelnen Staates betrachten läßt, sondern mehr oder weniger alle Völker in den Gesichtskreis eines ganzen Jahrhunderts zieht. Würde nebst dem äussern auch das innere Leben der neuern Staaten dargestellt, so ginge das Ganze zur Statistik und Politik über, ein Ziel, welches vor dem zwanzigsten Lebensjahre kaum erreichbar, jenseits unserer nächsten Gränze liegt.

In jedem dieser Gänge ist dieselbe Eintheilungsweise möglichst beizubehalten, und das Gedächtniss mit Hilfe der Anschauung zu unterstützen, etwa durch einen „Strom der Zeiten,“ oder von Karl d. Gr. an durch Dambergers Geschichtskarte. Aehnliches thaten schon die Alten, wie ausser ihrer Mnemonik die bekannte ilische Tafel, und that im Großen die katholische Kirche, wie der Reichthum ihrer Bildwerke beweist. Mittelst einer Charte läßt sich am Schlusse des zweiten Ganges das Ganze auch synchronistisch durchar-

beiten, ja man kann zuletzt aus den spätern Jahrhunderten zu den frühern von Stufe zu Stufe aufsteigen.

Und jetzt werden Sie einräumen, dass ich keine eigene Geschichte unterschieben will, nur das Verfahren ist dem häuslichen Unterricht vorbehalten. In öffentlichen Anstalten wäre dasselbe kaum ausführbar, abgesehen davon, dass dort häufig kein Gegenstand von den Schülern mit so geringem Eifer, von den Lehrern mit so dürftiger Vorbereitung behandelt wird, als Geschichte, diese ehrwürdige Führerin. Kein Wunder, und einige Bemerkungen muss ich noch anhängen, dass der Geschichte auch sonst manche den Rücken kehren, und mit der Einsicht in das Jezige auszureichen glauben. Wäre aber die Gegenwart auch nicht ein Räthsel, das sich meist nur mit Hilfe der Vergangenheit lösen lässt, so werden doch die Zeitgenossen, wie Bolingbrocke sagt, für vieles zu spät geboren, um den Anfang, werden zu früh abgerufen, um das Ende oft der wichtigsten Ereignisse zu sehen, während die Geschichte sowohl Anfang als Fortgang und Ende der Begebenheiten enthüllt. Rühmt man dessenungeachtet den ausschlieslichen Werth der Erfahrung, gilt also für klug, wer in langen Jahren vieles erlebte, warum nicht für klüger noch, wer auch in allen Jahrhunderten gelebt, den Wechsel der menschlichen Dinge, das Vergängliche dieser Welt erkannt hat? Das eben ist der Werth der Geschichte, dass sie, ein Spiegel des ganzen Menschengeschlechtes, alle Zeiten und Verhältnisse abbildend, die Mängel der eigenen Erfahrung ergänzt und eine Weisheit ist, welche aus unerschöpflichem Schacht durch Beispiele lehrt.

Sie sehen, dass ich den Werth dieser Wissenschaft ungleich weniger in die Bereicherung des Gedächtnisses lege, als in die des Verstandes und der Gesinnung. Ist im ersten Gange das Nez allmählig durch die Jahrhunderte gezogen, so prägen sich, irre ich nicht sehr, die Begebenheiten tiefer ein, wenn man im zweiten, besonders aber im dritten mehr auf den Zusammenhang der Sachen, als auf die ganz untergeordnete Zahlenfolge sieht, und die Fäden der Verkettung an den hervortretenden Knoten festhält. Z. B. bei dem Kampf der Patricier und Plebejer in Rom: Ursachen des Streites, Umstände, die ihn nährten, Widerstandsmittel beider Theile, allmähliges Vorrücken des einen, Misgriffe und Hilfsquellen des andern Theils, endliches Erliegen des letztern, Folgen davon. So kann man aus schlichten Umrissen lernen, was sich nach aussen und innen verändert hat, bis zum Beginn einer ganz neuen Zeit. Nicht sowohl die Menge, als die Auswahl von Ereignissen belehrt uns daher über die Kräfte, deren Znsammenwirken einen Staat gründen, erhalten, ausbilden, verderben, vernichten, oder auch wiedergebären half. Misst man solche Begebenheiten nach allen Seiten, mithin nicht bloß nach ihren Höhen, sondern auch mit Rücksicht auf die Tiefen, aus denen sie emporstiegen, so lässt sich zugleich eine gewisse Nothwendigkeit entdecken, wo früher alles vielleicht nur Zufall, Willkühr oder Widerspruch, Glück oder Unglück erschien.

Durch verständige Betrachtung des geschichtlichen Stoffes wird Alfred nicht bloß im Allgemeinen eine richtige Erkenntniss der Vorzeit gewinnen, sondern auch vor Anfech-

tungen alterthümelter Schwärmerei behütet bleiben. Erscheint dem ersten Blicke die Vergangenheit wie eine ferne Gebirgskette von zauberhaftem Dufte umflossen, jeder Schritt der ihr näher führt, beleuchtet sie mit dem Strahle der Wahrheit. Geschichte muss ja, indem sie vollbrachte That-
sachen aus treuem Gedächtniss vergegenwärtigt, alles Nebelhafte niederschlagen und jedes Jahrhundert mit dessen Tugenden und Lasten in barer Wirklichkeit zeigen. Ist aber Wirklichkeit jemals etwas anderes denn eine Mischung von Entgegengesetztem gewesen? Lebten wir nach 500 Jahren noch, wann vielleicht ein angeblicher Kenner unsere jezige Zeit als unübertrefflich bewundert, müssten wir nicht einstimmig ausrufen: Priester der Wahrheit, wie schändest du deine Göttin? Ja, Wirklichkeit stammt nicht erst von heute, sie besteht ununterbrochen und immer bunt seit An-
beginn. Vorliebe für irgend eine ihrer Farben würde den Blick auf das Ganze nur trüben. Auch hinsichtlich unserer deutschen Vorzeit, der man sich so gerne zuneigt, ist die Bärenhaut längst abgeworfen, aus Wäldern sind Forste geworden, dahin können wir blos noch zurück, um Holz zu holen für den Bedarf, nicht aber um falsche Götter anzubeten. Und welcher gediegene Staatsmann, wenn er auch wie Richelieu als Dichter oder als sonst etwas glänzen wollte, das er nicht war, hätte jemals für die Vorzeit geschwärmt? Begreiflich, aus Truggestalten der Vergangenheit steigen auch für die Zukunft Traumbilder auf, kann aber seinen Nachen lenken, wer sich am Ruder zwischen Irrlichtern schaukelt?

Reicht die Vergangenheit unserem Alfred keinen Schlaftrunk, sondern ein Labsal, so stärkt sie auch seine Gesinnung, schärft sein Gewissen. Er wird erkennen, dass Sitten und Geseze die Grundlage der Staaten sind, dass Laster, welche den Einzelnen zerrütten, auch ganze Völker und Zeitalter anstecken, und dass in allen Jahrhunderten kein Fürst gross war, er habe denn als Menschenfreund bürgerliche Tugenden geübt, jeder aber in dem Maasse klein, als er engherzig diese Uebung versäumte. Hier ist das Gebiet, wo sämtliche Fürstentugenden verkörpert erscheinen und durch die entgegenstehenden Laster noch heller leuchten.

Welches Entsetzen erregen in jedem unverdorbenen Gemüthe Nero, Vitellius und andere Ungeheuer, welche Verehrung ein Socrates, Aristides, Phocion, Epaminondas, oder ein Cato, Fabricius und die Decier? Wie klein schiene jeder, der diesen Männern gegenüber nichts grösseres hätte, als seine Wiege? Der es vergäse, dass mit dem Range die Pflicht für das Vaterland steigt statt zu sinken? Wäre er dennoch auf seine Abkunft stolz, die Geschichte auf dem Boden der Wirklichkeit wandelnd führt ihn aufwärts zu den Ahnen zurück, deren Anfang sich im Dunkel der Menge verliert. Oder wäre er zur Härte geneigt, die Geschichte seines Hauses zeigt ihm die im Wechsel der Zeiten oft angefochtene, doch beharrliche Tugend des Volkes, dessen Glieder und Schuldner wir sind, sie preist ihm jene alte Anhänglichkeit an den Fürstenstamm, welche der Stolz des Landes, und diese Treue auch der Aermsten, welche mit Blut gesiegelt ist. Oder wäre er gleichgiltig gegen seinen

Beruf, wieder ist es Geschichte, die ihm vor den Augen unzähliger Zuschauer ein unabweisbares Gedenkblatt reicht, je zur Ehre oder zur Schmach. Ja, an den Särgen der Mächtigen sizend, hält sie unerbittlich Gericht, und zieht, wann der Lärm verstummt, die Laufbahn geschlossen ist, unbestechlich die verborgensten Fehler an's Licht. So wird jeder vorgefordert, der für die Zukunft geboren ist. „Die Todten lehren ihn leben.“

Nimmt er also die Mahnungen der Vergangenheit zu Herzen, so wird er sich auch über die Gegenwart eine gesunde politische Gesinnung gründen. Dass ihm eine solche, obschon sie erst in reiferen Jahren zeitigen kann, nöthig sey, bedarf keines Beweises, oder sollte er allein gesinnungs-leer bleiben, während rings um ihn alles auf Gesinnungs-fülle pocht? Nichts verderblicher als haltungsloses Schwanken schon in ruhiger, geschweige in unruhiger Zeit. Nicht blos die Pflicht, selbst die Unverträglichkeit, womit jede ausschliesliche Meinung anderer um sich beisst, fordert zur Vertheidigung auf und führt eben dadurch endlich zur Ausgleichung, wenn nicht zum Sieg. Nur dass Alfred während der Bildung seiner Ansicht nicht von aussen her gestört werde. Nach dem bekannten Spruche: wie die Alten sangen, zwitschern auch die Jungen, erklärt Macchiavelli den politischen Geist, der sich in manchen Häusern von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, aus dem anhaltend gleichartigen Einwirken der Mündigen auf die Unmündigen. Trifft dies nicht jederzeit im Guten zu, so desto sicherer im Schlimmen. Denn wo einer ohnehin leidenschaftlichen Jugend noch absichtlich

Unzufriedenheit mit der Gegenwart, Verachtung der Geseze, Widerwille gegen die Behörden eingeflöst wird, da wuchert Unheil mit unermesslichen Folgen. Hätten wir den Schmerz, Tausende von Jünglingen dem Frieden reiner Häuslichkeit entrissen und sie vielleicht sogar durch gewissenlose Lehrer verblendet, jenem Abgrunde zutaumeln zu sehen, unsern Alfred müssen wir schützen. Besonders würde Mistrauen gegen andere Stände sein Herz vergiften, brächte schon ein Bläschen dieses Sauerteiges den ganzen Menschen in Gährung, was sollte aus dem Arglosen werden, wenn ihm seine Zeit gar als eine Mördergrube erschiene? Wohl weis ich, dass unser Herzog Ihnen redlich beisteht, dennoch haben Sie zu wachen, dass Alfred nicht von andern Seiten her, selbst von Gespielen nicht gegen den Zeitgeist erbittert oder in seinem Urtheil bestochen, berauscht werde. Verborgnen soll ihm deshalb die Gegenwart nicht bleiben, aber man schliesse sie allmählig, ja nicht im Knabenalter, und nie anders auf, als mit ruhiger Fassung, mit Darlegung auch widerstreitender Gründe, und behandle jede solche Frage als wäre sie eine dem Ausland oder der Vergangenheit angehörige. Dann wird auch seine politische Gesinnung, wurzelnd im Geist der Geseze, frei von Befangenheit und von Leidenschaft gerade das, was die streitenden Theile sämmtlich von einem Fürsten erwarten und zu erwarten berechtigt sind.

Haben Sie bereits die Geschichte als Wissenschaft des Fürsten durchdacht? Ich glaube nein, ungeachtet Ihrer Kenntnisse und Hingebung. Allein schon während des ersten

Unterrichts wird sich vieles ganz von selbst für diesen Zweck darbieten, ohne einer Auseinandersezung zu bedürfen, anderes lässt sich besonders mit Rücksicht auf die so häufig wechselnde Vertheilung der obersten Staatsgewalten aus einigen Büchern ergänzen, welches Sie dann später durchschimmern oder geradezu einfließen lassen können. Unter solchen Werken zeichne ich Engel's Fürstenspiegel, der leicht zu erweitern wäre; die Lebensbeschreibungen von Plutarch, der seine Helden auch im Hauskleide zeigt; die griechischen Trauerspieldichter, weil sie ihre fürstliche Vorzeit mit Sitten und Staatsleben tief erfasst haben. Die Politik des Aristoteles und den Tacitus brauche ich nur zu nennen. Bossuet's allgemeine Geschichte ist unter den wenigen ausdrücklich zur Fürstenbelehrung geschriebenen die bessere, freilich herrisch und einseitig gehalten, allein mit ergreifenden Schilderungen des Treibens der Völker. Vortreffliche Gedanken unter den gehässigsten Ausfällen finden sich in Voltaire's Sittengeschichte, wovon einen Auszug sogar die Jesuiten in Toulouse benützten. Auch Verlot's Revolutionen sind nicht ohne Verdienst, von anerkanntem Werth aber Macchiavelli's Erklärungen der ersten Bücher des Livius, und die Denkwürdigkeiten des Commines, nur Schade, dass jener Italien, dieser wie auch Rez seine Zeit hauptsächlich im Auge hat. Ségur der ältere weis ungeachtet einiger Unrichtigkeiten als angenehmer Erzähler und als gewandter Staatsmann Eigenschaften zu vereinen, welche jeden beschämen sollten, der ohne Kenntniss der Staatswissenschaften das Staatsleben zu schildern wagt,

und es gemeinhin auch nur mit der Engherzigkeit des Spiesbürgers schildert, wenn gleich eines gelehrten. Frei von diesem Vorwurfe, der so viele Deutsche trifft, hält sich die neuere Geschichte Friedrich's v. Raumer. Ein Schatz von staatsklugen Urtheilen steckt in unseres Müller's allgemeiner Geschichte. Doch als Wink schon zu viel, als Verzeichniss zu dürftig.

Die grossen Lehren, welche uns die Geschichte zur Warnung und Ermuthigung aufstellt, werden um so weniger verloren seyn, wenn Alfred auch sonst von erhabenen Wahrheiten beseelt wird. Und was wäre hiezu wirksamer als die Religion?

Von einer Fürstenreligion ist jedoch ebenfalls nicht die Rede. Ich stimme Ihnen vielmehr ganz bei und freue mich überdies, dass Alfred dem giftigen Vorurtheil fremd bleibt, Religion sey eine Sache gemeiner Leute, und nicht gemeine Sache der Gesammtheit; eben so, dass er nicht unter dem Einfluss des alten Streites zwischen Staat und Kirche erzogen wird. Ich hoffe zugleich, er werde nicht, wie etwa die alte Seigné zu gewissen Zeiten ausserordentlich fromm seyn, in andern und längern dagegen sich durchaus weltlich ergehen oder verlieren; sondern weit entfernt von dieser geistlichen Brachwirthschaft werde er Glauben und Sitten zu vereinigen suchen, und sich überzeugen, Gottseligkeit, zu allen Dingen nüz, habe auch für ihn die Verheissung des zeitlichen und ewigen Lebens. Ich denke mir ferner, Sie werden, um Geist und Herz zu befriedigen, in diesem

Unterricht ohne Umschweife mit entschiedener Sicherheit auftreten, und vor eisiger Kälte des Verstandes, in der alles höhere Leben erstarrt, sich eben so hüten, als vor jenem süslichen Rührbrei, welcher das Gefühl nur kizelt, und die Seele mit Selbsttäuschungen übertüncht, statt mit ewigen Wahrheiten zu füllen. Endlich zweifle ich nicht, es werden, damit sichtbare und unsichtbare Feinde kein wucherndes Unkraut säen, für unsern hohen Zweck ausser der Lehre auch Beispiel, Uebung, Leben, alle, selbst die entfernteren Theile der gesammten Erziehung einträchtig und bis zur innern Mündigkeit zusammenwirken. Noch aber bleibt vieles zu thun. Alles Bisherige trifft nur den Menschen, Alfred jedoch muss auch das Fürstliche damit verbinden lernen, und wer könnte ihn hierin am besten unterweisen? Etwa der Hof? Dieser besteht aus abhängigen Dienern, welche ihren Gebieter, wenn er fromm ist, preisen, aber nicht dazu machen können, auch nicht dafür zu sorgen haben. Oder die Kirche? Mag diese bei der Krönung eines Königs durch das Scepter an unbeugsame Gerechtigkeit erinnern, durch Edelsteine an strahlende Tugenden, durch Salbung an beglückende Milde, durch Purpur an brennende Liebe für das Gemeinwohl, alles bedeutsam und doch nur schielendes Gepränge, wenn der Fürst nicht gottergebene Gesinnung dazu mitbringt. Und diese Gesinnung, die Quelle und Gefährtin jeglicher That, dieselbe, welche ihn von äffischen Bühnenhelden allein unterscheidet, woher könnte er sie reiner schöpfen denn aus der Bibel? Nicht Hof, nicht Kirche, einzig die Bibel führt ihn auf's würdigste in seinen Stand ein.

Christus ist auch hier unser Muster. Seiner leiblichen Abkunft nach aus königlichem Geschlecht, hielt er sich deshalb für gros oder von besserem Stoff? Nein, er ward wie ein anderer Mensch, um in dieser Gemeinschaft für das Heil des Ganzen zu wirken. Dem höchsten Adel angehörig lehrte er, jeder sey unser Nächster, und widerlegte er allen Kastenstolz durch den barmherzigen Samariter. Es gibt aber dreifachen Adel, den der Rechtschaffenheit, den der Einsicht und den der Geburt; der letztere ist am niedrigsten, wie könnte man wegen dieses sich aufblähen? Mit dem Adel seiner Einsicht hat Christus über die scharfsinnigsten Gegner gesiegt, und den Adel seiner Tugenden verehren die Völker der Erde. Aber er suchte und schätzte auch andere nicht nach ihrer Geburt, sondern nach ihrer Tauglichkeit und Rechtschaffenheit. Wenn er jedoch seine Anhänger warnte, frommer scheinen zu wollen, als andere ehrliche Menschen, so widerstand er auch weltlichen Lockungen, duldete mit Ergebung selbst schwere Verfolgungen, ohne sie zu suchen, und bewies durch sein ganzes Leben, mehr als die Worte eines Cicero oder Horaz beweisen, dass nichts wahres Uebel ist, als das Schändliche, nichts wahres Gut, als was mit Ehrbarkeit verbunden. Wenn aber nur Untugend schimpflich, so ist auch eines Fürsten nichts mehr würdig als Tugend. Hienach wäre auch zu messen, was die Welt oft mit grosem Unrecht nützlich, angenehm, glänzend, fürstlich nennt. Sorge dass dich keiner an Vortrefflichkeit übertreffe. Leeren Huldigungen der Menge entzog sich Christus, musste er aber Ehren empfangen, so

gab er sie demüthig an Gott zurück, dem allein die Ehre gebührt. Woher nahm dieser Christus seine Kraft? Zu thätigem Leben berufen, grübelte er nicht in unfruchtbaren Geheimnissen, schmachtete er nicht in jämmerlicher Zerknirschung; mit schlichten klaren Worten spricht er von unser aller ewigem Vater, betet mit kindlichem Sinn zu ihm, und vollbringt den Willen dessen, der ihn gesandt hat. So gibt Umgang mit Gott auch dem Fürsten Muth, sein Tagewerk fortzusezen und dessen Vollendung dem Höchsten anheimzustellen. Denn Gottes Absichten hat auch der Fürst zu entsprechen, er selbst ist Diener, einen höhern Willen zu vollziehen, und hiemit den Untergebenen zu dienen. Seine Gröse ist daher nicht wegen ihr, sondern wegen anderer da, gleich der Befugniss eines Verwalters, der für die Untergebenen, wie für den Herrn, nicht aber für eigene Zwecke zu sorgen hat. Hohe Stellung, mehr Bürde als Würde, macht also weder vollkommener, noch Gott angenehmer, sie ist blos ein Mittel, viel Gutes oder Böses zu stiften. Befehlen darf man nur, um nützlich zu seyn. Indem Christus den höhern Willen vollzog, war er ein Werkzeug in Gottes Hand. Dürfte jeder thun, was er wollte, so könnte keiner thun, was er will. Freiheit und Eigenthum, durch Gesezlosigkeit zerrüttet, wird durch Geseze gesichert. Zur Bewahrung dieses gemeinsamen Segens ist die Obrigkeit eingeordnet, um mit der höchsten Macht in ihrer Hand gegen Gewaltthat und Unterdrückung zu schützen; ihr Thron ist auf Gerechtigkeit gegründet, auch Wittwen, Waisen und Säuglinge in der Wiege sind dadurch stark. Wer

hingegen andern Leid zufügt, verschuldet, dass auch ihm Leid zugefügt werde. Wer dem Ganzen oder dem Einzelnen dient, dem muss das Ganze und Einzelne wieder dienen. Jenes ist der gerechte Grund aller Strafen, dieses der aller Belohnungen. Beides kommt der Behörde zu, welche, damit sie nicht in Willkühr verfalle, selbst an vernünftige Geseze gebunden ist. Werkzeug in Gottes Hand ist auch der Fürst als Wächter der Geseze, ihm kommt zu, indem er Ordnung aufrecht erhält oder Ungerechte bestrafen lässt, die Vor-
sorgung zu rechtfertigen und das zu enthüllen, was sie zu verbergen scheint. »Lerne Gottes großes Geheimniss erkennen, irdische Dinge theilt er deswegen mit dir.«

Christus starb als treuer Hirte seiner Heerde in der Blüthe der Jahre. Auch der gute Fürst opfert, wenn es nöthig, für das Gemeinwohl sein Leben, nicht wer am längsten, sondern wer am besten gelebt, ist der glücklicher, Thaten nicht Jahre sind das Maas seiner Tage. Verwischt hat die Zeit schon jezt unsere frühern Leiden und Freuden, nur ein Traum davon blieb im Gedächtniss. Auch seine Würde muss jeder verlassen, als hätte sie ihn niemals geschmückt. Denke an deine Geburt und an deinen Tod, es hat kein König einen andern Anfang seiner Geburt, wir haben alle einerlei Eingang in das Leben und einerlei Ausgang. Auch du brachtest nichts mit, und wirst nichts mit dir nehmen; du glaubst vielleicht viel zu besitzen, aber was hast du, o Mensch, das du nicht empfangen hättest, so du es aber empfangen hast, was rühmest du dich denn, als hättest du es nicht empfangen? Und wie lange wirst

du es behalten? Heute König, morgen todt. Was wäre auf etliche Jahre ein Kaiserthum, was der Besiz des ganzen Erdballes gegen den Himmel? Die Ewigkeit bricht jegliches Maas, zernichtet alle Vergleichung. Aber, so lang ich lebe kann ich doch wollen? Gewiss, nur sey das Gesez dir Wille, und nicht dein Wille Gesez. Schiene dir, thun zu können, was du willst, so wolle nur was du darfst und verantworten kannst. Auch im Vollgefühl seiner Kraft ist dein Wille gerade da am schwächsten, wo er am liebsten befehlen möchte; Krankheiten gehorchen ihm nicht, deine Gröse kannst du nicht um Haarbrette verlängern, Hochachtung bei andern lässt sich nur verdienen, aber mit aller Macht nicht erzwingen. Dein Wille hängt von vielen Gesezen ab, die nicht in, sondern ausser ihm und stärker als er sind; wie du aber diesen unterworfen bist, eben so hast du den noch höhern der göttlichen Ordnung zu gehorchen. Lass, rief Christus, diesen Kelch an mir vorüber gehen, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe.

In der That, es ist keine Rede, kein Gleichniss, keine Handlung, keine Nachricht von Christus, wo nicht für den Fürstensohn wesentlich Beherzigenswerthes zu pflücken wäre, ganz abgesehen vom Glaubensgebiet. Wenden wir uns nun zum alten Testament. Hier sieht er, mit Umsicht auf den Schauplaz geführt, die Entstehung und Grundlage der menschlichen Gesellschaft, sieht wie Könige mit ihrem Volke nicht blos, sondern auch zu Hause und mit Gott verkehren, wird Zeuge ihrer Andacht, ihrer Thaten,

ihrer Buse. Wenn die weltlichen Geschichtswerke dem Fürsten nur in seinen irdischen Verhältnissen nachgehen, ohne das Ewige zu berühren, so ist dort der Vorhang zwischen jenseits und diesseits aufgerollt, Gott hat die Fürsten in seiner Hand und betrachtet sie ganz in der Nähe, erhebt aus dem Staub und führt dahin zurück. Das größte Gut, das ein Fürst besitzen kann, ist Gottesfurcht von Kindheit an; Ueppigkeit, Stolz, Schmeichelei, sind die Vorzeichen seines Falles. Mächtig erheben, wenn wir auf einzelne Bücher sehen, die Propheten ihre Stimme, sie sprechen fast nur von und zu Königen. Für das öffentliche Leben sind Muster in den Büchern Josua und der Richter niedergelegt, für das geistige in den Psalmen. Das Buch der Weisheit, die Sprüchwörter, der Prediger lehren die Kunst zu herrschen, und die Vorbereitung dazu. Sirach enthält erlesene Perlenschnüre von Erfahrung und Lebensklugheit. Die Bücher Samuels, der Könige, der Chronika sind als eine stete Anweisung für junge Fürsten zu betrachten, ohne willkührliche oder geheimnissvolle Ausdeutung. Ja, aus diesem alten Testament hat Bossuet in seiner Politik der Bibel auch alle Lehren der Staatsklugheit nachgewiesen.

Jetzt einige nähere Belege. 1. Könige 6. redet Gott zu dem Königssohne Salomo, der da war ein zarter Knabe: „Wirst du in meinen Geboten wandeln und nach meinen Rechten thun, so will ich mein Wort mit dir bestätigen, wie ich deinem Vater David gethan habe, und will wohnen unter den Kindern Israel.“ Dieser König bittet Weisheit 9.:

„Gib mir die Weisheit, die stets um deinen Thron ist und verwirf mich nicht aus deinen Kindern. Sende sie herab aus deinem heiligen Himmel und von dem Thron deiner Herrlichkeit, sende sie, dass sie bei mir sey und mit mir arbeite, dass ich erkenne, was dir wohlgefalle.“ Und „wer sich gerne lässet weisen, da ist der Anfang, er findet sie vor seiner Thür auf ihn warten.“ Sirach 6. ladet dazu ein: „Liebes Kind, wirst du folgen, so wirst du weise, und nimmst du es zu Herzen, so wirst du klug.“ 14. „Wer ihr nachforschet, suchet Herberge nahe bei ihrem Haus, richtet an ihrer Wand seine Hütte auf, bewaget seine Kinder auch unter ihr Dächlein, und bleibet unter ihrer Laube und ist ihm eine herrliche Wohnung. Ich hielt sie theurer denn Königreiche und Fürstenthümer, und Reichthum hielt ich für nichts gegen sie.“ Sie kann im Schiffbruche schwimmen und retten. Daher viele Ermahnungen: Sirach 32. „Thue nichts ohne Rath, so gereuet dich's nicht nach der That“, oder „den Hoffärtigen ist Gott und die Welt feind, denn vor beiden handeln sie unrecht.“ Sprüche 11. „Wer den Zorn überwindet, ist mehr, denn wer eine Stadt erobert.“ Jesaias 32. „Der Gerechtigkeit Frucht wird Friede seyn, und der Gerechtigkeit Nuzen wird ewige Ruhe und Sicherheit seyn.“ Sirach 32. „Ein Jüngling mag auch wohl reden einmal oder zwei, wenn's ihm noth ist; und wenn man ihn fraget, soll er's kurz machen und sich halten, als der nicht viel wisse, und lieber schweigen.“ David gibt im Psalm 101 einen Fürstenspiegel: „ich handle vorsichtig und redlich bei

denen, die mir zugehören, und wandle treulich in meinem Hause, ein verkehrt Herz muss von mir weichen, die Bösen leide ich nicht.“ In 103 preist er den Höchsten: „Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen. Gott ist's der meine Hände in der Schlacht leitet, der mich ausrüstet mit Kraft und unter mich beugt, die sich wider mich erheben.“ Frömmigkeit ist nicht unnütz in weltlichen Dingen, David war der klügste seiner Rätthe, der tapferste seines Heeres; Gott fürchten und seine Gebote halten, das macht den Mann und den Fürsten. In 139 schüttet David sein Herz aus vor dem Allwissenden: „Herr du erforschest mich und kennest mich, ich size oder stehe auf, so weissest du es, du verstehest meine Gedanken von ferne. Erforsche mich Gott und siehe, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege.“

Das Gefährliche des Königthums zeigt sich an Saul, der anfänglich bescheiden, später dem Uebermuth erlag. Auch David sündigte, selbst Salomo wurde verschwenderisch, ausschweifend, verblendet. Unrecht thaten Ahab und Jesabel, Ahasverus von Haman geleitet, war schwach, der König empfieng die Aufwartung, sein Diener besas die Macht. Die Wahrheit konnte Ahab von Micha nicht hören. Rehabeam rühmte sich, mächtiger als Salomo zu seyn, doch bei dem ersten Aufruhr floh er zagend, und verlor durch Härte, Eigensinn, unerfahrene Rathgeber zehn Stämme. Bei David, der wie so viele zu nachsichtig gegen seine Neigungen war, erwacht das Gewissen zu bitterer Reue, in Psalm 51 thut er Buse: „Gott sey mir

gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünde nach deiner grossen Barmherzigkeit. An dir allein hab' ich gesündigt und Uebel vor dir gethan; schaffe in mir Gott ein reines Herz, und gib mir einen neuen gewissen Geist, verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir.“ Je mehr dir andere gestatten, desto weniger gestatte dir selbst. Davids Sterberede 1. Chronik 30. „Gelobet seyst du, Gott Israels, wir danken dir und rühmen den Namen deiner Herrlichkeit. Dein ist Reichthum und Ehre, du herrschest über alles, in deiner Hand stehet Kraft und Macht. Was bin ich, was ist mein Volk? Wir sind Fremdlinge und Gäste vor dir, wie unsere Väter alle; unser Leben auf Erden ist wie ein Schatten, und ist kein Aufhalten. Meinem Sohne Salomo gib ein rechtschaffen Herz, dass er halte deine Gebote, Zeugniß und Rechte, dass er alles thue.“

In Hinsicht auf Verfassung sehen wir die Juden vom Priesterstaat zur königlichen Erbherrschaft übergehen. Eine solche Herrschaft setzt sich als die natürlichste von selbst fort, befestigt mehr als jede andere die Ruhe, indem sie die Umtriebe wegen des Thrones beseitigt und Einer Hand die höchste Macht vertraut. Der König arbeitet als Fürst für sein Land, als Vater für seine Kinder. Liebe zu diesen und zum Staate fliesen zusammen; was er nicht vollendet, überträgt er seinem Sohn als Nachfolger, wie David dem Salomo den Tempelbau übertrug, und so knüpft die Zeit treue Verehrung des Volkes an die heimische Gröse des Fürstenhauses. Diese Erblichkeit legt Pflichten für Erhal-

tung der Verfassung auf, wie David dem Salomo eingeschärft hat. Nur zerrüttete Zeiten nähren den Wahn, Fürst und Volk seyen eifersüchtige Mächte mit verschiedenen Zwecken. Was insbesondere das Staatsoberhaupt betrifft, so sind königliche Gedanken solche, welche dem gemeinen Nuzen und der Verherrlichung des Vaterlandes entsprechen; haben sie einen Gözen, so ist es der Staat. Saul, eh' er abfiel, stand über sich selbst und über den Gefühlen des Blutes. Moses ertrug vierzig Jahre lang geduldig den Undank des Volkes, was er gesät, hat ganz Israel geerntet.

So wie er, handelt man nur mit wahrer Vaterlandsliebe, welche unser Glück und unsere Sorgen, unser Streben, Erinnern und Hoffen umschließt. Diese Liebe zu Angehörigen und Stammesgenossen lässt den sterbenden Joseph sagen: „ich will ruhen neben den Meinigen, nehmet meine Gebeine mit euch.“ Nehemia bat den Cyrus: sende mich nach Judäa zurück in das Land der Gruft meines Vaters, dass ich es wieder aufbaue. Wie der gute Christ auch im weltlichen Leben seinem Gotte getreu bleibt, so hatte Nehemia in Babylon das Herz eines Bürgers von Jerusalem bewahrt, und nach seiner Rückkehr rief er die Landsleute zusammen, Heimathsliebe vereinte sie. Für das Vaterland bist auch du geboren, es fordert deinen Dienst, gehört zu deinem Selbst und zu deinem Leben. Vernachlässige nicht, was dir an das Herz gelegt ist, ja dir deinen Namen gibt, „lerne dein Volk und Land kennen.“ Es gibt grösere reichere Länder als deine Heimath, Nehemia hatte auch solche gesehen, zog aber das öde Jerusalem vor.

Selbst für Hofverhältnisse gibt die Bibel nützliche Winke, wenigstens in so fern, als Frauen sich nicht unberufen in öffentliche Angelegenheiten mischen sollen. Herodias veranlasste ihren Gemahl, das Leben eines edlen Mannes der Rache zu opfern. Jene Michal tadelte spöttisch, dass ihr Gatte David, welcher die Priesterschaft und durch diese den Anhang Sauls gewinnen wollte, vor der Bundeslade hertanzte, und sich im Linnenkleide gemein gemacht habe, sie ward aber mit ewiger Unfruchtbarkeit bestraft. 2. Sam. 6.

Durch die bisherigen Belege, welche ich meist, theils aus Duguet, theils aus Bossuet herübergezogen habe, ohne jedoch die lieblosen Folgerungen dieser sonst sehr verdienten Priester zu berühren, ergibt sich gewiss, dass die Bibel alle Mittel anbietet, Kopf und Herz durch und durch fürstlich zu machen. Auf diese Grundlage lassen sich später sehr viele Thatsachen der weltlichen, wie der kirchlichen Geschichte sezen, z. B., hinsichtlich der Vaterlandsliebe: „ich kenne die Herrlichkeiten deines Landes, aber du kennst die Freuden des meinigen nicht“ sagte Brasidas einem Satrapen, der Lacedämon gegen Susa herabgesezt hatte. Und als bei einer Mahlzeit der Gesandte Philipps II. rühmte, jene goldenen Aepfel der Hesperiden haben wir in Spanien jedes Jahr zweimal, so erwiederte Moriz von Nassau: jeden Tag zweimal haben wir dieses, und wies auf Butter und Käse. Eben so, als einst der Churfürst von Sachsen seine Silberbergwerke, der von Mainz seine goldenen Weine gegen Herzog Christoph von Würtemberg pries, antwortete dieser: „ich bin wohl ein armer

Fürst , jedoch so hab' ich auch ein gros Kleinod in der Liebe eines jeden meiner Unterthanen.“ Gewiss, Anhänglichkeit an das Volk steht noch höher als die an das Land, in beiden Beziehungen gilt der alte Spruch: Sparta dir, dieses zier; Spartan elaches tauten kosmei. Im Kirchlichen möchte ich nicht umgangen wissen, wie es von Constantin bis in die neuste Zeit immer schädlich gewesen ist, wenn ein Machthaber seinen eigenen Glauben dem Volke aufdringen wollte.

Merkwürdig ist auch der letzte Wille vieler Fürsten, den sie ihren Söhnen oder Nachfolgern oft erst an der Schwelle der Ewigkeit übermachten. Menard académie des princes hat eine Reihe solcher Vermächtnisse gesammelt. Ausser denen, welche im alten Testament stehen, sind dort zu hören: Cambyses an Cyrus, Philipp an Alexander, Micipsa an Jugurtha, Hiempsal und Adherbal, August an Tiberius, dann Aeusserungen von Titus, den Antoninen, von Alexander Severus und Gordian, auch von Theodorich an Chlodwig; ferner, Constantin Porphyrogeneta an Romanus, Emanuel Paläologus an Johann, Basilius Macedonicus an Leo, Carl der Grosse an Ludwig den Frommen, Blanca an Ludwig IX., Ludwig IX. an seinen Sohn, Carl der Weise an seinen Bruder, Heinrich von Castilien an Johann, Ludwig XI. an seinen Sohn, Alphons von Neapel an Ferdinand, Jacob I. von England an Heinrich, der vor ihm starb. Diese Anleitung Jacobs erregte groses Aufsehen, sie ist auch unter allen ähnlichen die inhaltsreichste, wegen ihrer Beziehungen auf die Bibel sowohl als auf die Stellung des Königs zu den Ständen;

verdeutscht unter der Aufschrift *donum regium*. Menards Academie liese sich übrigens aus jeder Fürstenhausgeschichte noch bedeutend vervollständigen. Namentlich gehören hierher: das Vermächtniss der Ludwige XIV. und XVI., das von Friedrich Wilhelm III., die Ermahnungen von Karl Johann XIV., und die des Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen. Von ältern nenne ich nur noch den Galba an Piso, Theodorich an Athalarich, Friedrich II. an Conrad von Staufen, Salaheddin an Afdal, Tamerlan an seine Söhne, Johann von Medici an Cosmos, Karl V. an Philipp II., Karl I. an Karl II. von England, besonders aber des bayerischen Churfürsten Maximilians I. Anleitung zur Regierungskunst, in erwählten lateinischen Redensarten, verdeutscht von Aretin, im Wesentlichen mit Jacob's *donum regium* übereinstimmend. Eigentliche Staatsklugheit ist auch hier allgemeinen Wünschen, Betrachtungen, Grundsätzen untergeordnet, öfter nur angedeutet, Ludwig XIV. hingegen stellt sie allem übrigen voran, indem er verlangt, der Fürst solle von ihr ganz durchdrungen seyn. So empfahl er dem Enkel Philipp V.:

Estimez ceux, qui pour le bien hasarderont de vous déplaire, ce sont là vos véritables amis. Ne quittez jamais les affaires pour votre plaisir, mais faites-vous une sorte de règle, qui vous donne des temps de liberté et de divertissement. Donnez une grande attention aux affaires, quand on vous en parle, écoutez beaucoup dans le commencement, sans rien décider. Faites tout ce qui vous sera possible, pour bien connaître les gens les plus importants, afin de

vous en servir à propos Traitez bien tout le monde , et ne dites jamais rien de fâcheux à personne ; mais distinguez les gens de qualité et de mérite. Ne recevez guère des présents , à moins que ce ne soit des bagatelles etc. Derselbe Ludwig schrieb : l'interêt de l'état doit marcher le premier. On doit forcer son inclination. Rien n'est si dangereux que de la faiblesse, de quelque nature qu'elle soit. Il faut se garder contre soi-même , prendre garde à son inclination et être toujours en garde contre son naturel. Le métier de roi est grand, noble et flatteur , quand on se sent digne de bien s'acquitter de toutes les choses, auxquelles il engage ; mais il n'est pas exempt de peines, de fatigues, d'inquiétudes. Quand on a l'état en vue , on travaille pour soi ; le bien de l'un fait la gloire de l'autre. Quand on s'est mépris , il faut réparer sa faute le plutôt qu'il est possible et que nulle considération n'en empêche pas même la bonté. Voltaire, der Obiges mittheilt, bemerkt hiezu : ces réflexions vinrent après les événements. Ganz wahr , aber für empfängliche reife Nachfolger nur um so belehrender.

Sehr angenehm wäre mir , von Ihnen einen Abriss der übrigen Lehrgegenstände zu erhalten , jedenfalls wünsche ich Gottes ferneren Segen zur Seelenführung unseres künftigen Herzogs.

Dielizsch an Hartwig.

Glück auf zur Genesung. Mögen uns noch viele so vor-
 treffliche Beweise Ihrer Kraft, Ihrer Erfahrung und Theil-
 nahme erfreuen. Unterdess haben auch wir manches erdul-
 det. Der arme Philipp ist nach kurzem Leiden an einer
 Unterleibsentzündung gestorben. Anfangs wussten Alfred
 und Hermann sich kaum zu fassen, während aber der Schmerz
 sein erschütterndes Recht übte, schlossen sich beide noch
 inniger an einander. Das Andenken an den Entschlafenen,
 die Mahnung an Hinfälligkeit, alles stimmt ihre Gemüther
 so mild, dass sie den göttlichen Segen unseres Glaubens tief
 empfinden, und hoffend zum Himmel emporblicken. Ermah-
 nungen würden hier das kindliche Herz nur kränken, wie
 es kränkend für ein mütterliches wäre, ihm Liebe als Pflicht
 vorzubeweisen. Aber nähren will sich diese Gesinnung.
 Wir lasen allmählig die schönsten Lieder des Gesangbuchs,
 manche Psalmen und andere erbauliche Abschnitte der
 Bibel. Auch sprechen wir an heitern Abenden, wann der
 Himmel mit tausend leuchtenden Augen auf uns herabsieht,
 öfter von den Gestirnen, und betrachten die Nachbarn
 unsrer Erde bisweilen durch ein Fernrohr. Solche Blicke
 in die Geheimnisse des Weltalls sind von wunderbarer
 Wirkung auf das Gemüth. Nichts tröstlicher für ein be-
 drängtes Herz, als sich in jene unergründliche Tiefe zu

versenken, und im Vorhof der Ewigkeit aus sapphirner Schale den Frieden Gottes zu schlürfen.

Die engere Religionslehre glaube ich in Ihrem Sinne vorzutragen; mit dankbarer Rücksicht auf Ihre tiefgehende Anleitung unterscheide ich dabei die Lehren der heiligen Schrift genau von jenen falschen Folgerungen, mit denen herrschsüchtige Priester das Gewissen mancher Fürsten zu fesseln und zur Unduldsamkeit, ja zu blutdürstiger Verfolgung anzutreiben suchten. Ueberhaupt soll ja das Gemüth sich nicht von der Ewigkeit abgeschreckt, sondern von der göttlichen Liebe angezogen und begeistert für das rein Menschliche fühlen.

Die Einrichtung unseres weltlichen Unterrichts ist diese: Im Deutschen gingen wir nach Beendigung der engern Grammatik zur Syntax über, jedoch meist nur durch Beispiele. Zugleich wurden einfache Fabeln so genau zergliedert, als wären sie lateinisch. Statt aber Subject, Prädicat, Copula und die verschiedenen Satzarten in entbehrlichen Kunstwörtern aufzudrängen, stellte ich, nachdem ein Sätzchen gelesen war, nur die Fragen, wer ist da? was thut er da? und so fort. Dann lies ich die Theile eines Satzes erweitern und wieder zusammenziehen, umstellen oder trennen und wieder verbinden, endlich das Ganze erzählen. Eine Zeit lang ist dies eben so unterhaltend als belehrend; durch einige Uebung werden bald alle Fälle bekannt und mundgerecht. Periodenbau und das Verwandte wurde auf ähnliche Weise nachgewiesen, alles so lange, bis die schon vorhandene Sprachfertigkeit auf ihre Gründe

zurückgeführt und zum Bewusstseyn oder zur Sprachkenntniss erhoben war. Die innern Geseze, welchen das Denken hiebei folgt, übergingen wir noch, fiengen jezt aber an, Briefe und Lustspiele aus dem Französischen mündlich zu übersezen. Diese Uebungen werden uns noch lange, und zwar täglich eine Stunde beschäftigen. Später folgt eine kurze Unterweisung in den gewöhnlichen Versmaasen, als Anhang die einfache Metrik der Franzosen, und zum Schluss für das Lateinische der holprige Gedenkreim, ich scheue mich fast, ihn zu wiederholen: i u c, as, es, os tritt lang herein, kurz muss is, us und b l a m d n e r t seyn, die Ausnahmen gelegentlich. Schriftliche Aufsätze werden selten, und nur kurz über ganz bekannte Gegenstände gefertigt, dann aber mit dem Erforderniss desto größerer Sorgfalt.

Das Französische ist jezt, nachdem Annette das Ihrige geleistet, einem ihrer Landsleute übertragen. Nicht damit zufrieden, rein und schön zu sprechen, gab sich dieser auch für einen Professor seiner vaterländischen Literatur aus; er hat jedoch kaum einige Sätze des alten Batteux gefasst, und versteht weiter nichts als seine Muttersprache, auf die er sich denn genau beschränken muss. Auch wurde die Anordnung nöthig, dass er sich aller Klatschereien enthalte, ferner dass er während der Stunde nichts schreiben, sondern viel sprechen und deutsche Briefe, wie sie jeder Briefsteller liefert, nebst einigen Bühnenstücken mündlich übersezen lasse. Im leztern wenig gewandt, hilft er sich schülerhaft oft mit Umschreibungen, so dass ich ihm zum leichtern Treffen des Urbildes die Anleitung von Pineas, auch einen ver-

deutschen Anacharsis, oder etwas Aehnliches geben muss. Dennoch erweitert Alfred den engen Kreis der bloßen Umgangssprache. Dies nimmt täglich eine Stunde, und für Vorbereitung nebst schriftlichen Arbeiten noch eine halbe Stunde.

Mit dem Lateinischen begann Alfred erst in seinem elften Jahre. Um ihm schnell einen Wortschatz zu verschaffen, hatte ich im Schulwörterbuch alle in das Französische aufgenommene lateinischen Wörter angezeichnet; durch das öftere Lesen derselben wurde er schon im Uebersetzen der unentbehrlichsten grammatischen Uebungsstücke gefördert. Erst im zweiten Gang lernte er, das vorige wiederholend, die gebräuchlichern ihm noch unbekannten Wörter auswendig. Die vier Conjugationen, ich lies sie den Hilfsverben vorangehen, führten wir, nach dem Rath eines im häuslichen Unterricht erfahrenen Mannes, auf die Endungen des Präsens Indicativi der ersten, zweiten und dritten zurück. Es geht nämlich im Indicativ das Imperfectum und Plusquamperfectum aller vier nach Präsens der ersten; das Perfectum und Futurum secundum aller vier nach Präsens der dritten; das Futurum der ersten und zweiten nach Präsens der dritten, das der dritten und vierten nach Präsens der zweiten. Was zwischen Wurzel und Endung eingeschoben ist, wird jedesmal mit angegeben. Im Coniunctiv geht Präsens der ersten nach Präsens Indicativi der zweiten; das der zweiten, dritten und vierten nach Präsens Indicativi der ersten; Imperfectum und Plusquamperfectum aller vier nach Präsens Indicativi der zweiten; Perfectum aller vier

nach Präsens Indicativi der dritten. Im Passivum wiederholt sich ganz dasselbe; also Imperfectum Indicativi aller vier nach Präsens Passivi der ersten, einzuschalten ab, eb etc. Um das Ganze zu veranschaulichen, wurden auf einem Blatte, welches die vier Conjugationen mit ihren Moden, Zeiten, Personen neben einander enthält, die Felder der gleich lautenden Endungen mit der gleichen Farbe überstrichen. Z. B. die Endungen von Präsens Indicativi der ersten stehen in gelbem Feld, eben so Imperfectum und Plusquamperfectum; das Eingeschobene hat eine andere Farbe, die Wurzel gar keine. Präsens Indicativi der zweiten erscheint im blauen, das der dritten im rothen Feld, also blau auch Futurum der dritten und vierten, Präsens Coniunctivi der ersten, Imperfectum und Plusquamperfectum Coniunctivi etc. Im Passivum dieselben Farben. Da für Alfred lateinisch Sprechen oder Schreiben unnöthig wäre, so richtet sich hienach der übrige Gang. Mit Inbegriff des Wörterlernens wird für diese Uebungen täglich eine Stunde erfordert. Das zeitraubende Vorereiten und Nachschlagen im Wörterbuche ist durch meinen unmittelbaren Beistand überflüssig.

In der Naturbeschreibung leistet uns, auser dem eigenen Einsammeln und Kerners Abbildungen, Hochstetters Botanik willkommene Hilfe; die Eintheilungen in Bäume, Sträucher, Kräuter, Gräser, Schwämme, in Zier-, Küchen- und Handelsgewächse sind so ansprechend, als die Nachrichten von den Eigenthümlichen, Nützlichen oder Schädlichen der einzelner Gewächse. Die systematische Uebersicht, künstlich ist je, folgt erst am Ende. Für Zoologie wird haupt-

sächlich Schreiber benützt; für Mineralogie zunächst eine Sammlung inländischer Fossilien etc. In der Geographie dienen uns Reliefkarten, so weit sie zu haben sind, für die unseres Landes mehrere aus der Vogelschau entworfene Blätter, und eines, welches in Farben die geognostischen Bestandtheile andeutet. Ich halte jedoch auch hier, so wie in der Geschichte, mit deren erstem Gang wir demnächst beginnen, durchaus auf möglichste Einfachheit, verbunden mit öfterem Wiederholen.

Aus der Geometrie hatten wir die gewöhnlichsten Lehrsätze schon längst in der Ausübung kennen lernen. Beim Anlegen von Wegen, Gräben, Wasserleitungen, Häuschen, mit Hilfe von Messstangen, Senkel, Winkelhacken, Maassstab etc., lies sich die Lehre von den Dreiecken, Peripherie- und Centriwinkeln, ebenen und schiefen Flächen, von den körperlichen Inhalt vieler Gegenstände und so manches andere ganz leicht nachweisen. Diesem Gange getreu verbinden wir die Anfangsgründe der rein wissenschaftlichen Geometrie auch jezt noch mit dem Leben, besonders nach Dupins Handbuch, welches zugleich eine schöne Anwendung auf Technologie gibt, so weit dies ohne chemische Kenntnisse thunlich.

Hinsichtlich der Arithmetik blieb mein letzter Bericht bei den gebrochenen Zahlen stehen. Um diese Lehre noch geläufiger zu machen, als sie bereits auf dem Striablättchen erscheint, lies ich einen Streifen Papier in Drittel, Sechstel etc., knicken. Waren wir durch Abmessen gewiss, dass $\frac{1}{2} = \frac{2}{4}$, $\frac{2}{6} = \frac{1}{3}$, dann erst wurde die Sache

auch mit ihrem Zeichen verbunden. Wie man mit Ziffern $\frac{1}{2}$ in Viertel umwandle, dies ist ja ein Kunstgriff, der besonders gelehrt werden muss, dann wird auch klar, wie unentbehrlich das Zeichen zur Entwicklung schwieriger Aufgaben ist. Aus dem Umwandeln der Brüche folgt ihre Addition und Subtraction in Ziffern von selbst, für die Multiplication und Division hingegen ist die Zergliederung des Begriffs erforderlich. Also hier: 1×2 heist 2 einmal genommen, gibt 2; $1 \times \frac{1}{2}$ heist 1 nur $\frac{1}{2}$ mal genommen, gibt $\frac{1}{2}$; und $\frac{1}{2} \times \frac{1}{2}$ heist $\frac{1}{2}$ nur $\frac{1}{2}$ mal genommen, gibt? Eben so $\frac{1}{2} \times \frac{1}{3}$ heist von $\frac{1}{2}$ das drittel nehmen, d. i. $\frac{1}{6}$, also $\frac{1}{2} \times \frac{2}{3}$? Da $\frac{2}{3} = \frac{1}{3} + \frac{1}{3}$, und $\frac{1}{2} \times \frac{1}{3} = \frac{1}{6}$, so ist $\frac{1}{2} \times \frac{2}{3} = \frac{1}{6} + \frac{1}{6} = \frac{2}{6}$. In Ziffern der Kunstgriff, Zähler mit Zähler und Nenner mit Nenner zu multipliciren. Ferner: 2 in 2 dividiren, heist suchen, wie oft 2 sich in 2 wiederholt, 1mal; 2 in 1 ist nur noch $\frac{1}{2}$ mal enthalten, $\frac{1}{2}$ mal 2 ist 1; eben so $\frac{1}{2}$ dividiren in 1 heist suchen, wie oft $\frac{1}{2}$ sich in 1 wiederholt, 2mal, $2 \times \frac{1}{2}$ ist 1. Wie oft steckt $\frac{1}{2}$ in $\frac{1}{2}$? nicht mehr 2mal, sondern 1mal, 1mal $\frac{1}{2}$ ist $\frac{1}{2}$; wie oft steckt $\frac{1}{2}$ in $\frac{1}{4}$? $\frac{1}{2}$ mal; $\frac{1}{2}$ mal $\frac{1}{2}$ gibt $\frac{1}{4}$; also $\frac{2}{4}$ in $\frac{1}{4}$ auch $\frac{1}{2}$ mal. In Ziffern der Kunstgriff, mit umgekehrtem Divisor zu multipliciren.

Eben so lässt sich im Ausziehen der Quadratwurzel die Ziffernschrift nach dem Begriff der Buchstabenrechnung behandeln. Man erhebt eine zweitheilige Wurzel zur Quadratzahl, etwa $23 \times 23 = 529$, aber 23 auch $= 20 + 3$, dieses mit sich selbst gibt $20 \times 20 = 400$, und $20 \times 3 = 60$ oder das Quadrat des ersten Theils und das Product beider

Theile. Eben so ist $3 \times 20 = 60$ und $3 \times 3 = 9$ oder noch einmal das Product beider Theile und ausserdem das Quadrat des zweiten Theils. $400 + 60 + 60 + 9 = 529 =$ dem Quadrat beider Theile nebst ihrem doppelten Product. Und die Wurzel? von $4 = 2$, von $400 = 20$; das noch fehlende 3 entsteht aus der Division des 40 in 120, dieses 120 ist Product von 3 mit 20 und 20, oder 40 oder dem verdoppelten ersten Theil.

Im Zeichnen hat der Unterricht, statt knechtischen Nachahmens von Vorlegeblättern, das bei aller Mühe selten zu selbständiger Auffassung führt, sogleich nach der Natur begonnen, also nach geometrischen Körpern, dann nach Modellen und Gegenden. Unser Hofmaler verstand sich zum Lehrgang des Leonardo da Vinci, auch leitet er an zur Kenntniss von Kupferstichen und Gemälden. Bei längeren Ausgängen sammeln die Zöglinge nicht blos Naturgegenstände, sondern bereichern seit einiger Zeit auch ihre Skizzenbücher mit Bäumen, Brücken, Hütten, Landschaften.

Musik wird nur gelehrt um das Ohr zu bilden und das Urtheil über Tonwerke zu befähigen. Ist die Clavierschule gehörig durchgespielt, so kommen Melodien zu Volksliedern, Bruchstücke aus der einfachen ältern Musik an die Reihe; Klingeleien des Tages selten, Kammermusik hat den Geschmack nur zu oft verweicht.

Schönschreiben nimmt im Ganzen nicht viele Zeit. Soll der Gewinn dauerhaft seyn, so müssen die Uebungen, wenn später auch seltener, bis in das sechzehnte Jahr erneuert werden. Unsere Kaufleute fangen an, wann wir aufhören.

Die Leibesübungen bestanden bisher ausser dem Gehen, welches noch täglich nach dem Essen fast zwei Stunden lang und bei jedem Wetter fortgesetzt wird, in Springen, Werfen, Klettern, Stelzengehen, Schlittschuhlaufen, Schwimmen, dieses später mit einer Anleitung Ertrinkende zu retten, Tanzen zur Kräftigung der Kniee und des Anstandes, Exerciren auch wegen des Ganges, dann kam Schiesen, Voltigiren, Reiten hinzu. Auch fehlt es nicht an Gelegenheit zum Schreinern oder Drechslen. Das eigentliche Turnen wenden wir hauptsächlich zur Stärkung der Sehnen an, wollen uns aber nicht mit Kraftstückchen spreizen, wollen auch nicht mit Reck, Barren und andern Galgenprügeln Vaterlandsliebe schüren, wollen dies so wenig, als wir im Schwingen einen Aufschwung bewundern, oder mit den Hunnen leibliche Ausbildung über die geistige stellen, es wäre denn, dass auch Fecht-, Tanz- und ähnlichen Meistern die Vorhand im Wissen und Leben gebührte. Jenen Uebungen zusammen ist im Durchschnitt täglich eine Stunde bestimmt, die wir aber oft in zwei halbe für den Morgen und Abend zerlegen. Man soll sich in Nichts übernehmen. Schon Aristoteles bemerkt, dass in öffentlichen Spielen solche, die als Kinder gesiegt hatten, später nur selten wieder Preise errangen, unmäßige Anstrengung stumpft frühzeitig ab. Auch zeigen die meisten unserer Hauptturner mehr Eckiges und Flöserartiges, denn anmuthige Gewandtheit.

Wir sind werktäglich Morgens 5 und Nachmittags 3 Stunden beschäftigt; Vorbereiten, Ausarbeiten, Wiederholen, geistiger und leiblicher Unterricht, alles wird in

dieser Zeit abgethan. Nach jeder Stunde findet eine kurze Ruhe statt, ausserdem schalten wir Vormittags immer eine leichtere Uebung zwischen die schwereren ein, wie Zeichnen etc. Nachmittags wird nur Eine wissenschaftliche Stunde gegeben, die beiden andern füllen sich aus durch Musik, Französisch, Schönschreiben, Tanzen etc. Häuslicher Unterricht pflegt die Knaben wirklich mehr anzugreifen, als der öffentliche. Nur wer sämtliche Arbeiten möglichst mit ihnen theilt, wird richtiger beurtheilen, ob er nicht zu viel verlange.

Die Einwirkung unseres verehrten Herzogs hat jederzeit dieselbe Frische und Innigkeit; mit Gespielen wird der Umgang fortgesetzt, unser Verkehr mit Stadt und Land dehnt sich immer weiter aus, und vielleicht bekommen wir bald auch einiges von dem Weltleben zu kosten. Sehr erwünscht wäre mir aber, noch vorher Ihre Ansicht über den Hof zu erfahren.

Mein Herr Major war übel darauf zu sprechen, gelegentlich musste selbst die Frau Gemahlin manches scharfe Wort hinnehmen, das er noch gerne mit seiner Belesenheit würzte. So äusserte er einst um ihr zuvorzukommen, als von Kuno's Zukunft die Rede war: wir leben in einer verdorbenen Welt und der beste Fürst kann oft nicht darüber hinaus. Auch in unserem Stande treten noch immer Leute mit Ansprüchen auf, deren sie sich schämen sollten. Uebergehen wir die papiernen Herrchen, nachgemachte Waare, wie Blätter eines Kartenhauses, ohne Grund und Boden lehnt sich einer an den andern, aber selbst manche vom

Kernadel glauben wegen ihrer Güter zugleich ein Recht auf die ersten Stellen zu haben, sperren pochend andern den Weg, dringen ihnen Erniedrigungen als Pflicht auf, oder haschen nach dem Schein von Rang und Auszeichnungen. Gleichwohl sagte schon der grose Hannibal, wer den Feind schlägt, der ist mir ein Karthager; ich möchte wissen, was er aus jenem Cornetchen gemacht hätte, das kurz vor dem Kriege seinen Abschied nahm, und gleich darauf um den Kammerschlüssel warb? Ganz richtig erwiederte einst Johann Hunyades einem Magnaten, der sich mit seiner Abkunft brüstete, nicht mit deinen vergessenen Ahnen, mit dir vergleiche ich mich. Dieselbe Vergleichung stellen jezt unzählige Menschen mit uns an. Sie alle wissen, dass im Staate jeder gleiches Recht auf den Schuz der Geseze hat, aber ungleiches Recht auf Aemter und Würden, ungleich sind ja Gaben, Kenntnisse, Geschicklichkeit, und unser Stand dürfte gleich den Leviten alles bevormunden, wir dürften keine Suppe gut finden, sie wäre denn von uns gesalzen? Verlangen wir gar Vorzüge ohne Verdienst, zu dem wir offen eingeladen sind, so schleichen wir durch Hinterthüren ein, tragen aber eigentlich mit elenden Gleichmachern dieselbe Müze, hindern den Fürsten an Ausübung seiner Gerechtigkeit, zerstören eigenhändig was von unserem Stande noch übrig geblieben, und gehen verachtet zu Grunde.

Dennoch wagte die Gräfin zu sagen, in die Welt müsse die Welt sich zu schicken wissen. Ihrem Kuno gebühre als Erbgrafen allerdings eine Auszeichnung, schon von ferne

sollte man sehen, wer er sey, für die Begegnenden selbst wäre dies ein Glück, um sich besser darnach zu richten. Zwar auf die Gunst der Kleinen komme wenig an, aber von einer Hoheit oder Majestät gnädigst empfangen zu werden, das sey Wonne. Für Kuno wäre Zeit, doch einmal anzufangen, halte die Sache auch im Inlande schwer, so werde sie irgendwo auswärts gelingen, und es wäre so schön, wenn die Nachbarinnen fragen müssten, wie befindet sich Graf Kuno, der Herr Kammerherr Sohn?

Hosianna, schrie der Major, mit dem General soll der Junge anfangen? soll mir vor der Nase sitzen? Höre Israel und wundre dich. Und mir willst du abermals vorschreiben? Nun ist Zeit, dir mit der reinen Wahrheit die Schminke abzuwaschen. Eine wackere Hausfrau will ihrem Mann lieber dienen als gebieten; die ihn beherrscht, glaubt für ein Wunder von Klugheit zu gelten, allein man hält sie für eitel, ihn für schwach, also entehrt sie sich und ihn, wäre es auch eine Gräfin. Unbeständig, habgierig, ränkesüchtig, unvorsichtig ist dieses Geschlecht gar nicht zum Gebieten geschaffen, beherrscht man euch aber, so seyd ihr vernünftige lebenswürdige Geschöpfe. Vom Scheine bestechlich, wisst ihr freilich auch dann noch gediegenen Werth selten zu schätzen.

Hierauf gab er denn doch zu, dass manche Frauen auch im öffentlichen Leben ausgezeichnet gewesen, nur bei wenig Weiblichem und durch Unterstützung kräftiger Männer. Gut und verehrungswürdig in ihrer Art seyen alle, von denen man nicht oder nur wenig spreche, diese

wollen jedoch Frauen, keine Göttinnen seyn, ihre Ehre blühe im Häuslichen. Die aber „Flechten und Weben“ verachten, seyen verblindet von Stand und Tand, gleichwohl scharf gegen andere meine jede solche, sie allein mache eine Ausnahme. Aber, fuhr er fort, es fällt mir ein altes Geschichtchen ein. In Rom errichtete einst der tolle Helio- gabal einen Senat von Frauen. Sorgten diese vielleicht für Kinderzucht, für Armenpflege, für Sittsamkeit? Keineswegs, sie bestimmten für jedes Weiblein den Anzug, den Rang und die Abstufungen des Kusses, auch das Recht, an den Schuhen Gold oder Edelsteine zu tragen, so wie wegen des Fahrens im Wagen, ob mit Pferden oder mit Eseln, ob mit Maulthieren oder mit Ochsen; ob der Siz verbrämt seyn müsse oder von Knochen, von Elfenbein oder von Silber. Dagegen schrieb ein anderer Kaiser seiner Gemahlin ganz einfache Kleidung vor, und als ihr ein Gesandter etliche Perlen von unschätzbarem Werthe geschenkt hatte, weihte er diese zu Ohrgehängen der Venus, damit die Kaiserin nicht das üble Beispiel gebe, etwas zu tragen, das man weder kaufen noch bezahlen könne. So ist's, Vorschriften habt ihr nöthig, sonst geht es schlimm. Schon ein alter Czar Wladimir empfahl seinen Söhnen: liebet eure Gattinnen, nur gestattet ihnen keine Macht über euch. Doch wie, wenn Geburtsadel, der euch immer steift, nicht auf die Kunkel ausgedehnt wäre? Dann könntest du deinen Mägden nur durch innern Werth voranstehen, ist dieser etwa nicht der höchste? Eben so, wenn unsere Beamtenkinder auf ewige Zeiten über alle erhoben würden, und

sich dann, unverschämt genug sind manche schon jezt dazu, für die Auserwählten der Menschheit hielten? Oder wenn, wie in China, nur die Vorfahren, aber nicht die Nachkommen geadelt würden? Dann müsste dich Mutter- und Eigenliebe treiben, unsern Kuno gerade so wie ich zur Tüchtigkeit anzuhalten. Dich völlig zu bekehren, kommt mir nicht in den Sinn, allein es unterbleibt, was ich verbiete. Hiemit genug für jezt.

Und du mein Sohn, sprach er zu Kuno, deinem Fürsten getreu erscheine am Hofe nur selten und im Vorübergehen, bewahre stets deine Unabhängigkeit, und hüte dich, bügellosen Glücksreitern nachzuahmen. Sei der würdigen deiner Ahnen würdig, sonst wäre ein braver Schuster ehrenwerther denn du. Häufig genug zeigt sich Gelegenheit, Gutes zu stiften, sey es um Unglückliche zu trösten, oder um Verdienste zu schützen, oder um gutes Beispiel, oder um denen die ihn suchen, guten Rath zu geben, oder um Gut und Blut, wenn es nöthig, für das Vaterland zu opfern. Ehrt ein solches Benehmen deinen Stand, wie ihm Eitelkeit schadet, so hält dich alle Welt für eine Zierde desselben; von Fürsten und Königen wirst du dann nicht bloß höflich empfangen, sondern, mein Wort darauf, auch wirklich geachtet.

In letzterer Hinsicht hatte der Major gewiss recht, glaubte er aber, am Hofe sey alles Schein, so gieng er doch wohl zu weit. Bei uns wenigstens wäre ein Mann wie Kuno an seinem Plaze.

|Hartwig an Dielizsch.

Unendlich erfreute mich unser gnädigster Herzog mit seinem überraschenden Besuch. Eine glückliche Vergangenheit zog noch einmal an uns vorüber, so traulich, so warm als hätten wir immerfort zusammengelebt. Herr, lass nun deinen Diener in Frieden fahren. Dem Herzog aber kann ich nichts Besseres wünschen, als die Erfüllung aller Hoffnungen, welche Ihr rastloses Wirken mit so glücklichem Erfolg unterstützt. Dass er Sie achtet, hat um so größern Werth, da sein Urtheil aus einer Reihe unmittelbarer Wahrnehmungen geschöpft ist. Welch ein Unterschied. Ludwig XIV. hatte jenem unsterblichen Fenelon, welcher den damaligen Thronerben aus einem verdorbenen Knaben zum vortrefflichen Fürsten umzubilden wusste, nach vollen zehn Jahren nur eine einzige längere Unterhaltung gewährt, dann aber, eifersüchtig auf Fenelons überlegene Bildung, kalt zur Maintenon gesagt: „er spricht gut, sehr gut, mein Mann jedoch ist er nicht;“ und ehe die wichtige Erziehung vollendet war, verwies er diesen Mann sammt den maximes des saints in die Torflager von Cambrai.

Bei Ludwig XIV. denkt man fast unwillkührlich an einen Hof. Der Hof hat, wer weis es nicht, in Stadt und Land von jeher seine Gegner. „Als bald Petrus zu Hof kame, ward ein Schalk d’raus;“ trifft dies den Hof oder den Peter,

oder mangeln beide des Ruhmes? Den Hof verachten und die Welt vergöttern, ist es nicht eben so fehlgegriffen, wie jenen anbeten, und diese verdammen?

Allerdings war ein groses Gebrechen der Höfe, dass die meisten Fürsten den Staats- und Hausschaz vermengt hatten, und ihre Ausgaben nicht nach festem Einkommen richteten. Allein diesem Uebel ist durch Verträge oder durch Verfassungen wohl überall abgeholfen, und was die übrigen Misstände betrifft, so darf man behaupten, dass sie andern Lebenskreisen eben so wohl gelten, oder oft nicht viel mehr als ungerechte Verdächtigungen sind. Schon der Spott über Hofetiquette dürfte nicht zu rechtfertigen seyn. Jene Etiquette ist weiter nichts, als ein Wall gegen die Willkühr des Herrn, die Verfassung für seine Diener, im Geiste unserer Zeit und im Grunde so wesentlich, als ihre Misbräuche ausserwesentlich sind. Auch tritt sie längst überall milde auf. In Frankreich bestand sie seit Ludwig XV. für Fremde nur noch darin, dass man dem König vorgestellt wurde, und ihn dann in einem Hofwagen auf die Jagd begleiten durfte; deshalb, sagt die Genlis, lies man sich vorstellen. Aber doch altväterisch ist der Hof? Und wenn er es wäre, würde er dann nicht eine ehrenwerthe Achtung vor den mannhaften Vorfahren, eine bedächtige Sparsamkeit vor der verschwenderischen Mitwelt bethätigen? Seine Tracht, und hierauf zielt jener Vorwurf besonders, unterschied sich in ältern Zeiten, wie im Morgenlande noch jezt, von der des Volks nur durch das Kleidsamere, Feine, Reiche und Gediogene; später streifte diese Tracht alles

ab, was an werktägliches Leben erinnern wollte, sie stattete sich prächtig aus, damit der Hof in immerblühender Jugendfrische und in einer stets feierlichen Würde glänze, welche den Genuss manches Ergötzlichen zulies, nur so viel wie nichts zum Arbeiten taugte. Stadt und Land ahmte nach, alle Welt trug sich höfisch, wenn auch auf kleinliche, oft lächerliche Weise und im Widerspruch mit der Hanthirung. Endlich geschah allgemein, was früher die Rundköpfe in London versucht hatten, die Welt warf das Lästige ab, und kehrte zum Schlichten zurück, allein von gewinnsüchtigen Gewerbsleuten eben so als von sich selbst verlockt, schlüpfte sie mit Entzücken bald wieder in längst abgelegte Hoftrachten, und hört noch jezt nicht auf, sich darin zu gefallen. Sie, diese Welt, ist altväterischer geworden, lässt sich im Kreise drillen und will es nicht einmal merken. Wenn aber seinerseits der Hof längst viel einfacher als ehemals, ja beinahe bürgerlich erscheint, in Petersburg ist seit Nicolaus den Hoffrauen die reussische Volkstracht vorgeschrieben, träfe ihn nicht gerechter Tadel, so er auch den Veitstanz der Mode nachäffen wollte?

Wie von uns manche aus Unkenntniss eifern, so andere aus Neid. Möchten diese erwägen, dass auch der Hof seine Plage hat; er gleicht, wie die Maintenon sagt, einem Bühnengemälde, das man nur aus der Ferne betrachten darf. Und wie, wenn ein Gebieter bald zu wenig, bald zu viel, bald Unmögliches verlangte? Würde ein solcher etwa mit der Zeit immer zu spät, mit dem Geld immer zu früh, mit den Geschäften gar nicht fertig, so müsste der Hofmann ein Josua

seyn, dem Sonne und Mond stille halten, ein Midas, um Gold, ein Oberon, um Tugenden herbeizaubern zu können, oder er müsste verzweifeln. Aber auch das gewöhnliche Hofleben ist oft so wenig beneidenswerth, dass gewandte Diener ihren Beruf wie Feuer behandeln, sie stehen ihm nicht so nahe, um sich zu brennen, und nicht so ferne, um zu frieren. Hören wir über ältere Zeiten den Anton von Guevara, welcher Bischof in Madrid und Hofprediger Kaiser Karls V. gewesen war; in seiner 1602 verdeutschten, für Sittengeschichte überhaupt wichtigen „Hofschul“ sagt dieser folgendes:

„Wir wollen ein wenig sehen, was sachen zu thun ein Hofmann verobligirt ist. Für das erst muss er den Fürsten dienen, den Favoriten aufwarten, die Räth muss er visitieren und hofieren, die Zahlmeister bestechen, die Richter ehren, die Referenten schmiren, seinen Freunden willfahren, und mit seinen Feinden dissimuliren. Wie ist's möglich, dass die Füß solches ertragen, das Herz es gedulden, die Sterk es überstehen und der Beutel es alles erleyden könne? Dies red ich nit aus den Büchern, sondern weil ich's gesehen hab. Auch ist der Hofmann gering bezahlt, so dass er in einem schlechten Zimmerle wohnt, keine Fürheng an seinem Bett und sogar sein Seytenwöhr entlehnt hat; was vermeinstu, wann ihme ein Gast zu Haus kommt? Er lässt sich begnügen mit einem Salätl, mit einem Prätl und mit einem stuck Käs, überfelt ine aber ein Gast, so muss er ein gantze Kuchel aufschlagen. Wann ein alter Hofmann erzählen wollte alle Favores und Misgünst, allen mangel

und überfluss, alle Freundschaft und Feindschaft, alle Freud und unlust, alle ehr und schmach, die er bei Hof hat überstanden und eingenommen, so würden wir uns verwundern über den Leib, der solches alles hat aussgestanden, und übers Hertz, welches solchs hat können erdulden. Wer über Meer wil fahren, der ist schuldig zu beichten, wer aber sich wil gen Hof begeben, der soll nicht allein beichten, sondern auch communiciren.“ Dennoch soll, zum Beweis dass Hidalgo's gemeint sind, vor dem Fürsten der Hofmann „die ritterliche Thaten seiner Vorfahren nicht herfürmutzen, dann die Fürsten hören viel lieber das Wort: ich habs gethan, als wann man sagt, sie habens gethan. Ein kaltes begeren ist's, wann einer ein Gnad prätendirt von anderer Leut verdienst wegen.“

Von ganz anderer Seite zieht Engel, bekanntlich ein ehemaliger Lehrer Friedrich Wilhelms III., gegen Hofleute zu Feld, wenn er in seinem Urtheil über Marinelli sagt: „der Eifer, womit ein Höfling wie Marinelli zum Dienste eilt, die Geläufigkeit, womit er schmeichelt, die Geschwindigkeit, womit er sich nach jedem Winde dreht, der leichtsinnige, hämische, spöttische Wiz, die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenstellen, von ersten Häusern, die Einsicht, die er von dem Wesen seines Fürsten hat, und vermöge deren er so vortrefflich weis, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn zu dem Fleck, wo er ihn haben will, hinbringen, oder wenn er ihm abspringt, ihn wieder zurückholen soll, die meisterhaften Wendungen, womit er dem Härtesten, was er zuweilen sagen zu müssen

glaubt, das allzu Auffallende zu benehmen, und, indem er es wieder gut macht, es zu seinem größten Vortheile zu nützen versteht, die allertiefste Verstellungskunst, womit er sich aus den schlimmsten Händeln herauszureden und seine wahre Absicht gegen Jedermann zu verhüllen weis, die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Besonnenheit lässt, neue Hilfsquellen zu öffnen und neue Räder in das Triebwerk einzusezen, das kriechende Wesen, womit er wahre Grobheiten hinnimmt, — doch, so tief können Diener sinken und Herren mit ihnen. Lieblinge seiner Art verüben Schandthaten, weil sie durch nichts anderes zu dem zu gelangen wissen, was für sie die einzige Seligkeit des Lebens ist. Man denke sich diese Unglücklichen mit ihren jämmerlichen Vorurtheilen, die sie zum Theil schon in der Kindheit einsogen, mit ihren eingeschränkten, aber tief gewurzelten Begriffen vom Hofleben, von Gnade, von Fürstlichkeit, von Rang, von Einfluss, von Reichthum, von Ehrenämtern, von Ordensbändern, von Schlüsseln. Der gewöhnliche Gesellschafter des Fürsten zu seyn, unangemeldet zu ihm eintreten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bei der Cour des gnädigsten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüstern, eigene Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Vornehmsten zu bekommen, das sind für sie die höchsten Seligkeiten des Lebens, ohne die sie ihr Daseyn hassen würden, und auch Ursache hätten, es zu hassen; denn was können doch diese Armseligen mit ihrem Leben noch anfangen, wenn für sie keine Cour, keine Tafel, keine Galla

mehr ist? Dann freilich trifft sie unendliche Verachtung, mit welcher Begierde müssen sie also jenes Glück suchen, und wenn erlangt, mit welcher Inbrunst es festhalten?“

So weit Engel. Gibt man auch zu, es wollen am Hof wie anderwärts manche höher fliegen, als ihre Federn gewachsen sind, so dürfte doch eben so unläugbar seyn, dass im wirklichen Leben die volle Wahrheit jener Schilderung zum Glück selten zu finden ist.

Der ächte Hofmann bewährt sich in ganz anderer Weise. Ueberzeugt, dass uns nichts inniger bindet, als jene stetige Gleichheit einer Stimmung, welche aus der Uebung aller Tugenden hervorgeht, richtet er hienach sein Inneres und Aeusseres ein. Dem Fürsten wartet er ehrfurchtsvoll auf, widmet sich eifrig seinem Geschäft, und kann so gut gehorchen als gut befehlen. Für seine Freunde zuverlässig, die wirklich gute Sache stets unterstützend, gegen Jedermann theilnehmend und verbindlich, ist er umsichtig in seinen Versprechungen, anspruchlos und wahrhaftig in seinen Aeusserungen, ehrenwerth und musterhaft in seinem ganzen Benehmen. Ja man darf ohne Vermessenheit sagen, nicht schon der grose Held, Dichter, Künstler oder Redner, wohl aber der ausgebildete Hofmann sey in vieler Hinsicht ein vollkommener Mensch. Sollte die Welt, statt den Hof zu verkennen, zu beneiden oder unbedingt zu verurtheilen, nicht besser, zumal sie doch nachahmen will, sein Gutes sich aneignen? Wahr ist, durchschnittlich sind namentlich die Germanen noch ein grobes Stück Menschheit, so dass schwerer zu sagen, welcher Stamm eine Ausnahme mache,

als welcher keine. Wenn sie aber auch nicht unterlassen, nach Art der Barbaren mit ihren oft eingebildeten Vorzügen zu liebäugeln, oder wenn ihnen auch unbekannt bliebe, wie weit sie den Spaniern und Portugiesen nachstehen, so könnten sie doch in immer breitem Schichten von Höfen wenigstens Höflichkeit lernen.

Betrachten wir jetzt, statt bei einzelnen Urtheilen zu verweilen, die Sache selbst, ohne dabei die wirklichen Gebrechen des Hofes zu übersehen. Ich muss jedoch weiter in die Vergangenheit zurückgehen. In allen Zeiten bedurfte der Fürst gewisser Diener und Gehilfen, die von ihm für die verschiedenen Geschäfte im Krieg, Frieden und Haus ernannt oder bestätigt wurden. Unter Hof versteht man bald diese gesammte Dienerschaft, bald nur die unmittelbaren Aufwärter des Hauses. Die Sonderung beider Begriffe tritt aber erst in den neuern Jahrhunderten schärfer und bleibend hervor, in den frühern ist sie oft nur angedeutet oder vorübergehend, öfter noch so wenig entschieden, dass ein und derselbe Beamte des Hauses auch im Heer, im Staat, in allen Zweigen des öffentlichen Lebens eine Stelle bekleiden konnte. Lezteres war schon bei den asiatischen Herrschern der Fall. Diese hatten, wie auch das alte Testament bestätigt, bereits seit uralter Zeit einen Hof, welcher nach den verschiedenen Bedürfnissen gegliedert, aus einer Stufenfolge von niedern und höhern Dienern bestand. Wegen des Harems, woran es dort nirgends fehlt, war ein solcher Hof überaus zahlreich, dabei verband ihn sowohl der Aufwand, den er veranlasste, als die Art, das Nöthige herbei-

zuschaffen, wesentlich mit dem Staat. Es hatten ihn nemlich bei den Parsen, auch anderwärts ganze Landschaften mit Lebensmitteln zu versorgen; einige lieferten nur Wein, andere nur Fleisch oder Fische, andere nur Gemüse oder Getreide. Ueber diese Gebiete führten einzelne Hofdiener die unmittelbare Aufsicht, mit welcher, sollte sie wirksam seyn, Verwaltung, Rechtspflege und die ganze Macht eines hohen, fast unumschränkten Staatsbeamten nothwendig verbunden war. So geschah, dass Leibdiener des Herrschers gewaltig im Reiche wurden, und ihrerseits die Gewaltigen im Reiche sich durch leibliche Dienste bei dem Herrscher oder in dessen Wohnung, Küche, Stall, geehrt sehen mussten. Diese Stellung galt noch späten Zeiten als Vorbild.

Dennoch hatte bei den Römern Kaiser Augustus, zu dessen Füßen die Welt lag, keinen Hof im engern Sinn. Sein Nachfolger Tiberius suchte zwar die Patricier, denen er selbst angehört hatte, unablässig zu demüthigen, lies jedoch die Hausgeschäfte wie früher durch Slaven verrichten, die er gleich andern Grosen zu Tausenden hatte. Von den Freigelassenen, welche aus solchen Slaven hervorgiengen, wussten manche, obwohl sie sämmtlich niedriger als der geringste römische Altbürger standen, sich so zu empfehlen, dass sie bald mit den wichtigsten Angelegenheiten des Staates und des Hauses betraut wurden, eine Neuerung, welche auf die Entwicklung des erwachenden Kaiserrechts nicht ohne fühlbaren Einfluss bleiben konnte. Als eigentliche Hofdiener erscheinen indess dort zuerst

Thürhüter, welche dem Zulauf der Menge wehrend, blos geladenen oder angesehenen Männern den Eintritt gestatteten. Ausser diesen Wächtern finden wir bald auch einen Aufseher des Schlafgemachs, einen des Palastes, einen Vorsteher sämmtlicher Hausdiener, und den Befehlshaber der Leibwache. Uebrigens zogen sich nur die schlechtern Kaiser hinter eine Schaar von Aufwärtern zurück, die bessern hingegen, Vespasian, Titus und alle ähnliche, wie Trajan, Hadrian und die Antonine lebten wieder mehr oder weniger als einfache Bürger, giengen uneingeladen bei ihren Freunden, die freilich meist königlich eingerichtet waren, zu Tisch und empfingen eben so deren Besuche. Erinnert man sich wie niederträchtig jene einst so stolzen Patricier um die Gunst ihres Kaisers buhlten, so wird nicht auffallen, dass sie auch dem Gesinde schmeichelten, obwohl der Gebieter dies nicht erwarten mochte. So erklärt sich, dass Trajan einen seiner Knechte sogleich abzustrafen befahl als er ihn zwischen zwei Senatoren einherschreiten sah, eben so, dass Septimius Severus seinen Freigelassenen verbot sich in Staatsgeschäfte zu mischen, und es für unwürdig erklärte, blose Hofdiener in den Beschlüssen des Reichsraths auch nur zu nennen. Endlich fand sich Diocletian zu einer Art von Hofordnung veranlasst, welche ohne Zweifel nach persischem Muster entworfen, durch die byzantinischen Kaiser weiter ausgebildet wurde und von diesen allmählig, obwohl bedeutend vereinfacht, zu den abendländischen Fürsten übergieng. Sie hatte sich aus städtischem Zusammenleben an einem stehenden Hoflager

entwickelt. Diocletian behielt, obschon sich die Ursachen verändert hatten, die Wirkung bei, sofern er ebenfalls zahlreiche Hofdiener ernannte, welche ungefähr gleiche Ehre aber nicht gleiche Macht wie in Asien geniesend auch grosentheils unbeschäftigt vor dem Gebieter in Unterwürfigkeit wetteiferten, und alle Arten der tiefsten Ehrenbezeugungen erschöpften; sogar den Schuh küssten sie ihm, was jedoch Maximian abgelehnt hat. Dasselbe Völkchen suchte ausserdem seinen Herrn dem öffentlichen Leben zu entfremden, und ihm wie der Welt den Wahn beizubringen, dass Misbräuche zum Wesen der Einherrschaft gehören. Daher ist es, wie früher in Susa, so später in Constantinopel und anderwärts dem Staat, der Kirche und den Fürstenhäusern oft gleich verderblich geworden.

Im christlichen Abendlande hat vom ältern Hofwesen manches zuerst der Bischof von Rom angenommen, nur erscheint es hier unter einem kirchlichen Anstrich, der Gaffern für Gottesdienst gilt. Nicht blos Kastengeist, besondere Würden und groses Gefolge, auch die faltenreichen wallenden Gewänder mit ihren stechenden Farben, der Baldachin, unter welchem, die Sänfte, in welcher der Oberpriester getragen wird, die Wedel von Pfauenfedern, das Einräuchern, das Niederfallen, das Küssen von Hand, Knie, Fus, alles morgenländisch und schon in Ninive wohl auch in Memphis gebräuchlich, wie Denkmale zum Theil noch bezeugen. Unter den weltlichen Herren gab es während und nach der Völkerwanderung lange Zeit, bei den deutschen besonders, kein ständiges Hoflager. Der Fürst hatte

wohl Lieblingssize aber keine Hauptstadt, auf schlechten Wegen reiste er zu Pferd umher, seine Umgebung gieng vom Sattel aus, von Stiefeln und Spornen, nicht von Sandalen und Thürstehern; der Reitknecht war aber ein Freier, kein Slave, und gehörte einer Zeit an, wo man ohne Bügel zu Pferde sas; diesem Gebrauche sind bei feierlichen Aufzügen unsere Stallmeister noch jetzt unterworfen. Aus jenen geringen Anfängen schwangen sich später manche Diener in die höchsten Würden empor, besonders wenn ihnen wie den Karolingern gelungen war, ihre Aemter einigermaßen erblich zu machen. An eine Scheidung des Hofes vom Staate dachte man aber so wenig, dass in der merowingisch-fränkischen Zeit der Pfalzgraf oder oberste Richter, der Referendar oder Kanzler eben so zum Hause des Königs gehörten, wie der Marschal, der Seneschal und der vornehmste von allen der Major Domus. Ja im deutschen Reich war es ein Fortschritt und Beweis der kaiserlichen Macht, dass sowohl Stammfürsten als sämtliche Glieder des Herrenstandes ihr geheiligtcs Oberhaupt in manchen Fällen auch zu bedienen hatten. Seit den Ottonen, nachdem alte Verbindungen mit Constantinopel vielfach erneuert waren, erscheint ein Marschal, Truchsess, Kämmerer, Schenk und Schatzmeister des Reichs, in die geringern Stellen wurde dann, wie noch in von Langs Denkwürdigkeiten die Beschreibung der letzten Kaiserkrönung bezeugt, eine Menge der kleinern Vasallen aufgenommen, jene wichtigsten Hofämter aber blieben von nun an im Besiz der ersten Reichsfürsten, welche schon

vorher grose Stamm- und Staatsgewalt inne hatten. So weithin gehörte das ganze Reich mit allen seinen Würdeträgern zum Haus und Hof des Kaisers. Allein mit dem zweifachen Streben ihre hohe Gewalt sich zu sichern, und einem für geringer gehaltenen Hofdienste, wenn auch nur durch Stellvertreter sich zu entziehen, fanden es jene Herren vereinbar einen eigenen Hof aus eigenen Dienern nachzubilden. Schon seit Conrad II. durfte jeder der Mächtigsten die vier ersten jener Aemter ebenfalls in seinem Hause einführen, geringere Fürsten erhielten allmählig ähnliche Rechte bis auf Grafen, Aebte und Aebtissinnen herab. Zugleich wurde der Wirkungskreis des einzelnen Beamten abgegränzt, mit einer ausgeprägten Hofordnung trat jedoch erst das herzogliche Burgund hervor. In den Bewohnern jenes gesegneten Landes hatte die Entdeckung von mächtigen Steinkohlenlagern und andern Naturschätzen den Gewerbefleiss gehoben, es blühten dort Handel, Schifffahrt, grose gewaltige Städte, der Fürst war in Europa der reichste. Unter diesen Umständen gestaltete Herzog Philipp seinen Hof, um wegen der zahlreich gewordenen Diener Aufsicht und Ordnung besser zu handhaben, nicht aber um Stände oder andere Verhältnisse zu verletzen; wie hätte dies über sich und die Seinen derjenige vermocht, den schon die Zeitgenossen den Guten nannten, stiftete er doch einen Orden, nicht wegen der Seraphim, Erzengel oder des heiligen Geistes, sondern jenen Wollwebern in Brügge zu Ehren das goldene Vlies. Treu dem noch immer fortlebenden Geiste seines Volkes, andern in nützlichen Einrichtungen

voranzugehen, unterschied Philipp den Hof zugleich schärfer von der Staatsverwaltung, aber weit entfernt, ihn dieser entgegenzustellen, oder gar über sie zu erheben, beschränkte er ihn einzig auf den Dienst des Hauses. Dieser Schritt fand Anerkennung, obschon er missverstanden auch so erscheinen konnte, als sey der Hof das Einzige und Alles. Die burgundische Hofordnung wurde bald im befreundeten Spanien eingeführt, von wo sie doch nicht ohne Abänderungen nach Oestreich, und in einem andern Zweige wieder umgebildet auch nach Frankreich übergieng. Diese französische machte sich seit Ludwig XIV. immer allgemeiner geltend, in Deutschland zuerst an den evangelischen, dann auch an den katholischen Höfen, die Verbindlichkeit unserer Fürsten gegen den Kaiser blieb jedoch in dieser Hinsicht die alte, bis sie mit dem Reiche aufhörte.

Diesem allgemeinen Umriss lasse ich nun einige Belege aus dem frühern Hofwesen folgen, und zwar hauptsächlich nach Lünig's Theatrum. Erster Hofbeamte in Frankreich war der Grosalmosenier; zweiter der Obersthofmeister, der im Namen des Königs die ersten Huldigungseide empfing und zugleich über Kapelle, Küche, Keller, Waschhaus gesetzt war; dritter der Oberkämmerer, der Gesandte und andere zum Thron führte, und den ganzen Kammerdienst unter sich hatte, von Carl V. wurde diese Stelle in Spanien abgeschafft; vierter der Oberstallmeister und so fort. In ältern Zeiten sehen wir jedoch solche Beamte bisweilen ganz übergangen. Wenigstens hatte „Kaiser Friedrich III. zu seinem Botschafter bei Abholung der portugiesi-

schen Prinzessin Eleonora, seiner Braut, seinen Caplan, Magister Jacob Mozen ernannt, welchem die Prinzessin den 2. August 1451 sich angelobte. Bei der solennen Verlobung gabe der kaiserliche Procurator in Gegenwart des Königs, des ganzen Hofs und der vornehmsten Geistlichkeit und Adels, der Prinzessin einen Kuss, und steckte ihr einen goldenen mit Diamanten versetzten Ring an Finger. Der Kaiser hatte desswegen den Geistlichen zum Procurator genommen, weil die Ehe ein Sacrament seye, deren Austheilung nur einem Geistlichen zukomme.“ Dagegen musste die Aufwartung bei dem Fürsten selbst desto genauer besorgt werden. Der Oberkämmerer z. B. hatte jeden Tag wenigstens dreimal Dienst; bei Kaiser Leopold I. musste er Abends bleiben, bis dieser sich niedersezte und sprach: „morgen um 8 oder 9 verstehe, soll er wieder aufwarten.“ Wohlverstehend kam er am folgenden Morgen und klopfte mit dem Finger von ein Viertel zu ein Viertel Stunde an die Thür, bis diese sich öffnete. Dann überreicht er ein frisches Hemde dem Kaiser im Bette, und geht sogleich in das anstosende Gemach, wo er dem Gebieter die Nachtmüze abnimmt und ihm einen Schlafrock anlegt. Hierauf zieht ein Kämmerer dem Kaiser Strümpfe und Beinkleider an, letztere knöpft jedoch der Kaiser selbst zu. Liegt die Kaiserin in den Wochen, so schläft der Oberkämmerer in des Kaisers Gemach. In Frankreich reichte er dem König, wenn dieser im Nachtanzug war, die Reliquien, welche an einem Bande wie ein Wehrgehäng angelegt wurden; solche Reliquien trug auch der Vater des Regenten, wie aus den Briefen

seiner Gemahlin bekannt ist. Wer hier während des Anzuges Einlass begehrte, musste an der Thüre krazen, nicht klopfen. Hatte der Stallmeister die Spornen angelegt, so wurde vom Oberkämmerer das Frühstück dargereicht und kredenzt, in dessen Abwesenheit verrichteten Lakaien diese Dienste. Bei dem Mittagsmahl nahm derselbe Oberkämmerer oder auch der Oberhofmeister dem Gebieter Hut und Handschuhe ab, reichte ein Giesbecken und Handtuch oder ein genässtes Tuch auf einem Teller, rückte den Stuhl und gab den ersten Trunk, dann eilte er mit den übrigen an den Marschaltisch, die Kämmerer aber mussten den Fürsten weiter bedienen. Der König von Frankreich speiste gewöhnlich allein, Ludwig XVI., nach der Genlis, öfter mit der Königin, bisweilen mit seinen Kindern, der Gouvernante und dem Gouverneur. Leopold I. gieng an Galatagen ganz schlicht, sein Haus und Hof aber in Pracht. An grosen Festtagen mussten Kämmerer mit dem Hut auf dem Kopfe die Speisen auftragen und vorschneiden, auch wenn Ihre Majestät tranken, niederknieen und die Schale halten, der Obristhofmeister bot hier das Handtuch, rückte den Stuhl, und blieb hinter diesem während der Mahlzeit stehen. Bei der Bestattung des Herrn warf er seinen Stab in die Gruft, und begab sich damit seines Amtes, bis er vom Nachfolger wieder eingesetzt wurde. Uebrigens war in Frankreich noch ein Oberpanetier, der Gerichtsherr aller Pariser Bäcker, welche ihm jedes Jahr neu aufschwören, ein schön Stück Geld und einen Rosmarintopf geben mussten. Auch wurde dort bei dem heiligen Abendmahl der Wein nicht von einem

Geistlichen, sondern vom Oberschenken gereicht; der König hatte nemlich das Vorrecht des Kelches, entweder als ältester Sohn der Kirche, oder als Domherr von St. Peter in Rom.

Solche Aemter wurden mit denen des Staats durch die Rangordnung in ein mehr oder weniger verschiedenes Verhältniss gebracht. Eine gewisse Rangordnung ist, wie Friedrich Karl von Moser in seinem Hofrecht ausführt, nöthig, nützlich und anständig. „Anständig wegen des dabei mitverbundenen Respekts gegen den Regenten, nützlich wegen der Ordnung und Subordination bei Hof, und endlich nöthig wegen der dem menschlichen Herzen eingepflanzten Eigenliebe und Hochmuths, dessen allzustarken Ausbrüchen solcherlei Schranken gesetzt werden müssen. Die erste Consideration bei Bestimmung des Rangs geht auf das bekleidende Amt. Ein Edelmann, der sich auf nichts als seiner Mutter Leib berufen kann, hat zwar die Erlaubniss bei Hofe hinzustehen, standi in aula, aber er hat keinen Rang, er roulirt mit Niemand, als mit sich selbst. Doch wurde in Hildburghausen 1718 den adelichen Vasallen des fürstlichen Hauses der Rang zwischen den Titularräthen und dem Director Gymnasii angewiesen. Schon 1681 wurde von Herzog Christian zu Gottorf den Landräthen und Amtleuten der Rang vor dem Hof-Marschall und andern hohen Hofämtern ja sogar vor dem Canzlar und Geheimen-Räthen beigelegt. An andern Höfen ist zwischen allen Arten Bedienungen eine ziemlich gleiche Proportion gehalten.“ Friedrich I. in Preussen bestimmte 1705, wohl nach dem Muster der

dänischen Hofordnung von 1671: »er habe dieses Rang-Reglement abfassen und publiciren lassen, dergestalt, dass hiebey keine andere Considerationes, als die Chargen gelten, alle und jede unsere Bedienten auch, sie seyen Unadeliche, Adelige oder auch höhern Herkommens, allein nach der Aemter oder Bedienungen, welche sie von uns besizen, Qualität und geseztem Rang, in publicquen und privaten Zusammenkünften, die Stelle nach der Ordnung, wie wir selbige nach einander benennet haben, observiren und behalten sollen.« Einige Jahre später erlies Peter der Grose jene berühmte Rangordnung, welche, mit der preussischen auf gleicher Grundlage ruhend, in allen ihren Theilen genau vollzogen wurde, und noch immer, da sie, ohne Verletzung hergebrachter Rechte, jedem Verdienste glänzende Bahnen öffnet, von wesentlichem Einfluss auf die rasche Entwicklung der russischen Macht ist. In Frankreich, wo ein unersättlicher Hof den König und den Staat in's Verderben stürzen half, noch 1790 verschlangen vier Polignac jährlich 2 Millionen Livres, wurde 1830 eine Ordnung aufgestellt, die manchen ungenügend schien, ihrem Geiste nach aber mit wenigen Abweichungen der russischen, der ältern preussischen und dänischen entspricht.

Die Hofämter sind, wie man sieht, den übrigen Aemtern bald gleich, bald über- bald untergeordnet, gehen aber im wirklichen Dienst allen übrigen vor, wie in einer Festung der Befehlshaber, wenn er gleich nur Hauptmann wäre. Auch in den neuern Anordnungen ist die gesamte Dienerschaft nach gewissen Stufen abgetheilt, wobei der Kennt-

lichkeit wegen gewöhnlich die Gliederung der Kriegsbeamten zum Maase dient, so dass etwa der Vorstand eines mittlern Gerichtshofs mit einem Obristen auf gleicher Stufe steht. Die gerechte Abwägung aller solcher Verhältnisse tilgt auch jenen grellen Misstand, dass manche Staatsämter am Hof, manche Hofwürden im Staat nichts gelten.

Einige Hofämter, sagt von Moser, werden bloß mit Adel, andere auch mit Bürgerlichen besetzt. Ceremonienmeister gab es früher nur zu Berlin und Dresden, sie waren nicht von Adel. Friedrich Wilhelm I. hob dieses Amt wieder auf, entlies überhaupt viele Hofdiener, besonders Kammerherren, erklärte aber, er hasse bloß die nichtigen Gebräuche, nicht aber die Männer, welche bisher dazu verpflichtet waren.

Kämmerer, um diese nicht zu vergessen, gab es in Frankreich ursprünglich nur Einen, der im Zelte zu den Füßen des Königs schlief, kurz vor der Revolution aber sehr viele, was nach der Genlis den Italienern und Deutschen nachgeahmt ward, seit 1830 keine mehr. In Russland sind deren etwa 18, und zwar ohne hohen Rang; in England nicht einmal so viele, bloß Getitelte kennt man hier kaum. In Deutschland waren früher auch nur wenige. „Später ist es, wie von Moser bemerkt, ein bloßes Ehrenzeichen geworden, durch dessen Menge das erste Ansehen verloren gieng. Sie haben hohen Rang, sprachen ihn sogar vor den Reichsgrafen an, der ihnen aber bei der Wahl Leopolds I. abgesprochen wurde. Ihr zweiter Vorzug besteht in einem goldenen Schlüssel mit nach unten gekehrtem

Handgriff. In Wien waren einige dieser Schlüssel hohl und offen, für die wirkliche Dienste verrichtenden, andere geschlossen, für solche, die nicht zum Aufwarten gebraucht wurden. Besoldung haben sie gewöhnlich keine, dagegen andere oft sehr einträgliche Staatsämter, bei welchen der Kammerherr zu Gast geht. Ihre Ernennung ist oftmalen ein angenehmes Accidenz der fürstlichen Chatouille.“ In einigen Staaten dient dieses Accidenz, Colbert und Struensee erhoben es auch von andern bloß Getitelten, zur Unterstützung armer Gelehrten und Künstler, in andern hat es aufgehört. „Ehmals waren sie nur am Kayserlichen und Königlichen Höfen gemein, 1670 fand man diese Chargen bei denen Churfürsten und erst 1700 erhielten die alten Reichsfürsten das Recht, ebenfalls Kammerherren zu ernennen, wiewohl, heist es in dem Fürstenbescheid, dahin zu reflectiren, dass dieser Titul solchen Personen gegeben werde, die schon in einem hohen Rang oder Character, gleich Räthen, Generalwachtmeisters, Obristen, geringer aber nicht, stehen.“ Dieser Beschluss wurde aber im Widerspruch mit seinem schirmenden Sinne so ausgelegt, dass Kämmerer, wenn sie auch niemals irgend einen Dienst geleistet haben, den Obristen vorgehen; hieraus entstanden viele Misgriffe und Reibungen. In Schweden fand man freilich noch im vorigen Jahrhundert Reichsräthe, welche erst Kammerjunker waren. Dennoch wurde von Karl XII., „mit dem es nichts war“ nach damaliger Hofsprache, niemals ein Kammerherr zu Tisch geladen. Von Moser meint, „der beste unter den Kämmerern wäre als weltlicher Prediger, als Hofsirach

anzustellen“, klagt aber über die grose „Vermehrung der Hofbedienungen, besonders bei dem jezigen Kammerherren-Seculo.“ Derselbe sagt in seinem „Herr und Diener:“ „Mancher Fürst hat seine Freude an zahlreicher Dienerschaft, sein Hof zeigt an Festtagen ein strahlendes Heer von Kriegs-, Friedens- und Hofbeamten; dies soll einen hohen Begriff von der Macht des Herrn geben. Betrachtet man aber diesen Jupiter und seine Trabanten mit bewaffnetem Auge, so lebt der grösste Theil dieser gnädigen Herren in Hoffnung besserer Zeiten, der Flitterstaat deckt eine Brust voll Sorgen und Kummer, und kein Verständiger glaubt, ein armer Mann sey reich, wenn er von vielen noch ärmeren Leuten umgeben ist.“

Ja es gieng, auch andere Gebrechen der Höfe müssen wir beleuchten, besonders bei den kleinern Reichsfürsten, obschon der Wiener Hof sich durch Zucht und Ehrbarkeit vortheilhaft auszeichnete, leider sogar oft roh und wüst zu. Doch dürfen wir rühmen, dass die fürstlichen Frauen nicht erst von der Kaiserin Kunigunde an, welche vor ihrem Heinrich II. die Feuerprobe bestand, bis auf Maria Theresia, sondern auch bis in unsere Tage herüber mit kaum nennenswerthen Ausnahmen durchweg reine Sitte bewahrten. Und wenn manche Fürsten, in der irrigen Meinung vielleicht unentdeckt oder ungerügt zu bleiben, ihr Sonderleben beschimpften, so gab es doch immer auch solche, die höfischem Unfug zu wehren suchten. 1571 zürnt Landgraf Wilhelm zu Cassel über die „grosen Scharhansen in den guldenen Ketten am Hof.“ 1687 äusserte Ferdinand Albrecht von

Braunschweig: »Wisset, dass ich mich äusserst bemühet, meinen Hof in wahrer Gottesfurcht und Zucht zu unterhalten, nicht in Fressen und Saufen, Schwelgen, Huren und Buben, wie fast an den meisten Höfen in Deutschland in Schwang gehet.« Ueber Ernst von Gotha heist es in dessen Leben; il n'élevoit pas aux premières dignités que ceux, qui surpassoient les autres en sagesse, en savoir, en habilité et en mérite, jugeant que la vertu ne doit son origine qu'aux qualités de l'ame, et n'on pas à la race, dont on sort. Im achtzehnten Jahrhundert finden wir durch ganz Deutschland Hofordnungen, welche gewöhnlich mit den Rangordnungen verbunden, ernstlich auf Zucht drangen. Dennoch war mit dem äussern Zwang noch häufig grose Ausgelassenheit vereint, ja bisweilen wurden Unordnungen durch die Herrschaft selbst begünstigt. So sagte einst ein geistlicher Churfürst zu seinem Oberhofmeister, der ihm über Entwendung von Silberzeug klagte, ganz gelassen: »stiehl du auch.« Ausserdem brachte die Bevorzugung bald des Adels, bald der Kriegsbeamten neue Misstände hervor. »Es gilt, sagt von Loen, an Höfen besonders bei uns Deutschen der Adel nur allein. Der armseligste Fähndrich oder Dorfjunker, der auf der ganzen weiten Welt nichts anderes bedeutet, als dass er essen und trinken kann, und Herr Von heiset, wird daselbst ohne alles Bedenken dem ansehnlichsten Kaufmann vorgezogen.« Auch Nemicz bestätigt dies. »Ist jemand ein Soldat, so bleibt es wohl dabei, dass wann er im Felde oder in Besazungen sich befindet, derselbe seine subalterne Officiers, wenn es auch Prinzen und Grafen sind, zu

commandiren hat, kommt er aber an gewisse, von der Noblesse entêtirte Höfe, so muss ein unadliger Obristlieutenant oder Major leiden, dass sein adeliger Lieutenant oder Fähndrich den Pas vor ihm nimmt. Dieses ist nur von einigen kleinen, insonderheit gräflichen Höfen zu verstehn. Bei wohl eingerichteten Höfen gehen der Ordnung nach viele Unadelige, in Ansehung ihrer Bedienungen denen Adeligen vor.“ Jene Reibungen minderten sich nicht, als Friedrich II., um die zahlreiche schlesische Ritterschaft zu gewinnen, und in der Hoffnung, sein meist geworbenes Heer besser zusammenhalten zu können, nur noch Adelige zu Officiern ernannte, was bald im übrigen Reiche Anklang fand. Auch in Frankreich, wo man schon früher den preussischen Zopf angenommen hatte, wurde von Ludwig XVI., welcher nie den Degen führte, ja die Heerschau in seidenen Schuhen und Strümpfen abnahm, kurz vor der Revolution befohlen, dass nur noch in der Artillerie und Marine Bürgerliche zu Officiern vorrücken dürfen. Sogar die Frauen verlangten ausschliesliche Rechte. „Die geringste Fräulein, eifert von Loen, ist stolz genug, vor einer geheimen Räthin, wann sie nicht von Adel ist, den Rang zu nehmen. Es ist noch nicht lang, dass an einem gewissen fürstlichen Hof die Hofdamen ihre gewöhnliche Stelle in der Schlosskirche verliesen, weil sich eines neu geadelten, sonst würdigen Geheimen Rathes Tochter erkühnte, sich darauf einzufinden. Sie erachteten, zur reichsunmittelbaren Anhörung der Predigt des göttlichen Wortes befugt zu seyn.“

Man beruft sich in solchen Dingen gerne auf Ludwig XIV., und allerdings war einst der Hof von Versailles durch Glanz und Bildung der erste Europa's, war angestaunt als der Olymp einer weltlichen Gottheit. Gefiel sich aber der Beherrscher desselben in augenfälliger Pracht, so pflückte er wenigstens in seiner guten Zeit doch nur die Früchte der Klugheit. Gleichwie er nehmlich andere Körperschaften gedemüthigt hatte, eben so verlangte er auch von seinem gesammten höhern und reichen Adel, der niedrige kam nur selten zum Vorschein, möglichst stete Aufwartung am Hof, um ihn im Lande unschädlicher zu wissen, und alle Macht in Einer Hand zu vereinigen. Freilich hatte Ludwig nicht berechnet, dass um den Aufwand im Hoflager zu bestreiten, dieser Adel die eigenen Hörigen immer härter vielleicht bis zur Verzweiflung drücken werde, eben so war ihm entgangen, dass die Söhne und Enkel jener Menge, die er an sich zog, verarmen und zuletzt ihn oder seine Nachfolger aussaugen würden, wie ein Raupenheer, aus Schwärmen von Schmetterlingen entstanden, die Königseiche zu entlauben droht; allein den nächsten Hauptzweck, Verstärkung des Königthums, hielt er, wie Lemontey gründlich bewies, doch immer fest im Auge und wachte dabei unablässig über die Amtsführung seiner Leute. Auch die eigentlichen Hofstellen waren nicht zu leerem Gepränge eingeführt, sondern wegen eines Dienstes, der sich täglich, wie wir sahen, zum Theil mit Handleistungen befasste. Die höchsten Staatsämter hingegen wurden bloß nach der Brauchbarkeit besezt, wie denn ein Colbert, Louvois und

andere von dunklem Herkommen waren. Hat man auswärts diesen Hof zum Muster genommen, so geschah leicht, wie bei Nachahmungen öfter, und wie auch der Welt bei Nachahmung des Hofes geschieht, dass ohne gehörige Rücksicht auf Zeit, Ort und Mittel der Schein beibehalten, das Wesen misachtet, und Ludwigs oberster Grundsatz: der Herr macht die Diener, umgekehrt wurde, als machen die Diener den Herrn. Kein Wunder, wenn man unternahm, durch Höfe den Adel zu heben, statt ihn wie eben Ludwig zu zügeln, oder sachgemäßer Hof und Staat in unerlasslichen Einklang zu bringen. Noch wurde kein König gros durch seinen Hof, auch jener Ludwig wurde es nicht durch den Hof, wohl aber durch Staatsmänner, Helden, Denker, Schöngeister, Künstler, selbst durch Gewerbsleute seiner Zeit, aber auch wie Peter, Friedrich II. und ähnliche durch sich selbst.

Wenn nun auch vieles sich geändert hat an jenem Vorurtheil, so darf doch ein Ueberbleibsel desselben nicht unerwähnt bleiben, ich meine die Neigung des Hofes, sich für ausschliesslich zu halten. Mit Recht suchen alle in ihrem Beruf auch ihre Ehre. Das Maas der äussern Ehre, den Rang, welcher bei den alten Römern sogar auf den Marmor-sizen ihrer Schauspielhäuser eingegraben war, empfängt aber der Hof nicht durch sich, sondern durch ein Gesez, das ihn jedoch, auch wenn er die oberste Stelle einnähme oder überhaupt einseitig bevorzugt wäre, niemals zum Uebermuthe berechtigt, sonst würde er nicht blos den Argwohn der Welt unterstützen und mit ihr sich derselben

Uebergriffe schuldig machen, sondern er würde auch als fauler Fleck erscheinen, der einer gründlichen Heilung bedarf. Wie mit dem Ausschlieslichen, so verhält es sich auch mit einer Folge desselben, mit dem Vorgeben nemlich, vollwürdig könne ein Fürst nur im Kreise seiner Hofdiener erscheinen. Dies mochte eher gelten, als man unter Hof den Inbegriff aller öffentlichen Aemter verstand, mochte noch gelten, so lange Hof- mit Staatsämtern vereint waren, seitdem sie aber weislich abgedämmt sind, ist die Wirkung jedenfalls so vertheilt, dass einem besondern Dienstzweig keine geheime Zauberkraft inwohnen kann. Dies wird von der Wirklichkeit vollkommen bestätigt. Oder, wenn der Fürst in Mitte seiner erfahrensten Staatsräthe das Wohl des Ganzen erwägt, ist er darum weniger Fürst weil er keine Hofdiener beizieht? Wenn er bei Durchmusterung der bewaffneten Macht vom Kriegsdienste umgeben ist, wäre er entwürdigt, wenn keine Hofdiener mit ihm durch die Reihen reiten? Wenn dann bei einem Gastmahl das er gibt, für ihn und für die Gäste ein geordneter Hausdienst eintritt, ist er wegen dieses Dienstes vielleicht erhabener als vorher? Und wie, wenn er Officierscour hält, und ebenfalls ohne Hofdiener? Diese überall wiederkehrenden Thatsachen bekräftigen, dass der Fürst in voller Blüte seiner Würde steht, auch wo Hofdiener nicht mitdienen, obwohl sie an ihrer Stelle zu dienen haben, und dann zur Würde des Ganzen das ihrige beitragen, wann und wo es die Sache erfordert. Möchten die Anhänger des Hofvorurtheils doch bedenken, dass viele so gerne

zum Fürsten als ungerne zu Hof gehen, und dass der Fürst meist um so beliebter ist, je weniger er von Hofdienern abhängig erscheint.

Uebrigens steht in unsern Zeiten das Hofwesen von vielen Misbräuchen gereinigt da, sollte es auch nicht allen oft so verschiedenartigen Ansichten zu entsprechen, nicht jedes oft so abgeschmackte als hartnäckige und selbstgefällige Stadtvorurtheil zu besiegen vermögen. Es ist, abgesehen davon, dass hier insgemein sorgfältiger denn von manchen andern Schichten der Gesellschaft Zucht und Sitte als Ehrensache gewahrt wird, im Gegensatz zu seinem asiatischen Ursprung vor den Augen der Fürsten und Völker weniger wichtig als das Staatsleben geworden. Statt lezteres wie einst dort zu beherrschen, empfängt es vielmehr von diesem seine Gestaltung, und wird, wie in England mindestens schon seit den Stuarts, jezt allgemein sogar eifersüchtig bewacht.

Die höhern Aemter dauern dem Namen nach in herkömmlicher Weise, der Sache nach bei der Verbindlichkeit des Fürsten, Einheimische wie Fremde meist sogar wegen des Staats gebührend zu empfangen, zu bewirthen, zu ehren, als nothwendige fort, aber in engerem und in sofern auch würdevollerem Wirkungskreis. Jene leiblichen Dienste hörten entweder gänzlich auf, oder sie fielen längst grosentheils und ausschliesslich den Lakaien zu; auch speisen etwa seit der Zeit, als gewöhnliche Herren an ihren Tisch keine Hausdiener mehr nehmen mögen, die Fürsten häufig mit den Hofbeamten zusammen. Dagegen wurden wissenschaftliche Anstalten, welche ihr Daseyn

meist der Empfänglichkeit und Grosmuth unserer Fürsten zu danken haben, in manchen Ländern dem Hofstabe, unter welchem sie nicht immer gedeihen wollten, entzogen und staatlicher Aufsicht anvertraut, der Macht des Oberhauptes unbeschadet. Hinsichtlich der Rechtspflege endlich ist der ganze Hof, ohne eigene Gerichtsbarkeit zu besitzen, den Landesgesetzen unterworfen. Und so beschränkt sich der Umfang jener höhern Aemter theils auf das Ceremonienwesen, welches blos in Beachtung der vorgeschriebenen Ordnung und guten Lebensart beruht, also ganz einfach ist, und überdies bei Vorstellung der Gesandten oder im Lager öfter von obern Kriegs- wenn nicht von Staatsbeamten geleitet wird; theils aber bezieht sich jener Wirkungskreis auf die Verwaltung des fürstlichen Hauswesens, wobei jeder Vorstand nach dem Muster des Staats an einen bestimmten unter mehrere Gehilfen vertheilten Geschäftsgang gebunden ist. Gebührt dem Hof, wie man sieht, kein Merkmal weniger als das der Unveränderlichkeit, so ist eben so klar, dass seine Mitglieder ihre Stellen vollkommen ausfüllen können, ohne den Besiz aller jener Eigenschaften, welche für Gesetzgebung, Steuer-, Kriegswesen etc. ganz unentbehrlich sind, und wirklich hoffähig und hofwürdig machen; ist es daher dem Staat durchaus genügend, wenn ihm der engere Hof sich nicht entgegenstellt, so wäre auch ungerecht und kränkend, wollten Fürsten und Völker vom Hof mehr verlangen als billig. Immer aber stehen Hofämter dem Fürsten so nahe, dass sie ihm eine in manchen Fällen gewiss willkommene Veranlassung bieten, auch

Verdienste in besonderer Weise damit zu ehren. Wie gerne wird jeder Herr wünschen, zu einem Gesandten mit Cyrus sagen zu können: »wirf diesen Apfel in jene Schaar, wohin er auch falle, er trifft einen Vorzüglichen.« Welcher aber ähnliches nicht oder nicht durchgängig zu rühmen vermöchte, der sollte, über die Umgebung erhaben, um so weniger das Wort Ludwigs XVIII. vergessen: *il y a des défauts dont à la cour on fait des vertus pour les princes, et des qualités, qu'on leur impute à crime.*

Kommen wir nun auf Alfreds Verhältnisse, so ist wohl die nächste Frage, ob der Prinz sich nach dem Hof richten solle, oder dieser nach jenem? Wir werden beides bejahen müssen. Zwar erwarb sich der Hof, schon eine Vergleichung der Gemälde des Rabelais mit den Warnungen Guevara's würde jeden Zweifel niederschlagen, großes bei allen Ausgeburten noch glänzendes Verdienst durch Pflege von Kunst, schönen Wissenschaften und verfeinerter edler Sitte, dessenungeachtet ist er, wie ihm selbst bekannt, zum Erziehen eines Prinzen durchaus nicht berufen, ihn am Verziehen zu hindern ist sogar nöthig, genügt aber auch. Nur unterbleibt das Verziehen nicht dadurch, dass man den Prinzen flüchtet oder versteckt, sondern erst, wenn dem ganzen Hofe ausdrücklich zur Pflicht gemacht ist, weiter nichts als gute Lebensart zu beobachten. Hat ein Fürst bei Bildung seines Hofes auch selten freie Hand, so wird doch die Erfüllung jener Pflicht erleichtert durch den guten Ton, der solche Kreise jedenfalls hinreichend beherrscht, sie wird überdies verbürgt

durch das Bewusstseyn der Abhängigkeit, durch die Anwesenheit des Erziehers, mehr noch durch die des Vaters, und was vom Vater, gälte unerlasslich auch von der Mutter. Misbrauch ist allerdings möglich, ich stelle aber diesem Möglichen jene Bürgschaften gegenüber, frage wozu habt ihr sie denn? und führe den Fürstensohn an den Hof. Dass Jemanden einfallen könne, den Erzieher bei solchen Gelegenheiten vertreten oder den Prinzen zum angeblich würdigen Erscheinen mit einem besondern Dienst umgeben zu wollen, so niederträchtig und so vermessen ist im Ernste wohl Niemand. So niederträchtig nicht, weil dem Prinzen statt der heiligen Wahrheit ein leerer Schein untergeschoben und seine ganze Erziehung als eine bedauerliche Mummerei dargestellt würde, welche ihn doch endlich überzeugen müsse, es sey in keinem andern Heil, sey auch kein anderer Name zu finden, um fürstlich zu seyn oder zu werden, ausser in einem aufgedrängten Hofdiener; so vermessen nicht, weil es einem solchen Diener doch nichts nützt, dem Prinzen aber auch vor der unhöfischen Welt nur schadet; sodann weil ein solcher Prinz wenn erwachsen sich sehr oft mit einem Lieutenant begnügt, und jeden für unverschämt hielte, welcher deshalb ein würdiges Erscheinen zu bezweifeln sich unterstände; ferner weil die öffentlich anerkannte Stellung des Erziehers mindestens am Hofe eben so vollgültig ist als anderwärts, wäre dieser wirkliche Diener überflüssig, was wäre dann mit den übrigen wirklichen und gar mit einem scheinbaren? endlich weil Diener nicht die Herren im Hause zu spielen, sondern wenn

sie hofwürdig seyn wollen, sich zu bekennen haben: wer sind wir denn hier? Nichts, als wozu uns der Gebieter berufen hat, und dieser, namentlich unser Herzog sollte Unordnung dulden? Gleichwohl schien mir nicht ausserwesentlich, wie vorhin den Vater so hier den Sohn gegen falsche Ansichten zu vertheidigen.

Soll der Hof sich nach dem Prinzen richten, so verlange ich zugleich, dass der junge Herr die Ordnung erwiedere, also sich nicht vorlaut benehme, oder Diener seines Vaters wegwerfend handle, sondern auch hier bescheiden, aufmerksam und offen sey. Zur Vermeidung aller Kälte und Heuchelei trägt wesentlich bei, dass er keine vorgefasste üble Meinung gegen andere, namentlich nicht gegen Hofdiener habe. Mancher Bürgerssohn erhält bei sonst guter Zucht oft nur deshalb eine widerwärtige Richtung, weil er sich von Jugend auf als Meisterskind betrachten durfte, oder gegen Dienstleute seines Vaters eingenommen wurde. Bei entgegengesetztem Verfahren kann Alfred nur gewinnen. Anständiger Umgang mit Erwachsenen ist ihm besonders auch auf jener Altersstufe nöthig, wo der Knabe in den Jüngling übergeht, und sich einer um den andern gleichsam streitet. Während nemlich der Knabe seine wohlerworbenen Rechte noch nicht aufgeben, der Jüngling seine neuen Ansprüche noch nicht ganz bethätigen kann, sind unter sich zwar die Gespielen ausgelassener und wilder, gehen übrigens gerne Arm in Arm und schliesen sich überhaupt enger an einander; gleichzeitig neigen sie aber gegen Männer und Frauen zu einer Blödigkeit, welche

theils aus dunklen oft edlen Gefühlen, theils aus Selbstliebe hervorgeht, und leicht zu einer Scheu vor allem Ueberlegenen, öfter aber zu Widersezlichkeit gegen das Bestehende führt. Nichts geeigneter, eine solche Richtung abzulenken, als freundlicher Umgang mit Erwachsenen, und hiezu ist ausser einer würdigen Häuslichkeit der Hof wie geschaffen. Etlichemal in der Woche ein Stündchen, mehr dürften Zeit und Umstände ohnehin nicht gestatten, unter Hofleuten zugebracht, reicht hin um die gewünschte Wirkung hervorzubringen, besonders wenn diesen Verkehr irgend ein Spiel belebt an dem aber auch der Erzieher Theil nehmen muss. Karten, Würfel oder Schach wären freilich das lezte, allein man kennt ja anderer Unterhaltungen eine Menge; der Vorzug scheint mir jedoch dem Billard zu gebühren. Dieses übt nicht nur die Schärfe des Blicks und den ganzen Körper in Bewegung, Haltung, Anstand, Gewandtheit, sondern es reisst auch die Einbildungskraft hin, so dass der Spieler mit den Kugeln spricht, als wären sie beseelt, und doch muss er sich gesammelt halten um nicht zu fehlen. Beständiger Reiz und Gegenreiz zwingt ihn daher immer zur Selbstbeherrschung. Ausserdem ist dieses Spiel gerecht, so fern es Zufälle ausschliesst und jeden genau auf die Stufe seiner Fertigkeit stellt, ja es ist auch unter allen andern vielleicht das einzige, in welchem Stände und Alter so gänzlich verschwinden, dass Niemanden auffällt, wenn mit dem Kugeljugen ein Feldherr spielt. Auser dem Stosball dürfte auch der Schlagball zu empfehlen seyn. Die Unterhaltung damit, in England, besonders

aber in Spanien und Italien noch sehr beliebt, haben wir mit Unrecht aufgegeben. Manche unserer Höfe und Hochschulen hatten einst eigene Ballhäuser.

Uebrigens darf ich annehmen, der Prinz werde auch sonst mit Leuten von gesunder Erfahrung verkehren. Immer hat er jedoch, sey es an oder ausser dem Hof, jedem den gebührenden Amtstitel zu geben. Sie lächeln vielleicht, allein er schuldet jene Anerkennung seinem Vater, der solche Würden bestätigt oder verliehen hat, er schuldet sie den Würdeträgern selbst, welche damit eine oft sauer erworbene Stellung bezeichnet sehen; dabei mag er immerhin erfahren, welche Kenntnisse und Anstrengungen jeder bedurfte, um vor andern tauglich zu werden. Oder sollte er die Menschen nur nach ihrer Geburt, nicht nach dem beurtheilen und ehren, was sie durch sich und was sie dem Zeitalter sind? Sollte er die Beamten des Staats, des Heeres, der Kirche geringschätzen dürfen, die Verdienten mit Unverdienten auf gleiche Stufe setzen, letztere vielleicht bevorzugen und ein erniedrigendes Zeugniß von Unwissenheit oder von Vorurtheilen ablegen? Hiemit läßt sich, um ihn in alle Wahrheit zu leiten, ganz gut verbinden, dass Ehrgeiz zwar ein mächtiger Hebel, durch unaufhörliches Andringen doch manche Würden gewonnen hat, welche höher stehen denn der wirkliche Beruf, aber wenig mehr als verduftende Namen sind. Eben so wäre nicht zu verschweigen, dass mancher zur Annahme eines für ihn werthlosen Titels nur durch den allgemeinen Zug bestimmt ward; auch dass der Fürst kraft jenes Mittels eine Anerkennung gewähren

konnte, ohne das Gemeinwesen zu belästigen, dass aber eine verständige Aenderung wünschenswerth sey.

Nach Maasgabe des gewöhnlichen Ganges am Hofe sind auch die aussergewöhnlichen Fälle zu behandeln, zumal da letztere niemals unangemeldet kommen, also der Ueberlegung freien Raum lassen. In der Nähe betrachtet zeigt sich jenes Aussergewöhnliche nicht bloß als selten, sondern auch als zeitraubend, geräuschvoll, glänzend, ermüdend. Da es selten, so kann der Prinz nicht eher daran Theil nehmen, bis ihm die gewöhnlichen Verhältnisse geläufig sind; da es zeitraubend, so darf er nicht von Anfang bis zu Ende, sondern nur in gemessener, seine Geschäfte ehrender Frist anwesend seyn; da es geräuschvoll, so hat er sich dabei in ruhiger Ehrerbietung zu halten, und mehr zu beobachten, als mitzuhandeln; da es glänzend, so hat er zwar ebenfalls in seinem besten Anzuge zu erscheinen, weil man aber keine fürstliche Tracht mehr hat, eine kriegerische auf wichtige, ihm noch ganz ferne liegende Verbindlichkeiten hinweist, so muss der gewählte Anzug schlicht und anspruchlos seyn; endlich da es ermüdend, und zwar auf eigenthümliche Art, so bleibt er von allem weg, was ihn überreizen, schwächen oder abstumpfen könnte.

Hat er also den ersten Schritt am engern Hofe gethan, so nichts leichter, als in diesen Kreis bisweilen auch andere eintreten zu lassen; eben so wird er bei dem Vater Geschäftsmänner aller Art sehen, die er dann ebenfalls zu seinen Bekannten zählt, so dass ihm etwa bei einem Concert die

Mehrzahl bereits nicht mehr fremd ist. Erneuert und erweitert werden diese Entdeckungen, wenn er bei gröseren Gastmalen eine Viertelstunde vorher erscheint, um die Gesellschaft zu begrüsen, nach Erfüllung dieser Verbindlichkeit zieht er sich zurück. Sind diese Stufen durchlaufen, so kann er auch am Neujahrstag, wann der Vater die Glückwünsche selbst empfängt und erwiedert, als Zeuge gegenwärtig seyn. Auf die allgemeine Stille, mit der solche Feierlichkeiten beginnen, pflegen bald freundliche Mittheilungen zu folgen, die Rangordnung löst sich auf in zwanglosen Verkehr, und jetzt kann auch er daran Theil nehmen. Aber selbst Cour halten, durch lange Reihen von einem zum andern gehen und mit jedem sprechen, käme ihm keinesfalls zu; schon an sich eben so schwer als lästig, ist es unter allem das letzte, und noch immer früh genug nach dem einundzwanzigsten Jahre.

Treibt nur Eitelkeit nicht ihr verstecktes Spiel, und mit seinem Zögling kann auch der Herr Gouverneur glänzen wollen, so lassen sich eben so die übrigen Fälle ermessen. Bei dem feierlichen Empfang eines Fürsten oder Gesandten also wird er nicht anwesend seyn, sondern erst später, wann der Vater sich selbst in nähere Kenntniss gesetzt hat, als Angehöriger des Hauses erscheinen, jedoch das erste Mal wenigstens nur vorübergehend; bei Besuchen von längerer Dauer wäre die Tagesordnung einzuhalten. Auswärtige Fürstensöhne würde er zu sich und in den Kreis seiner Gespielen einladen; dabei ist noch die gewöhnliche Aufsicht zu schärfen.

Bälle sollte er, wie die meisten Jünglinge auch, kaum vor dem achtzehnten Jahre besuchen; nicht als wäre die Gesellschaft des andern Geschlechts zu fürchten, sie ist im Gegentheil nützlich, sondern weil auf Bällen ein bei allen andern Gelegenheiten verbotener Markt von weiblichen Reizen aufgethan ist, um junge Männer zu fangen, selbst die Blödsichtigen. Man gibt auch Kinderbälle, ein Hauptspass für Erwachsene, gewöhnlich vom Tanzmeister angezettelt. Obschon den Knaben weniger schädlich, als frühreifen gefallsüchtigen Mädchen, beginnen sie doch in einem Alter, welches solcher Reizmittel zu seinem Vergnügen nicht bedarf, und zu seinem Glück noch nicht daran denkt. Sie zertrümmern die Kinderwelt, ohne ihr Ersatz zu gewähren, und stumpfen ab für die gewöhnlichen Freuden; wie hohl ist der folgende Abend nach solchem Beginn der Enthäuslichung; überdies wird man damit gezwungen, die Leutchen möglichst bald auf grössere Bälle zu führen.

Auf ähnliche Art verhält es sich mit der Schaubühne. Kunst, von manchen als das höchste bewundert, ist mit ihrer Verkörperung von Gebilden der Einbildungskraft überhaupt nur auf die Empfindung der innigsten Einheit unseres geistigen und sinnlichen Wesens berechnet; unter Einfluss der Kirche mag sie noch für Edleres stimmen; die Schaubühne aber zielt nach Genuss, dem das Erhabene wie das Niedrige dienen muss. Man hält zwar auf einigen Anstand; was dennoch der junge Herr leicht einsaugen könnte, ist der Stolz. Sehr viele Stücke nähren ihn. Frühzeitiger Besuch des Bühnenhauses giest ausserdem ein falsches Licht über

die Wirklichkeit, führt verschönernd zu Träumereien, entfärbend zu Langweile und statt zu feinem Geschmack zu tödtlichem Kunstgeschwätz. Bei einzelnen vorzüglich ausgeführten Gesängen fallen diese Nachtheile weg. Desto weniger wird Alfred selbst bisweilen als Schauspieler auftreten. Cambacérés verbot solches Spielen in St. Cyr, freilich zum grosen Verdrusse der Campan, welcher die Genlis mit noch gröserem beistimmte. Allein die mögliche Förderung in Gewandtheit, Anstand, Geistesgegenwart bietet keinen Ersatz für den sichern Verlust an Zeit und Berufseifer, auch beweisen die gelungensten Leistungen auf Liebhaberbühnen unläugbar, nicht das Spiel mache für das Leben gewandt, sondern das Leben für das Spiel. Sorgen wir also zunächst für das Leben.

Dass kriegerische Ehren dem Prinzen erst später erwiesen werden sollen, lies sich kaum anders erwarten, er muss sich doch frei bewegen und umsehen können ohne donnerndes Heraus. Verstand ich richtig, so darf die einzelne Wache ihm das Gewehr auch nicht anbieten, wohl aber grüsend vor ihm anziehen.

Sehr zweckmässig finde ich, dass Alfred, wie mir der Herzog ebenfalls sagte, bei Eröffnung des Landtages sich mit Ihnen ohne alles Gepränge in der fürstlichen Halle einzustellen hat. Wo das gesammte Vaterland vergegenwärtigt ist, darf der erste Sohn desselben nicht fehlen. Findet alsdann ein Gastmahl statt, so wird er sich vor dem Beginn desselben ebenfalls für einige Augenblicke zeigen, wenn er nemlich auch bei andern solchen Veranlassungen erscheint.

Einzelne Mitglieder werden vielleicht fremdeln, andere dem Vater durch den Sohn um so lebhaftere Anerkennung bezeugen, je weniger sie etwa mit einzelnen Schritten der Verwaltung übereinstimmen, wie dem auch sey, jede Vorsicht, die wir sonst beobachten, tritt auch hier ein. Sie wird wie überall um so wirksamer seyn und allmählig verschwinden können, wenn die Leute nur immer wissen, was sie zu thun haben. Desto nöthiger ist, die Grundsätze, welche auf Alfred anzuwenden sind, bei jeder schicklichen Gelegenheit offen zu bekennen. Also hier: was du nicht willst, das deinem Sohn geschicht, thu auch dem Sohn des Herzogs nicht. Dies verbreitet sich eben so schnell, als es willkommen ist und wird noch besonders nützlich bei Ausgängen oder bei Reisen.

Kleine Reisen im Lande macht Alfred am besten zu Fuß oder zu Pferd, ganz im Stillen, aber mit Ortskundigen, etwa mit Förstern, Baumeistern etc. Einzelne Reisen mit dem Vater durch das Land zeigen ihm diesen im unmittelbaren Verkehr mit dem Volk und das Volk in dessen rührender Hingebung an den Landesvater; nur müsste durch bestimmte Befehle vorgesorgt seyn, dass dem Sohn als blosem Zeugen keine Huldigungen dargebracht werden, die etwa über Blumen oder Früchte hinausschweiften. Würde ihm dennoch einmal zu viel Ehre erwiesen, so bleibt nichts übrig, als die Wiederholung zu hindern, zugleich aber ihm selbst jenes Zuviel geradezu als solches zu bezeichnen, hingegen vor solchen Leuten warnen, hiese zum Schlimmen noch Schlimmeres fügen,

Wir wollen also den Fürstensohn, wie Sie lezthin richtig bemerkten, weder ängstlich von allem zurückhalten, noch ihn bedachtlos an allem Theil nehmen lassen, sondern in gewöhnlichen und ungewöhnlichen Fällen die äussern Umstände, welche sich darbieten, zu seiner Ausbildung benützen, indem wir das Nachtheilige jener Umstände vermeiden, das Vortheilhafte derselben an uns ziehen.

Dem Herzog wiederholt meine innigste Ehrfurcht.

Dielizsch an Hartwig.

Ihre Vorschläge erhielten vollen Beifall, waren auch, wo wir sie noch anwandten, von erwünschtem Erfolg. Reisen mit dem Vater, jedoch unter den bezeichneten Einschränkungen, sind wohl für Niemanden erhebender, als für einen heranwachsenden Prinzen; jene vielfache ungeheuchelte Herzlichkeit, die sich dabei aus dem Munde des Volks kund gibt, ist ein bleibendes Zeugniß, das in dem jungen Gemüth als ehrwürdige Urkunde niedergelegt wird. Wie wir auch anfiengen, am Hofe zu spielen, war die Heiterkeit dort allgemein. Snätlinge besonders, obschon sie wöchentlich nur einmal zu erscheinen hat, freute sich wie ein Kind, dass man aus Alfred keinen Karthäuser mache; sie hofft, es komme noch besser, das hoffen wir auch. Mit vielem

andern ist sie freilich nicht einverstanden. So wünschte sie an fürstlichen Geburts- oder Namenstagen eine glänzende Cour; der Herzog hält sich aber an den seinigen, wenn keine Staatsrücksichten eintreten, in der Stille und gewöhnt auch seinen Sohn hieran, weil man die Selbstsucht, welche das ganze Jahr hindurch niedergehalten werde, nicht an einzelnen Tagen auf den Thron erheben könne, ohne sich zu widersprechen und alles umzustosen. Es durfte daher unserm Alfred mündlich Niemand Glück wünschen ausser dem Diener, den Gespielen und mir, andere Bekannte nur dann, wenn sie ihm zufällig begegneten. Vom Hof wurde dasselbe beobachtet. Der Herzog aber war an solchen Tagen ganz Vater; er theilte unser Morgengebet, frühstückte oder speiste mit uns, gab bald geringere, bald grössere, immer aber blos nützliche Geschenke, und hatte noch einen Ausflug oder irgend ein anderes Vergnügen bereit. Auf ähnliche Art, nur glänzender, wurde auch der Christabend gefeiert. Für letztern durfte Alfred selbst vorschlagen, womit er die Gespielen oder andere, namentlich die Kinder seines Dieners zu bedenken wünsche. Auch die Kunst zu geben, und auf wohlthuende Weise zu geben, bedarf vielfacher Uebung. Eben so durfte er seinen Vater und die Gespielen an ihren Festtagen mit irgend einer Aufmerksamkeit erfreuen.

Mit solchen Schritten im Einklange begann endlich, ob-
schon über ein Jahr später als sonst gewöhnlich, die Vorbe-
reitung zum heiligen Mahl. Während derselben, auch Hermann
nahm daran Theil, blieben alle übrige Arbeiten unterge-

ordnet, einige wurden ganz ausgesetzt, der Geistliche hatte freie Hand über unsere Zeit. Sein Einfluss, mit Dank gegen Gott blicke ich auf diese unvergesslichen Wintermonate zurück, war in den jungen Seelen von sichtbarer Wirkung. Als sie hierauf an jenem feierlichen Tage vor dem Allgegenwärtigen freudig ihren Glauben bekannten, und knieend die Einsegnung empfingen und ein weicher Gesang sich in den Worten ergoss: Weichet nicht, Weichet nicht, da durchwehte uns alle eine heilige Rührung. Sie erlassen mir die Beschreibung des Unbeschreiblichen, überdies war ich gänzlich überwältigt und hätte mit Wonne sterben mögen. Gäbe es etwas Höheres im Erdenleben, als Augenblicke, welche das Menschliche unmittelbar in das Göttliche tauchen? Auch unsere Gertrude, bereits ein ehrwürdiges Mütterchen, theilte die Feier. Gegen Abend kam sie wieder und überreichte dem ehemaligen Pflegling, der ihr immerfort Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben, in Gegenwart des Herzogs ein feines Kästchen von Elfenbein. Dieses habe sie einst sogleich nach Alfreds Taufe erhalten, mit dem geheimen und bisher geheim gehaltenen Auftrag, dafür zu sorgen, dass es am heutigen Tag Ihm zugestellt werde; es sey ein Geschenk seiner seligen Mutter mit einem ihrer heiligsten Wünsche, den diese noch eigenhändig niedergeschrieben. Das Kästchen war mit dem Siegel der Herzogin verschlossen. Nach seiner Eröffnung zeigte sich zu unser aller Erstaunen, in grüner Seide gebettet ein Abguss von Gyps, das rechte Händchen des kleinen Alfred, daneben ein Zettel mit den

Worten: Lieber Sohn, gedenke der heiligen Weihe ; auch der Mutter gedenke, wie sie segnend deiner noch jenseits gedenken wird, und das Händchen des unschuldigen Täuflings rufe dir lebenslang zu : Stets Zum Rechten Gebrauch.

Am folgenden Tag giengen wir auf das Land. Hier sagte mir der Herzog, mancherlei Geschäfte veranlassen ihn, den ganzen Sommer hindurch abwesend zu seyn; Alfred solle unterdess einen Ausflug in die französische Schweiz machen, und auch den nächsten Winter dort verweilen, wenn die Veränderung zusage. Unter fremden, unabhängigen vielleicht etwas stolzen Menschen lerne man Kraft gegen Kraft sezen, andere wie auch sich selbst besser beobachten, und sich freier bewegen als unter den Dienern des väterlichen Hauses. Sey Alfred bisher nicht im Mistrauen, sondern im guten Glauben an die Umgebung erzogen worden, so müsse er jezt die Welt wie sie ist allmählig kennen lernen; fienge man damit an, im eigenen Hause Schattenseiten zu enthüllen, so würden unvermeidlich manche edle Gefühle und Gesinnungen verletzt, unter fremden Menschen sey dies weniger zu fürchten. Ueberdies stehe derselbe in einem Alter, von welchem Niemand Vollkommenes erwarte, und dessen Fehler offener zu verstehen gegeben aber auch leichter verziehen werden, später führe die Welt strengere obschon geheimere Rechnung. Seiner künftigen Selbständigkeit wegen, schloss der Herzog, werden Sie also mit Alfred reisen, und zwar so bald als möglich.

Ganz überrascht bekannte ich offen meine gerechte Furcht vor der grosen Verantwortlichkeit, und bat, wegen nicht

vorherzusehender Ereignisse uns noch einen Gefährten beizugeben.

Lächelnd erwiederte er, einen solchen könnten ja auch oder zuerst Unfälle treffen, dann würde ich doch wieder so allein seyn als ohne denselben, oder vielmehr das Uebel wäre nur gröser. Träfe es aber seinen Sohn, so können wir doch sämmtlich nicht helfen, man finde dort gute Aerzte, auch dürfe uns Hermann begleiten. Jünglinge wie Alfred seyen im sechzehnten Jahre reif genug, noch weitere und beschwerlichere Reisen ganz allein zu unternehmen. Hiemit sey jedoch nicht gesagt, dass Alfred für unabhängig zu erklären oder als fertiger Mann zu behandeln wäre. Jezt wo die erwachenden Leidenschaften zu manchen verderblichen Genüssen reizen und gerade den edelsten Kräften tückische Schlingen legen, jezt bedürfe derselbe mehr noch als früher der vertrauten Führung um hauptsächlich seine Grundsätze zu befestigen und anzuwenden. Sein Stand, den vielleicht manche zum Vorwand einer falschen Leitung benützen oder dem Wahn einer ungebundenen Stellung opfern möchten, dieser Stand verlange unbedingt, das Wesen festzuhalten, statt dem Scheine nachzujagen. Meine Wirksamkeit müsse also dieselbe bleiben, nur erhalte sie von Jahr zu Jahr immer grössere Bedeutung, ein Wechsel des Aufenthaltes ändere hierin nur wenig. Indess gebe er zu, dass ein junger Wundarzt als Kammerdiener angenommen werde, der jedoch, wie sich von selbst verstehe, weder bei dem Aus- noch Ankleiden helfen, sondern weiter nichts zu thun haben solle, als mit auszureiten und täglich einige

Stunden im Vorzimmer zu sitzen, wo er unsern kleinen Haushalt leiten und noch für sich arbeiten könne.

Nach kurzer Vorbereitung reisten wir ab. Jenes Kästchen hatte Alfred sorgfältig eingepackt, mit der Versicherung, es solle ihn künftig überall hin begleiten. Seine Meinung, wir würden nur während des Herzogs Abwesenheit einige Theile der Schweiz bereisen, erleichterte den Abschied. Wir nahmen den Weg über Mainz, Worms, Speier, Strasburg, Basel im lachendsten Frühling, dem weiter nichts fehlte, als zu den Blumen auch Früchte wie der verheisenden Jugend. Was war aber nicht alles zu sehen. Jener stolze Strom zwischen den prachtvollen Geländen, jene rührigen Menschen zu Berg und zu Thal, jener Reichtum an kostbaren Denkmalen der Gegenwart und der Vorzeit. Mainz allein hätte uns Wochen lang beschäftigen können; die Schiffbrücke, der Hafen, die Dampfschiffe, die Alterthümer, der Dom, die Bildwerke, die Festung, die österreichischen und preussischen Krieger, unermesslicher Stoff für einen Jüngling, der von allen solchen Herrlichkeiten fast noch keine gesehen hatte. Wir gaben uns erst dem Zauber des allgemeinen Eindrucks hin, untersuchten dann Einzelnes genau, versparten aber nicht ohne Entsagung manches auf eine spätere Zeit, welche uns vielleicht auch vergönnt, die gesegneten Fluren der andern Rheinseite zu bewundern. Nichts störte dort unsern Genuss, ausser in tiefer Nacht ein vielstimmiges abscheuliches Geheul, wie von einem Schock Seehunde, Matrosen, wie man uns sagte.

Alfred begann sogleich ein gedrängtes Tagebuch, das er jeden Abend bereicherte, obwohl es öfter auf unsere Reisewerke verwies, die wir fleissig benützten. Schon dies gab Veranlassung, jene Hast zu mäsigen, mit der in fremden Städten viele von einer Merkwürdigkeit zur andern rennen, bedachtlos sich dem ersten Hauche der Versuchung überlassend. Da es für Alfred zur Lebensaufgabe gehört, das Wohl von andern wie sein eigenes zu fördern, so hat er mit Hermann abwechselnd auf dieser Reise auch für seine Diener zu sorgen. Wenn solche Leute vielleicht Tage oder Nächte lang allem Wetter ausgesetzt, von ihrer Herrschaft bei der Einkehr oft noch verwahrlost und gekränkt werden, so dankten ihm die seinigen mit unbezahlbarer Treue, als sie sahen, dass er ihr Unterkommen und Wohlergehen überwache. In den Gasthöfen wählte er, unter fremdem Namen reisend, für uns die Zimmer, und bezahlte die Rechnungen. Eben so hatte er zu besorgen, dass nichts liegen blieb, dass der Wagen, wenn wir uns dessen bedienen mussten, ordentlich bepackt und bespannt, endlich dass die bestimmte Zeit der Abfahrt eingehalten, und dass nicht zu rasch gefahren wurde, auch konnten sich die Herrchen fleissig üben, mit Anstand ein- und auszusteigen, was man so oft vernachlässigt sieht.

Endlich kamen wir denn wohlbehalten am Ort unserer Bestimmung an, gleichsam strozend von den empfangenen Eindrücken. Wir wohnen und speisen bei sehr gebildeten herzlichen Leuten, und werden so ganz als Glieder des Hauses behandelt, dass sich Alfred bald eingelebt hatte;

auch folgten schnell viele andere Bekanntschaften, es herrscht hier noch die alte angenehme Geselligkeit. Obschon nie anders, denn Prinz genannt, wird er von den Hiesigen doch nicht als solcher behandelt, sondern wie es sein Alter und ihre Art erfordert; viele dieser Freistädter halten sich seit Rudolph von Habsburg noch immer für etwas Ebenbürtiges. Manche derselben, besonders unter den Frauen, haben jedoch wunderliche Vorstellungen von deutschen Fürsten; diese gelten ihnen allein für Freie, wir übrigen für eine Art von Slaven, auch meinen sie, was unsere Fürsten vorzügliches haben, komme denn doch hauptsächlich von Schweizern her. Diese Frauen vergessen nur, dass man in ihrer eigenen Heimath gewöhnlich staunte, wenn erfahrungslose junge Leute, kaum der Muttersprache mächtig, dorthier zu Erziehern und Erzieherinnen verschrieben, oder wie sie sagen, erbeten wurden; sie vergessen, dass solche Leute vollkommener zurückkehren denn giengen, und mehr an sich als an andern geschliffen haben, wohl auch zu schleifen hatten; vergessen endlich, dass ihre feinere Sitte, wo sie sich findet, durch regen Verkehr mit dem Ausland, besonders aber, sonst wären sie von Klauen und Hörnern wohl nicht sehr verschieden, durch Aneignung des Höfischen erhalten wird. Mit ihrem eigenen kleinen Staat vielleicht noch besser als mit der Küche vertraut, kennen jene Herrinnen doch vom innern Leben der auswärtigen meist nichts, selbst die gebildetsten beschränken sich gerne auf den Almanac de Gotha, wissen aber kaum etwas vom Thüringer Wald, und eben so wenig davon,

ob unser Herzogthum diesseits oder jenseits desselben liegt. Alcibiades mochte, wie er seine Güter nicht auf der Landkarte fand, kaum überraschter gewesen seyn, als unser Alfred es war, wie er Leute traf, welche seine Heimath kaum dem Namen nach kannten, und ihm, er fühlte es wohl, in andern Dingen doch überlegen waren. Hatte er sogleich anfänglich vieles von der Rheinreise zu erzählen gewusst, so suchte er jezt auch sein Vaterland mehr hervorzuheben. In lebhafter Erinnerung an die frühern kleinen Reisen schilderte er in einzelnen Zügen das Schöne, welches er dort gesehen, die Liebe und Freude, welche er gefunden, und die guten Menschen, welche da wohnen. Er beschrieb einige ihrer Trachten und Gebräuche, erzählte von ihren überlieferten Sagen und Thaten, wusste auch den Inhalt etlicher Volkslieder anzugeben, und lud die Freistädterinnen ein selbst hinzureisen sie würden es gewiss nicht bereuen. Diese bei aller Liebenswürdigkeit doch gewöhnt, die Landleute ihres Cantons übermüthig und fast als hörige Unterthanen zu betrachten, schienen über solche Aeusserungen eines Prinzen befremdet, sagten jedoch halb zu, später einmal sich zu den Deutschen hinauszuwagen, und die wunderbaren Dinge selbst zu betrachten; für jezt aber freuen sie sich, ihn hier zu sehen, und hoffen, auch bei ihnen werde es ihm nicht misfallen. Seine Bitte, von ihrer Vaterstadt zu erzählen, gewährten sie mit der grösten Bereitwilligkeit, schlüpfen aber unverkennbar über manches hinweg und hatten nur schwankende Antworten, wenn er etwa wissen wollte, warum sie so gerne sich vom Volke

absondern, warum es so viele Unruhen bei ihnen gebe, oder weswegen jeder Canton die benachbarten gering schätze? Die Art seiner Fragen bewies freilich mehr Wissbegierde als Gewandtheit, allein man hielt diesen Mangel zu Gute, und lies ihn fortwährend an allen Zerstreuungen theilnehmen. Dieser Umgang wird noch werthvoller durch das ehrbare Wesen, welches bei aller Freiheit die hiesigen Verhältnisse mit reinem Lichte durchdringt. Alfred ist unter Beobachtung der nöthigen Rücksichten, nicht zu früh, noch zu spät zu kommen, nicht zu lange zu verweilen und überhaupt nicht lästig zu seyn, täglich bald in diesem, bald in jenem Hause, und sogleich auf den Beinen, wenn er etwa ein Tänzchen vorschlagen hört. Dieses Vergnügen wird sogar häufig genossen, doch, und besonders um nicht vom frühen Aufstehen abzuhalten, nie länger als höchstens anderthalb Stunden, immer in sehr anständiger Tracht und auf französische Weise; so trieben es die Alten, so treiben es die Jungen, und Alt wie Jung wiegen sich in glücklicher Vergesslichkeit gewöhnlich auf demselben Strom der Freude.

An heitern Tagen besuchen wir das eine oder andere jener lachenden Landhäuser, welche das Städtchen rings umschliesen und wie mit einem Brautkranze schmücken. Die geschmackvollen Gärten daselbst werden meist von Frauen gepflegt, deren viele die Gewächskunde verstehen, und noch in reifern Jahren am nie alternden Frühling dieser Blumenwelt sich ergözen. Mit Vergnügen nahmen sie wahr, dass Alfred die meisten ihrer Lieblinge kenne, und mancherlei

davon zu sprechen wisse, fand er gleich einzelnes Neue eher selten als schön. Wurde ihm aber versichert, auf deutschem Boden wachse doch vieles nicht, was im hiesigen gedeihe, so sah er sich auch hier noch im Norden der Eisberge und vermisste die Palmen; Alpenrosen? bei uns blühen sie auch, nur etwas früher. Ueberhaupt suchte er jener Vorliebe für ihre heimische Erde, womit diese Leute den Fremden zu kirren suchen, irgend ein Gegengewicht anzuhängen, jedoch ohne verletzen oder das Gute miskennen zu wollen. Da er ausserdem auch die Waisenpflege, eine Kleinkinderschule, das neu eingerichtete Arbeitshaus besuchte, Anstalten, welche als Gegenstände des öffentlichen Lebens hier in den feinsten Gesellschaften vielseitig erörtert werden, so fieng man an, zu glauben, der junge Prince mache eine kleine Ausnahme von den vielen Herren Deutschen, welche Träumer und Schwärmer seyen, deren jeder die Schuld auf den andern schiebe, was man einer Frau von Staël doch nachsprechen dürfe und noch täglich in allen Zeitungen bestätigt finde. Die Meinung von seiner Anständigkeit litt keinen Abbruch, als er anfieng in Werkstätten zu gehen, um hier manches aus der Quelle zu schöpfen, wovon er früher nur gehört oder noch gar nichts gewusst hatte. Solche Besuche veranlassten ihn oft zu fragen, woher man die Grundstoffe erhalte, wie lange und durch wen das Geschäft gegründet sey, wohin die Waaren gesendet, auf welche Art die Gelder bezogen oder neue Absatzwege gefunden werden, wie gros der Gewinn sey und wer ihn hauptsächlich beziehe, die Stadt, ein Unternehmer oder die

Arbeiter? Dabei versäumte er nicht, den Gottesdienst zu besuchen und die Geistlichen, welche hier in grosem Ansehen stehen, gleichfalls zu ehren. Auch einem Volksfest hat er angewohnt, behauptet jedoch, der Name sey unrichtig, nur die städtische Einwohnerschaft, nicht das ganze Volk nehme ja Theil; übrigens gab er sich dabei allen Ergötlichkeiten hin wie ein Eingesessener, der nie am Rhein und nie in einem Herzogthum war.

Den machthabenden Landammann, ich kannte ihn noch von der Hochschule her, besuchten wir sogleich nach der Ankunft, gehäufte Geschäfte vergönnten ihm aber nur selten in der Gesellschaft zu erscheinen, für deren Zierde er galt. Vor einigen Monaten jedoch gieng seine Würde auf den Nachfolger über, und seitdem erfreuen wir uns oft seines belehrenden Umganges. Alfred, der also in ihm einen Mann sah, welcher von der Oberleitung des Staates als einfacher Bürger zum häuslichen Heerd zurückgekehrt war, bemerkte demselben einst, es sey doch Schade, dass ein Herr, dessen Verwaltung jedermann rühme, nur ein Jährchen am Ruder bleibe; aus Liebe zum Vaterland müsse ein solcher selbst wünschen, mit seinen Kenntnissen und Erfahrungen lebenslang zu nützen. Allein unser Freund wusste ihm darzulegen, dass Einrichtungen dieser Art den Stolz der Mitbürger verletzen würden, hier halte sich jeder für befugt, nöthigenfalls zu befehlen, wolle Einer sich über die andern erheben, er würde grimmige Eifersucht wecken und ihr unfehlbar zum Opfer fallen. Auch stehe der Gebietende zum Theil nur scheinbar an der Spitze, mächtig zwar durch die Geseze

sey er ganz zweckmässig gehindert, ungestraft Böses zu thun, allein um Gutes zu stiften, sehe er sich oft von Neid umlagert und durch schlimmen Willen anderer gelähmt. Gewöhnlich wünsche sich jeder Glück, wenn seine Dienstzeit abgelaufen, und dieser Fall sey auch der seinige.

Hiedurch ermuthigt äusserte Alfred, schon oft habe ihm manches in der Einherrschaft vollkommener denn in Freistaaten geschienen, daher sey auch Fürst besser denn Landammann. Jener erwiederte, Niemand könne läugnen, dass die meisten heutigen Freistaaten in Gesetzgebung, wissenschaftlichen und andern grosartigen Anstalten weit ja oft um einige Jahrhunderte hinter den Erbstaaten zurückstehen, auch werden sie in mancher Hinsicht ihren Nachbarn wohl niemals gleich kommen. Ueberdies seyen die verderblichen im Freistaat einheimischen Reibungen zwischen Stadt und Land so lange unheilbar, als man hier wie dort sich nicht zu gesunden Staatsbegriffen aufschwinge. Jezt fehle es der Obrigkeit an Selbstvertrauen wie an Kraft, statt für das Allgemeine durchzugreifen, müsse sie den Einzelnen möglichst schonen und dessen Selbstsucht pflegen; alle seyen nur auf sich bedacht, nicht jeder, sondern keiner kehre hier vor seiner Thüre; ja glänzende Gaben, Thaten, Verdienste wecken den öffentlichen Argwohn und führen noch wie einst leicht in Verbannung und Elend. Alles dies sey anders, zum Theil gerade umgekehrt in der Einherrschaft. Man tadle deren grössern Aufwand, allein, da jede innere Umwälzung wenigstens nach den Rechnungsheften von England und Frankreich ungeheure Kosten

verursache, da besonders gegenwärtig der Wohlstand des Staats wie des Bürgers blos auf dem öffentlichen Vertrauen beruhe, da dieses Vertrauen den Werth aller Verkehrsmittel unendlich steigere und in der Einherrschaft seine sicherste Bürgschaft besize, so sey auch eine solche Verfassung in der That wohlfeil und werde dies verhältnissmäßig immer mehr, wenn geordnet und nicht eroberungssüchtig. Finde aber die Gesammtheit bei einer stetigen Staatsverwaltung leichter als bei einer vorüberschwankenden die Mittel zur Besserung ihrer Lage, so werde in allen Verständigen auch die Liebe zum erblichen Oberhaupt genährt, und durch diese eine neue Quelle des öffentlichen wie des besondern Wohls erschlossen. Den Gedanken, mit einem angestammten guten Fürsten zusammenzuwirken, begleite in den Eingebornen zugleich ein erhebendes, ehrendes, wohlthuendes Gefühl, und für jeden, der Tugenden zu schätzen wisse, sey das lebende Bild der Gerechtigkeit und Mäßigung erquicklicher, als ein Beamter von gestern mit dem Gesezbuch in der Hand. Ganz natürlich unterstütze daher, wenn nicht gegen seinen eigenen Vortheil von arglistigen Umtrieblern aufgewiegelt, das Volk die wohlmeinenden Fürsten, und hefte an ausgezeichnete wie allbekannt sogar seinen Ruhm. Sey also die Einherrschaft eine vorzüglichere Anstalt zur Macht und Sittlichkeit im Großen, so seze der Freistaat doch seiner weltlichen Gebrechlichkeit eine kirchliche Strenge nebst der öffentlichen Meinung entgegen, und gleiche damit vieles wieder aus. Welcher Beruf leichter sey, der des Fürsten oder der des Landammanns, wolle er nicht entscheiden, schwer scheine

ihm jeder. An Geseze sey auch der Fürst gebunden, wie der Landammann, mit Hindernissen habe auch er zu kämpfen wie dieser, einer wie der andere müsse seinen Beruf erfüllen und den guten Willen der Untergebenen, durch welchen man allein glücklich regiere, mit Umsicht gewinnen. Ausserdem führe auch in jenen Staaten das Volk seinen eigenthümlichen Stolz, einen Stolz, der meist zwar gerecht und klug genug sey, den Fürsten um die Herrschaft nicht zu beneiden, aber auch entschieden genug, sich gegen Misbräuche dieser Herrschaft zu sträuben. Uebrigens wäre in Freistaaten eine längere Dauer der Amtsgewalt in sofern wünschenswerth, um das Räderwerk des öffentlichen Lebens in einen etwas gleichartigern Gang zu bringen; zwar geschehe manches Gute, allein der Nachfolger sey doch stets in Versuchung, seinen eigenen Weg zu nehmen, und sich zu eilen, in der kurzen Zeit seiner Verwaltung einen Lieblingsgedanken durchzusezen; das Gemeinnütziges oder Nöthigere werde über dem Zuviel und Zuwenig leicht versäumt,

après nous le déluge

habe es schon oft geheissen. Bei einem Erbfürsten sey dies so wenig der Fall, dass selbst der Schwache sich an Erhaltung des Ganzen betheiligt wisse und eher mistrauisch werde, als dass er seiner Stellung vergäse.

Diese Aeusserungen, für Alfred meist neu, bewiesen wiederholt, dass sich öfter in Republiken monarchische Gesinnungen zeigen, wie in Monarchieen republikanische, jedenfalls ein Misstand, der sich, wie schon von Polybius,

Cicero und andern dargethan ist, am besten durch eine gemischte Verfassung ausgleichen lässt.

Damit dürften sich auch die Helden der Unumschränktheit befreunden, wenn sie bedächten, dass in der Wirklichkeit gar nichts Unumschränktes vorhanden ist, und dass jede Kraft, auch die des Fürsten wie die des Volkes, in Nichts zerfließe, wenn sie nicht abhängig, nicht gebunden wäre.

Jenes düstere après nous le déluge wurde übrigens in gewissem Sinne durch den neuen Landammann bestätigt. Was man auch sonst selbst bei dem öftern Wechsel kleiner Dorfbehörden häufig findet, dass freie Wahl den Würdigsten nicht immer an die Spitze bringe, wiederholte sich hier. Der neue Machthaber, früher schon streng, verletzte nun die Ansprüche vieler seiner Mitbürger durch Stolz und sah sich bald in widerlichen Streit verwickelt. Die Gährung wurde allgemeiner, hatte auch im Anfang das Recht und die Besonnenen auf ihrer Seite, wie aber wilde Köpfe sich als Häupter aufdrangen, schien alles rettungslos verloren, bis unser Freund, vom grossen Rath unterstützt, die Ordnung wiederherstellte. Allein noch sind die Gemüther aufgereg, ein Hauch, ein Nu kann sie in Harnisch jagen. Für den Fremden nicht sehr angenehm; doch mag er ruhig zusehen, wie die Entzweiten ihre Kräfte messen, sich gegenseitig überschätzen und verkleinern, fürchten und bedrohen, anklagen und verdammen. Der Preis ist ihrer Mühe freilich selten werth, oder schlüpft in unberufene Hände.

Auch dieser zufällige Sturm in einer Wasserschale war daher

für Alfred nützlich, wie alles übrige, das ihm hier begegnete. Ich sehe nun ein, dass für ihn der Aufenthalt in diesem Freistaat vortheilhafter ist, als es jeder andere gewesen wäre. In einer monarchischen Stadt hätte man ihn überall vorangestellt und sich in gewisser ehrfurchtsvollen Ferne gehalten, Veranlassung genug für einen Prinzen dieses Alters, alsdann entweder sich noch etwas weiter von den andern zurückzuziehen, was die Welt sofort bald Stolz, bald Stumpfheit nennt, oder ihnen mit aufdringlicher Höflichkeit nahe, vielleicht allzunahe zu treten, was die Welt bald Anmaasung, bald Schwäche nennt, in jedem Fall hätte er das Gleichgewicht verloren und es später mühsam wieder suchen müssen; Verhältnisse wie die jezigen hingegen findet er sonst wohl nirgends, ausser etwa in einigen Nachbarstädtchen. Sie bilden überdies einen sachgemäsen Uebergang zu jenen, die später auf ihn warten, dabei gewinnt er unter den Fremden noch unverkennbar an Liebe zu seinem Vaterland, wie jeder Unbefangene an sich selbst erfahren kann.

Durch so vielfache Erlebnisse und Zerstreuungen werden unsere eigentlichen Arbeiten im Ganzen nicht gestört. Zwar speisen wir erst um fünf Uhr und schliesen hiemit die Tagsgeschäfte, bis dahin wechseln aber wissenschaftliche Anstrengungen mit Unterricht in Sprachen und leichtern Uebungen. Dazwischen finden wir hinreichend Zeit, einen Ausgang zu machen, überdies wird täglich eine Stunde geritten, und bisweilen, um die Muskeln der Arme und des Rückens zu stärken, auf dem Schützenhof mit der

Armbrust geschossen. Auch halten wir jetzt eine Zeitung. Sie liefert wie fast alle ihre Schwestern eigentlich mehr Fragen als Antworten des Tages und gilt uns auch deshalb für keine Quelle der Weisheit, da hinter dem Schellengeläute von Redensarten oft wenig steckt und nicht einmal die Farben immer rein gerieben sind; dennoch bringt sie Thatsachen genug, um viele Erläuterungen aus Geschichte, Geographie, Statistik herbeizuführen, und zugleich die verschiedenen Richtungen der Gegenwart zu bezeichnen, was für die unbefangene Beurtheilung des öffentlichen Lebens immer wesentlich ist. Hierin einseitig zu verfahren, hielte ich für Leichtsinn, ja für Sünde.

Statt des frühern Religionsunterrichts lesen wir jetzt Engels Geist der Bibel, fruchtbarer Anlass, tiefer in die heiligen Schriften hineinzuleiten. Hieran wird sich ein Abriss der Kirchengeschichte schliesen als unentbehrliche Ergänzung der weltlichen Geschichte, welche fortgesetzt wird. Seit einigen Monaten haben wir mit der Algebra begonnen, eine treffliche Vorschule dazu ist jene logische Behandlung des Ziffernrechnens. Ausserdem hören wir Experimentalphysik, besuchen auch ganz angenehme Vorlesungen über französische Literatur, welche bei unserer Frauenwelt, die gegen alles Zünftige eifert, grosen Anklang finden. Den Unterricht im Französischen gibt jetzt ein wissenschaftlich gebildeter Lehrer, welcher auch einige Lust- und Trauerspiele sorgfältig zergliedert; zum Uebersetzen aus dem Deutschen dient die kleine Sammlung von Rumpf's diplomatischen Briefen. Sollten wir noch länger hier bleiben,

so will Alfred auch mit dem Englischen beginnen, das ganze hiesige Wesen ist englisch mit französischer Zunge. Im Lateinischen fiengen wir während jener städtischen Reibungen an den Catilina zu lesen, nachdem Jugurtha beendet war, früher wurde aus Cäsars gallischem Krieg alles wiederholt, was sich auf die hiesige Gegend bezieht.

Die Rechnungen unseres Haushalts führt Alfred fort; wäre die Kenntniss seiner Ausgaben unter der Würde eines Fürsten, so müsste es auch die seiner Einnahme seyn, und in so bodenloser Unwissenheit dürfte man ihn lassen? Hermann, der bisher an jenen Rechnungen mithalf, ist schon nach den ersten Wochen abgereist, um in Wien für den Wehrstand sich auszubilden. Diese Trennung war uns sehr schmerzlich. Die Fürstensöhne hatten besonders seit Philipps Tode wie Zwillingbrüder gelebt, obschon sie von ganz verschiedenartiger Richtung sind. Hermann hat leichtes Blut, ist flüchtig, lustig, mehr zum Geniesen als zum Schaffen, und wenig zu Anstrengungen gestimmt; Alfred von schwererem Blut ist gesetzter, ernster, mehr innerlich als äusserlich thätig, zur Ausdauer geneigt. Das Temperament ist bei jenem sanguinisch, bei diesem melancholisch.

Mit diesen Kunstausrücken verbinde ich den gewöhnlichen üblen Sinn nicht. Da nemlich Temperament nichts als eine eigenthümliche Mischung von Gemüthskräften bedeutet, so enthält es, je nachdem der Geist sich jener Kräfte bemächtigt, nur die Möglichkeit oder eine Bedingung, dieselben gut oder schlecht anzuwenden. Aus-

rotten lässt sich die Natur nicht, aber veredeln oder verschlimmern. Wer jene Kräfte dem Höhern unterwirft, weihet sie dem Guten, wer sie nicht unterwirft, darf sich nur gehen lassen, so behält er von seinem Temperament nichts als dessen Fehler bei, und vermehrt sie noch. Der Sanguinische wird dann leichtsinnig und hält sich zu lockern Genossen, um den Kelch der Freude früh zu leeren; der Melancholische wird schwerfällig, einwärts gewendet mit heissen Gefühlen, sich und andern mehr zur Last als zum Vergnügen. Eben so wird umgekehrt der erste zuverlässig und lebenswürdig, wenn er sich Gehalt gibt, der andere wird berufstreu und gemeinnützig, wenn er seine innere Thätigkeit nach aussen richtet. Der junge Baum, welcher eine schiefe Richtung nimmt, wächst gerade, wenn er auf die andere Seite gebogen wird, so musste auch von meinen Zöglingen jeder, statt sich gehen zu lassen, Halt machen und aus sich hervortreten, um nach dem Gegentheil dessen zu streben, wozu er sonst geneigt hätte. Beiden war dabei Zucht nöthig, welche als das gemeinsame Mittel, das für alle Temperamente gilt, durch ihren stetigen sich immer gleichbleibenden Zug die Mitte zwischen dem Raschen und Langsamen hält, und mit helfender Hand dafür sorgt, dass alles recht gemacht oder doch immer besser werde. Bei diesem Verfahren wirkt dieselbe Zucht auf jeden in entgegengesetzter Weise, dort zügelnd, hier spornend. Jener, der flatterhaft die Anstrengung als etwas Beschwerliches scheut, muss daher sich sammeln, in sein Inneres einkehren, und ausdauern lernen; dieser, der gerne in

sich versinkt, muss sich theilnehmender anschliessen, mehr sich vergessen und rührig in das wirkliche Leben eingreifen lernen. Wird damit jeder an Fahrlässigkeit gehindert, so ist von der andern Seite auch jedem in allem, wo sein Temperament zum Guten neigt, freier Lauf zu lassen. Es war also dem Sanguinischen, der andern gerne Freude macht, diese Freude zu gewähren, ja sie ihm als Lohn seines Strebens zu verheissen, und war dem Melancholischen die Freude, welche er an seinem Innern hat, durch das Bewusstseyn der Vollbringung seines Tagewerks zu verbürgen, und durch Anerkennung zu erhöhen. Somit fand jeder eine gerechte Erwidderung dessen, was in seinem Innern lebte, so dass die ursprüngliche Mischung sich läutern und die Natur bei allmähligem Erstarken sich veredeln konnte. Dies wurde noch durch den Einfluss, den Hermann und Alfred gegenseitig auf einander übten, wesentlich gefördert. Bei freier Wahl hätte sich wohl keiner dem andern innig angeschlossen, denn das Gleiche sucht eher das Gleiche als das Entgegengesetzte. Weil aber ihr Schicksal beide zusammenhielt, so fand jeder im andern nicht allein Ersatz dessen, was ihm mangelte, sondern auch eine Beschränkung dessen, was er überflüssig hatte; und da dieses Zusammenhalten mit seinem endlosen Gewähren und Versagen, Ermuntern und Besänftigen von zarter Kindheit an bis in das Jünglingsalter fort dauerte, so ist auch jedem, was er im andern fand, auf seine Weise zur Natur geworden; es hat einer den andern angenommen durch die Macht der waltenden Gewohnheit. Hermann

wurde ruhig, fleissig, ernster, ohne deshalb an seiner Heiterkeit, Alfred wurde lebendig, thätig, gewinnender, ohne deshalb an seiner Festigkeit zu verlieren. Wie nützlich wäre gewesen, hätte dieses Verhältniss noch einige Jahre fort dauern dürfen; der Character, man kann es kaum genug beherzigen, reift so spät, ungleich später als der Geist. Hermann ist nicht geborgen, wie gut auch seine Grundsätze sind, noch wurzeln sie nicht tief genug um heftigen Stürmen zu widerstehen, Leichtsinn ist sogar erblich durch ganze Geschlechter. Unser Freund weis zwar, wovor und wie er sich künftig zu hüten habe, allein ich konnte weiter nichts mehr thun, als ihn zu fernerer Selbstbeobachtung ermahnen, und den Anfang einer falschen Wendung mit ihrer raschen Stufenfolge bezeichnen. Mögen sich unsere Wünsche für ihn erfüllen. Alfred fand in dem hiesigen Aufenthalt willkommene Entschädigung für seinen Verlust, soll er aber seiner selbst völlig mächtig werden und bleiben, so ist auch ihm noch fortgesetzte Leitung nöthig. Bei dem Sanguinischen muss die Strenge eines Berufes, bei dem Melancholischen muss das Reizende der Thätigkeit und des Umgangs das Ganze der Erziehung vollenden, obwohl ein Temperament wie das letztere noch am leichtesten zu behandeln ist, wenn es sich nur in seiner Innerlichkeit erkannt und geachtet weis.

Hartwig an Dielizsch.

Unter der Voraussetzung, dass Sie im lieben Ausland nicht vollends sich einbürgern, sende ich Ihnen heute eine Untersuchung über Alfreds künftigen Bildungsgang.

Auch bei uns ist wohl Jedermann einverstanden, dass Kenntnisse des Staats- und des Kriegswesens einem Fürsten unentbehrlich sind, er muss, wie sich Justinian ausdrückt, in die Waffen gesetzt und mit den Gesezen gewaffnet seyn. Zweifelhaft bleibt hiebei nur, ob von diesen Kenntnissen die eine Art überwiegen also die andere sich unterordnen solle, oder ob beide einander gleichstehen? Dies wäre daher vor allen Dingen zu prüfen.

Kriegerische Bildung müsse bei dem Fürsten vorherrschen, ist eine Meinung, die wohl zu allen Zeiten galt, und noch jezt viele Anhänger zählt. In unsern Tagen dürfte sie jedoch schon deshalb eine Einschränkung leiden, weil die Kriegswissenschaften solchen Inhalt und Umfang gewonnen haben, dass sie die unausgesezte Beschäftigung eines ganzen Lebens erfordern, was mit der Stellung des Fürsten durchaus unvereinbar ist. Ja es dürfte ganz sachgemäs seyn, wenn der Gebietende sich schon früh gewöhnt, den obersten Kriegsbefehl im Fall der Noth einem bewährten Feldherrn anvertraut zu sehen, wie auch Kaiser Nicolaus mehr denn einmal und immer zu seinem Vortheil gethan

hat. Dieses gänzliche Verzichten auf alle Eifersucht wird überdies durch die Wehrverfassung des deutschen Bundes eben so zur Sache der Pflicht als der Klugheit, würde aber durch eine überwiegende kriegerische Bildung sehr erschwert, wenn nicht unmöglich. Wollte man dieses Ueberwiegende dennoch vertheidigen, so wäre nicht beachtet, dass ein Fürst, wenn hauptsächlich Soldat, nothwendig so einseitig ja noch einseitiger wird, wie jeder andere Mensch, der sich diesem Berufe ausschliesslich widmet. Kriegerische Spielereien, Gamaschendienst, kostspieliges Heerwesen, Veränderungssucht in Bekleidung oder Bewaffnung sind zwar von einem gediegenen Soldaten weniger zu fürchten, oder wenn sie es wären, hier zu übergehen, um so wichtiger aber muss uns die ganze Richtung des innern Wesens seyn. Das kriegerische Leben hat für den Unternehmungsgeist so wie für das Wilde im Menschen schon an sich etwas Anziehendes. Die äussere Erscheinung erhöht diesen Reiz. Die geordneten Reihen, die folgerichtigen Bewegungen, die wirbelnde Musik, das Donnern der Feuer-
 schlünde, die blinkenden Waffen und Zierrathen, das Malerische der Ruhe und des Sturms, die Zaubermacht eines Wörtchens auf Tausende rüstiger Männer, alles dies ergreift Kopf, Herz, den ganzen Menschen unwiderstehlich. Wer in diesem geräuschvollen Treiben Jahrzehnte hindurch vollends als Befehlshaber lebte und lebte, gelangt endlich zur Ueberzeugung, das einzige Heil liege in einem Wink. Je nach seiner ursprünglichen Beschaffenheit } wird er, wie schon Ch. v. Moser bemerkt, entweder eigensinnig

oder gewaltthätig, entscheidet aber in beiden Fällen ohne Erwägung von Gründen straks nach seinem Willen, während er für sich blinden Gehorsam fordert, und andern keine Gefühle, keine Rechte, nichts als die Pflicht der Unterwürfigkeit einräumt. Da von dem Soldatengeist ihres Herrn auch die Diener angesteckt werden, ist es zu wundern, wenn selbst ganze Völker unter einem Drucke seufzten, den schon die Meinung begünstigt, Staaten seyen wie Heere zu behandeln? Häuptling seiner Söldner, ungerecht gegen sich und sein Volk wird ein Fürst, dessen kriegerische Bildung vorherrschend ist.

Demnach müsste diese Bildung nachstehen? Ist nicht in aller Welt der Kriegerstand der erste, hiese dieses läugnen nicht, gegen die Fürstenwürde selbst freveln? Ich erwiedere, solche Ansichten sind in England, in Frankreich und eigentlich auch bei uns nicht anerkannt, sie stehen mit allgemeiner Wehrpflicht eben so als mit allgemeinem Staatswohl in Widerspruch, sie erinnern nur an den Dünkel roher Horden, verkennen aber dass die Rangordnung aller gebildeten Staaten den Wehrstand nicht für den ersten, sondern für den mit den übrigen Ständen gleichlaufenden erklärt, verkennen, dass hier nicht einmal vom Werth des Kriegerstandes, sondern blos vom Bedürfniss des Fürsten die Rede ist, verkennen endlich, dass gerade dies gegen den Fürsten freveln heist, wenn man ihn seiner wohlbegründeten umfassenden Rechte berauben, und willkürlich auf ein engeres einzelnes Gebiet einschränken will.

Uebrigens habe ich im Obigen noch gar nicht behauptet,

dass die militärische Bildung durchaus unterzuordnen sey. Erst jetzt muss ich hinzufügen, eine Unterordnung empfehle sich allerdings durch manche beachtenswerthe mit den vorigen verwandte Gründe. Schon von der edlern Bildhauerkunst werden die vorzüglichsten Fürsten nicht mit dem Schwert dargestellt, sondern mit dem Scepter, dem Wahrzeichen der Gerechtigkeit, im Gesamtsinne der Völker und nicht nach dem Ehrgeiz eines Standes. Und könnte man hieraus auch keinen zwingenden Schluss ziehen, so ist doch gewiss nicht zu läugnen, dass Kriege keineswegs um ihrer selbst, sondern um des Friedens willen geführt werden, eines Friedens, der auch seinen Lorbeer und ausserdem seine Palmen und Kronen hat. Daher konnte Philipp von Macedonien sagen, den Erfolg des Krieges theile ich mit meinen Soldaten, den Erfolg der Verhandlungen beziehe ich allein. Eben so ist Thatsache, dass der oberste Rath des Fürsten nach der Mehrzahl und nach dem Lauf der Geschäfte aus Staatsmännern nicht aber aus Kriegern besteht, und bliebe dennoch ein Zweifel, Friedrich II. von Preussen hat ihn auch für Laien gehoben. *Les princes sont juges d'institution et s'ils sont généraux, c'est un accessoire*, sagt er im *Anti-macchiavell*. Die institution nennt er auch *administration publique*. Dem königlichen Helden des achtzehnten Jahrhunderts ist daher Fürst, was noch bei den neuern Unterscheidungen zwischen Regieren und Verwalten fortbesteht, so viel als oberster Leiter der Staatsgeschäfte, welcher zugleich auch Feldherr seyn kann, jedoch ohne die Verbindlichkeit seinen Ruhm auf Schlachtfeldern zu suchen. Es sollen also dort

die Kenntnisse des Kriegers sich denen des Staatsmannes wirklich unterordnen. Minerva und Mars, nicht Mars dann Minerva, obwohl letzteres bei einem nachgeborenen Prinzen angemessener wäre.

Wenn aber die militärischen Kenntnisse nicht überwiegen und im Allgemeinen sogar sich unterordnen sollen, könnten sie denn nicht in gewisser Beziehung mit den andern gleichstehen? Das Bisherige ist ja eigentlich nur auf den gereiften Fürsten anwendbar, ein Jüngling wie Alfred aber sollte wenigstens doch die Wohlthat einer militärischen Erziehung genießen, und zwar aus folgenden Gründen: Alle höhern Officiere haben, wie Lord Chesterfield treffend bemerkt, angenehme Bildung, wenn sie älter sind. Begreiflich, der Wehrdienst verändert schon unsere Bauernjungen und schon nach einigen Wochen sehr vortheilhaft, wie viel wirksamer muss nicht die eigentlich militärische Erziehung an sich sowohl, als ganz besonders bei jedem Guterzogenen seyn? Diese Erziehung findet ja in einem Alter statt, das reif genug ist, um ihr nicht zu erliegen, in einem Alter, wo man Jünglinge aus bürgerlichen Kreisen häufig der Aufsicht entwachsen glaubt und eigener Willkühr Preis gibt, während gerade jetzt eine gewisse Zucht am nöthigsten und nützlichsten wäre. Diese Erziehung lehrt ihren Zögling erst sich recht fühlen, sie gibt seinem Aeussern Haltung, seinem Benehmen Würde und gewöhnt ihn, sich wie auch andere zu ehren; sie flöst Anhänglichkeit an das Staatsoberhaupt ein, Ehrerbietung gegen Vorgesetzte, so wie Ordnung, Genauigkeit, Schnelligkeit, Gehorsam, Dienst-

eifer, Geistesgegenwart, Muth, Eigenschaften, welche jeden Menschen zierend, auch dem Fürsten grosentheils unerlasslich sind, sowohl für ihn selbst, als wegen des oft schläfrigen Ganges der Staatsverwaltung.

Nicht sowohl gegen, als über diese gewichtigen Gründe ist zu bemerken: woher kommt es doch, könnte man fragen, dass ein tüchtiger Officier, wenn er in den Staatsdienst übertritt, selten zufrieden ist und selten zufrieden stellt, während ein tüchtiger Staatsdiener sich im Kriegswesen leichter hervorthut? Betrachten wir, um dieser und ähnlichen Erscheinungen auf den Grund zu kommen, den Zweck und die Mittel einer militärischen Erziehung, so kann, wie auch der Name bestätigt, ihr eigentlicher und höchster Zweck nur der seyn, tüchtige Soldaten zu bilden, mit einem andern, ob weitem oder engem, ob höhern oder niedrigeren Zwecke wäre sie keine militärische mehr. Hat sie nun wirklich gute Soldaten gebildet, so gebührt diesen wie allem in seiner Art Vollkommenen, unbedingte Anerkennung. Wer aber nichts wäre als guter Soldat, und weiter kann sie ja nichts bezwecken, lässt denn doch so vieles an sich zu wünschen übrig, dass er nur dann für einen gebildeten Krieger gilt, wenn er mit den Eigenschaften eines guten Soldaten auch die einer guten Erziehung in sich vereinigt. Selbst da wo ihr Ziel erreicht wird, ist daher die rein militärische ungenügend, so dass sie richtiger bloss einen Fachunterricht bezeichnet, oder dass sie, wenn dennoch Erziehung genannt, zu ihrer Vervollständigung alles dessen bedarf, was ein Wohlerzogener mitbringt, und auf andern

Wegen erwarb. In dieser Hinsicht wäre sie denn an dieselben Mittel gewiesen, deren sich die allgemeine Erziehung bedient. Und warum sollte sie diese Mittel verschmähen? Ist doch in der Aussteuer des Wohlerzogenen, wenn wir den Schlachtenmuth ausnehmen, der aber erst auf Wahlstätten erworben wird, der Besiz alles dessen, was die militärische will, schon mit eingeschlossen. Ordnungsliebe, Gehorsam, Diensteifer, Ehrgefühl, sittlicher und persönlicher Muth werden ja bei jedem, der überhaupt auf Erziehung Ansprüche hat, von selbst vorausgesetzt; und diese Tugenden bleiben ihm, ohne dass er Kriegszögling wäre, im besten Sinne auch für das spätere Leben, wird er anders in demselben Alter und mit derselben Dauer wie der Kriegszögling noch weiter dazu angehalten. Allein vergessen wir nicht, dass die militärische Erziehung sowohl in der Wahl als im Gebrauch jener Mittel einen eigenen Gang nimmt. Manche derselben, wie Liebe, innere Erfahrung, freie Entfaltung scheinen ihr so viel als entbehrlich. Die andern, deren sie bedarf, sind der allgemeinen entlehnt; da man aber nur aus Noth, nicht aus Ueberfluss zu entlehnen pflegt, so beschränkt sie sich auf das Unerlasslichste, um es überdies in ihrem Zwinger abzusperren. Denn in Zwang, in einer durch eiserne Nothwendigkeit gesteigerten Furcht besteht, wie Jedermann weis, ihr Hauptmittel, von dessen Selbstherrlichkeit alles andere unterjocht wird. Allerdings kann unerbittlicher Zwang, ohne Federnleserei und anhaltend ausgeübt, einem Menschen ursprünglich fremde Zwecke aufdrucken und einprägen, ja ihn allmählig ganz umwandeln,

wie auch ein Wundarzt durch Reiben, Bähnen, Binden, Stechen, Schneiden, Brennen, Recken gegen Verkrümmungen und selbst gegen andere innerliche Uebel zu helfen vermag. Allein dieser Zwang, abgesehen davon, dass er eben so ein gesundes Wesen quetschen, verunstalten, erdrücken kann, hat es nirgends mit der eigentlichen Ursache, sondern blos mit hervortretenden Folgen zu thun, und wenn eigentliche Erziehung eben so von innen nach aussen wie von aussen nach innen thätig ist, so wirkt der Zwang nicht von innen auch nach aussen, sondern nur von aussen etwas nach innen. Ein Krieger kann, wie er soll, sehr empfindlich auf Ehre halten, ohne, wie der Mensch sollte, wahre Ehre zu haben, und wie oft schon haben nicht die tapfersten Krieger eben den Menschen verläugnet? Jene Mittel sind daher nicht nur immer nothdürftig entlehnt, sondern sie werden häufig auch hohl aber täuschend, indem man bei denselben Ausdrücken, welche sonst eine tiefere Bedeutung haben, sich schon mit der flachern begnügt. Sofern nun die militärische Erziehung bei ihren Mitteln nicht auf den Gehalt, noch weniger auf innere Veredlung, sondern nur auf die äussere Wirkung sieht, so kann sie eigentlich gar nicht Erziehung genannt werden; da sie aber von der allgemeinen manche Mittel entlehnen muss, so ist sie nur in dem Sinne Erziehung, als sie diesen Mitteln keine einseitige oder falsche Bedeutung gibt, sondern dieselben nach deren wahrem Werthe und Zusammenhang ganz im Geiste der allgemeinen gebraucht; da sie endlich von der allgemeinen nicht alles, sondern nur einiges entlehnt, so bleibt

sie auch bei dem richtigen Gebrauch dieser wenigen Mittel nur in eingeschränktem Sinn eine Erziehung.

Hieraus beantwortet sich manche nicht unwichtige Frage. Soll der Fürstensonnen bereits als sechsjähriger Knabe militärisch behandelt werden? Nein. Wenn also später, so wird zu unterscheiden seyn, ob er bis dahin gehörig erzogen wurde oder nicht. Wenn nicht, so wäre freilich das Dringendste, ihn möglichst bald der Trommel folgen zu lassen; nur könnte man leicht erleben, dass die militärische Erziehung, bei Tausenden von Unterthanen wirksam, bei einem solchen Sprössling wenig oder nichts bewirkt; denn gegen ihn wird sie ihre Hauptwaffe, den unmittelbar eindringenden Zwang schwerlich anwenden, sie müsste also nach andern Mitteln greifen, die wieder nicht in ihrem Bereiche liegen, und den Erfolg nicht mehr verbürgen. Es ist zu viel versäumt, er war schon verdorben, als wir ihn erhielten, hiesse es dann. Stand er hingegen bis dahin stets unter gehöriger Leitung, soll diese bei dem Eintritt des Militärischen aufhören oder fortdauern? In beiden Fällen wird ihm das Militärische von grossem Nutzen seyn, indem es seine Kenntnisse bereichert und das Gute, welches er schon besitzt, zum Theil wenigstens durch fortwährende, augenfällige, werththätige Uebungen befestigt und ausbildet; von noch grösserem und wesentlichem Nutzen wird es aber erst dann wenn es der bisherigen Erziehung sich innig anschliesst. Beendet also wäre die Erziehung noch nicht? Noch nicht, wie sich durch das Hinzukommen des Militärischen von selbst versteht. Hielte man die eigentliche dennoch für

beendet, sie wäre nur abgebrochen und nicht einmal dies, denn sie müsste ja doch manches an das Militärische leihen. Wie das Geliehene verwendet zu werden pflegt sahen wir aber, und müssten noch dazu beklagen, dass er statt der bisherigen vertrauten Hände plötzlich ganz andern und fremden übergeben würde, und dies in einem Alter, das für die Anwendung genaue Kenntniss des Zöglings, mithin keine fremde, sondern vertraute Hände erfordert. Soll dieses Misgeschick abgelenkt und nicht alles auf spizes Glück gestellt werden, so muss die bisherige Erziehung fortdauern, und damit sie es ungehindert könne, muss das Militärische, welches ohnehin nichts weniger als vollgültigen Anspruch auf die letzte und höchste Fürstenbildung hat, allem nahe oder ferne liegenden entsagen, und sich rein auf sein heimisches Gebiet beschränken, nemlich auf den allgemeinen und angewandten Unterricht in den Kriegswissenschaften. Während im andern Fall die Erziehung in dem Militärischen aufgieng, wird in unserem Fall das Militärische in der Gesammterziehung aufgehen; dort würde der Prinz nur als Unterthan, hier wird er zugleich als Fürst behandelt, könnte die Wahl noch schwanken? Entscheidet man ohne alle Nebenrücksichten einzig zu seinem Vortheil, so hat er noch den weitem Gewinn, dass der rein militärische Unterricht ihn nicht mit Vorurtheilen gegen die übrigen Wissenschaften und gegen die übrigen Staatsglieder tränkt, noch ihn mit dem Wahn ansteckt, das Wichtigste für einen Prinzen sey, den Degen zu führen. Eben so wird er bei der fortdauernden bisherigen Einwirkung auch im militä-

rischen Unterricht sicher nicht mit Schmeichelei, sondern wie jeder andere, der Tüchtiges lernen und leisten soll, mit Ernst behandelt werden, und damit er zugleich den Beweis seines öffentlichen Gehorsams vor den Gesezen ablege, dienen müssen als wäre er nicht Prinz.

Noch bin ich nicht am Ende. Aus dem Hinzutreten eines neuen Unterrichtszweiges folgt zwar, dass die Erwerbung ausgedehnterer Kenntnisse nothwendig auch einen längern Zeitraum erfordere, selbst wenn man sich wie billig und recht auf das Wesentliche beschränkt; allein das Wann und Wie jenes Eintrittes ist noch genauer zu ermitteln. Früher kann das Militärische nicht wohl aufgenommen werden, als bis der Prinz an Leib, Geist und Vorkenntnissen hinreichend erstarkt ist, also wie bei andern jungen Leuten nicht vor seinem siebenzehnten Jahre. Ob er alsdann sogleich mit der Anleitung im Militärischen oder mit der im Staatlichen beginnen solle, kann zweifelhaft scheinen. Jedes dürfte sogar berechtigt seyn, das andere auszuschliesen, da jede Wissenschaft an sich dieselbe Wichtigkeit hat und gleichzeitig doch nicht alles geschehen kann. Ueberdies bietet der eine Weg wie der andere denselben Nachtheil und denselben Vortheil. Wenn man mit dem Staatlichen beginnt, so wird der Prinz zu alt, um dann das Militärische erst noch anzufangen, wenn mit diesem, so kommt er wegen des Staatlichen in denselben Fall. Von der andern Seite lässt sich zum Vortheil des Militärischen sagen, dass es die Kräfte eines gehörig vorbereiteten Jünglings nicht übersteigt, indem es hauptsächlich blos

Uebung und gute Gaben erfordert; dies wird auch von Clausewitz, demselben, welcher das gute Tagebuch Einer Belagerung für unterrichtender hält „als das ganze Chaos der Kriegsgeschichte“, bestätigt, wenn er äussert: „die Grundsätze der Kriegskunst sind an sich höchst einfach, liegen dem gesunden Verstande ganz nahe, und lassen sich an tiefem Zusammenhang mit andern Wissenschaften kaum vergleichen. Um sie einzusehen, sind weder Gelehrsamkeit noch grose Gaben erforderlich. Die ganze Schwierigkeit besteht darin, den Grundsätzen, die man sich gemacht, in der Ausführung treu zu bleiben.“ Man kann daher recht wohl das Kriegswissenschaftliche vorangehen lassen, unterdess stärkt sich der jugendliche Geist für tieferes Wissen. Dagegen lässt sich eben so gut der Vortritt des Staatlichen behaupten, theils weil es schon an sich überwiegen soll, theils weil es durch Waffengeräusch in seiner ruhigen Entwicklung nur gestört würde, und die ganze Frische der Jugendkraft erfordert, um in seine Geheimnisse einzuweihe. Aus beidem zusammen lässt sich nur schliessen, die Sache sey so einzurichten, dass keines das andere hindere.

Rufen wir nun, um der Entscheidung näher zu kommen die Erfahrung zu Hilfe. In Preussen leistet bekanntlich die gesammte mannhafte Jugend der allgemeinen Wehrpflicht Genüge, ohne dass dadurch die eigentlichen Berufsrichtungen beeinträchtigt würden. Allein dort beschränkt sich der Zweck auf Unterstützung des stehenden Heeres in dringender Noth, zur genauern Kenntniss des Wehr- und

Heerwesens ist diese Einrichtung nicht bestimmt, also für unsern Fall nicht genügend.

Eher vielleicht eine andere, welche in Petersburg besteht. Ich meine die dortige „militärische Akademie.“ Die Zöglinge derselben erhalten, wie der jüngere von Krusenstern ausführlich berichtet, nach der sorgfältigsten Vorbereitung, die sie vom siebenten Jahr an genossen, bei gehöriger Reife noch eine allgemeine und besondere Bildung. Die allgemeine umfasst ausser gründlicher Kenntniss der russischen, deutschen und französischen Sprache die Geschichte der Literatur dieser Sprachen, dann Logik, Rhetorik, Aesthetik, Geschichte, Statistik, Physik, Chemie; die besondere gilt zunächst dem Beruf. Ihre Lehrgegenstände sind theils theoretisch, theils praktisch. Was dabei von Kenntnissen der bereits durchlaufenen niedrigeren Schule vorausgesetzt wird lässt sich nach dem folgenden beurtheilen. Die theoretischen sind nemlich: 1. Russische Literatur verbunden mit militärischer Correspondenz. 2. Artillerie auf dem Schlachtfeld und bei Belagerungen. 3. Manövrirkunst für eine Division, Colonnenbewegung und Infanteriefeuer. 4. Verschiedene Formationen bei der Bewegung, Entwicklung und in der Schlacht, durch alle drei Waffengattungen. 5. Topographie und Geodäsie mit Planzeichnen, geometrisch und aus freier Hand. 6. Die Kunst, Entfernungen zu schätzen, Terrain zu beurtheilen ohne Instrumente. 7. Abstecken des Lagers und Wahl militärischer Stellungen. 8. Logistik oder Vertheilung der Truppen in Marschcolonnen nach strategischen Grundsätzen, vor dem

Feind, auf dem Schlachtfeld, oder ferne davon. 9. Befestigung, vorübergehend und bleibend, für Angriff und Vertheidigung. 10. Grose Taktik verschiedener Schlachtordnungen und Anwendung der Waffengattungen. 11. Militärische Geographie. 12. Militärische Statistik. 13. Strategie angewandt auf die lezten Kriege. 14. Alte und neuere Kriegsgeschichte. 15. Militärische Literatur. 16. Pflichten des Generalstabs im Krieg und im Frieden. Die praktischen Lehrgegenstände sind: 1. Topographische und taktische Uebungen in einem gegebenen Bezirk. 2. Abfassung von Berichten und militärischen Tagebüchern. 3. Praktische Terrainlehre. Hiezu kommt ganz am Schlusse ein Lehrgang über Rechtswissenschaft, besonders über das russische Staats-, Civil- und Militärrecht.

Dies ist im Umriss die Vorbereitung für künftige Feldherren, Statthalter und Reichsräthe; sie gibt jedem Zögling mehr als bloßen Firniss, und dürfte für die bessern Köpfe, besonders da auch die Lehrweise nicht wie in vielen deutschen Kriegsschulen zur Abrichterei hinabgesunken scheint, nach der Bildsamkeit des russischen Geistes, wie nach den Bedürfnissen des russischen Reiches eben so klug berechnet als ausgeführt seyn. Durch einen solchen Plan, so fern er das Kriegerische mit dem Staatlichen verbindet, wäre unsere Aufgabe wirklich gelöst, gieng er nicht darauf aus, die Zöglinge mit Leib und Seele zu Soldaten zu machen, und in das Staatswissen nur so weit einzuführen, um sie später in einer höhern Stellung nöthigenfalls auch zu Friedensgeschäften ver-

wenden zu können. Was hier als Anhang erscheint, muss aber, wie wir früher sahen, bei dem Fürstensohn Hauptsache seyn, also ist für ihn auch dieser Plan nicht befriedigend.

Wenn man nun das Militärische nicht einschieben, das Staatliche nicht aufschieben auch nicht anhängen soll, so bleibt nichts übrig, als einen Plan wie den russischen etwa zur Hälfte umzudrehen. Dann werden die niedrigern Kriegswissenschaften von den höhern getrennt, und zwischen diese beiden stellen sich die Staatswissenschaften von selbst. Demnach hat der Fürstensohn, sobald seine leiblichen und geistigen Kräfte genügend entwickelt sind, das Kriegswesen von unten herauf so weit zu erlernen, bis er etwa ein Bataillon befehligen kann. Gleichzeitig wird seine allgemeine Bildung noch so lange fortgesetzt, dass er mit Beendigung jener Kriegsarbeiten auch völlig reif für die Hochschule wird. Auf letzterer empfängt er seine Vorbereitung zum Geschäftsmann, übt sich alsdann zu Hause ein, und holt aus dem Kriegswissenschaftlichen das Fehlende, so weit als nöthig, später allmählig nach. Genauere Entwürfe über den Lehrgang innerhalb jedes dieser Fächer wird sich der Herzog ohne Zweifel von geeigneten Sachverständigen vorlegen lassen.

Verwandt mit dem Kriegswesen ist die Jagd. Ihre landwirthschaftlichen und sonstigen Misbräuche, wären sie auch noch nicht überall gänzlich abgeschafft, übergehe ich. Ausserdem aber, dass sie zum Vergnügen gerechnet wird, ist ihr manches Nützliche nicht abzusprechen. Sie lehrt

Hindernisse besiegen, die Zeit wählen für Angreifen und Schiesen; sie zeigt den Erfolg verschiedener Zufälle, den Nuzen der Vorsicht, macht Furcht, Gefahren verachten und härtet ab. Bei grosen Jagden gehen diese Vorthelle freilich meist verloren. Immer ist diese Uebung jedoch so zu mäsigen, dass sie weder zu viele Zeit raubt, noch den Körper zu sehr ermüdet, noch das Herz verdirbt, namentlich nicht durch Roheit oder Schmeicheleien der Waidgenossen.

Doch, wo bleibt das Ritterliche? Wo es zu Hause ist, bei den gefeiten Waffen im Roman, diesem vielbesuchten mehr als verdächtigen Schlupfwinkel. Lässt man Jugend, Schönheit und solche zufällige Eigenschaften wie billig ausser Acht, so ist ein ritterlicher Fürst entweder tapfer oder grosmüthig, warum aber leuchtende Vorzüge trüben durch unklaren Ausdruck? Wer denkt denn bei dem Anblick des selbständigen Mannes an Sattel oder an Huf? Und doch sollte ein mannhafter Fürst ritterlich seyn? Nun, so wäre er entweder ein Schütze oder ein Reimschmied oder ein Spieler, denn die sieben Rittertugenden des Mittelalters waren: Pfeilschiesen, Fechten, Reiten, Schwimmen, Jagen, Schach und Reimen; nichts Schwärmerisches, alles sehr nüchtern, jenes Reimen grosentheils mitbegriffen.

Dielizsch an Hartwig.

Sind Sie zufrieden, uns wieder in der Heimath zu wissen? Ich gestehe, diese achtzehn Monate entschwanden uns schneller als wir anfangs gedacht hätten, auch gibt Alfred die Hoffnung nicht auf, seine lebenswürdigen Bekannten sämmtlich wieder zu sehen. In den nächsten Jahren ist dies freilich unmöglich, schon jezt fesseln ihn ernstere Dinge. Hievon nachher; vorerst muss ich einiges aus der lezten Vergangenheit nachholen.

Unsere Rückreise geschah im Flug. Der Herzog empfing seinen Sohn auf einem Jagdschloss, und führte ihn Sonntags nach der Hauptstadt sogleich in die Kirche. Das Gedränge war gros, obschon er alle Feierlichkeiten verboten hatte, und wie Jedermann wusste auch selbst keine anzustellen gesonnen war. Mir versicherte er seine Zufriedenheit auf die huldvollste Weise, der Jüngling sey gewandter und ansprechender geworden, und habe dessen ganzes Denken und Thun einen kräftigern Aufschwung gewonnen; das Gediogene werde noch folgen.

Von Alfreds frühern Gespielen waren einige kürzlich Cadeten geworden, die ältern rüsteten zum Abzug auf die hohe Schule, alle hatten sie aber so viele Geschäfte, dass der frühere Umgang beschränkt werden musste. Auch thaten die Leutchen anfangs etwas spröde, obschon er sie

mit Wärme empfieng. Für alle Fälle hatte ich ihn vorbereitet, nicht sogleich von sich zu sprechen, oder ihnen vorzurechnen, wie gut er sich unterhalten und was er alles gesehen habe. Besser werde er sich zunächst nach ihren eigenen Erlebnissen erkundigen, und alsdann etwas von den seinigen mittheilen, jedoch nicht ununterbrochen, nicht absprechend, nicht verschönernd, jene haben gewiss bereits manches über die Schweiz gehört oder gelesen, nicht alles dürfte auch ihnen so wichtig scheinen; vielleicht werden Fragen an ihn gerichtet, die er nicht zu beantworten vermöge, auch könne ja der eine oder andere ebenfalls Reisen gemacht und merkwürdigere Dinge erlebt haben. Einiges hievon traf wirklich zu, auch überzeugten ihn die allmählig aufgetischten Erzählungen von der Nothwendigkeit, die Eindrücke zu schichten und nur das Wichtigere davon mitzutheilen. Jene Anweisung unterlies ich nicht, weil auch viele Erwachsene nach einer Heimkehr sich die kleinlichsten Reiseberichte selten versagen.

Seine Wohnung wurde durch Hermanns Abzug freilich etwas einsamer, dafür speist er jetzt mit dem Vater zusammen, und findet da beinahe täglich einige gebildete Gäste. Obwohl kein Freund von grossen Mahlzeiten, das Essen nimmt uns höchstens eine Stunde, hält der Herzog seit Jahren doch sehr auf gesellige Gastlichkeit. Dadurch hat er in unserem Städtchen eine Eintracht der Stände, einen Wetteifer im Bessern und eine Feinheit der Lebensart hervorgerufen, wie dies früher hier unbekannt war. Auch Ausländer verweilen gerne bei uns, und die Gräfin Erchel-

stein macht seit dem Tode ihres biedern Gemahls im Winter ein angenehmes Haus, die übrige Zeit verlebt sie bei Kuno, der von seinen Gütern fast nicht wegzubringen ist.

Am Hofe hat sich im Ganzen nichts verändert, ausser dass bald nach Clotildens Ableben Snätlinge mit vollem Gehalt in Gnaden entlassen wurde. Niemand, so einflussreich und wandelbar sind die äussern Verhältnisse, nahm Antheil an ihr, viele wünschten sich sogar öffentlich Glück, von diesem Quälgeist endlich befreit zu seyn. Es kam nun zu Tage, dass sie unter dem Vorwande, alles wissen zu müssen, theils geheime Kundschafterinnen gehalten, theils sich unmittelbar in die häuslichen Angelegenheiten anderer gemischt hatte, um alles bis auf den Anzug der armen Fräulein stets unter ihrer Ruthe zu haben. Damals gab ihr selbst die nachsichtige Gnade des Herzogs Veranlassung sich zu rühmen, sie könne bisweilen für ihre Freunde wirken; erhielt dieser oder jener eine wohlverdiente Beförderung, so lies sie merken, wie ihr dies längst am Herzen gelegen. Auch vertraute sie denen, welche sie besuchten, unter dem Siegel des Geheimnisses gerne irgend eine üble Nachrede über andere, und glaubte damit einen Beweis groser Freundschaft gegeben zu haben. War hieraus Zwietracht entstanden, so fand sie, in so fern das Gegentheil einer Medea, ihr Vergnügen darin, mit reger Geschäftigkeit Frieden zu stiften; hiemit schloss sie allen den Mund und erwarb sich noch Dank. Ihr übriges Benehmen war um nichts besser. Wie einst die nahe Ankunft eines königlichen Prinzen gemeldet war, äusserte sie, als

gälte es auch ihr, grose Freude über die Ehre dieses Besuches, und hatte den hohen Gast schon lieb ohne ihn noch gesehen zu haben. Nur sein zugleich angesagtes Gefolge misfiel ihr. Statt des Hauptmannes hätte sie, wenn es denn doch ein Subalterner seyn solle, lieber einen Rittmeister gewünscht, hoffte aber, es werde wenigstens kein Artillerist seyn, eher ein Jäger. Vom Arzte sagte sie, ein Emigré habe einst ihrer chère maman erzählt, in Versailles sey das Döchterchen der Marquise de Pompadour nur Morgens zum Vorschein gekommen, sonst aber in seiner Stube geblieben, bis man es rief. Voyez-vous, le Médecin ne paraît pas, soll sich ein Ständchen bringen lassen in Karlsbad, oder Pillen verschreiben, Punctum. Der Ministerialrath, welcher vielleicht zufällig an der Spize des Gefolges stand, war ihr vollends ein Gräuel; mit diesem wisse sie gar nichts anzufangen, ein solcher Actenbündel gehöre ja nicht einmal unter einen Stab. Doch nicht alles sollte ihr hingehen. Unser Hofmarschal, ein gediegener unterrichteter Mann, der sie gerne in die Enge trieb, hielt ihr sogleich entgegen, dass einst in Bologna von Rechtslehrern die Ritterwürde ertheilt werden durfte, und dass eben dort ein groser Kaiser in Mitte solcher gelehrten Herren öfter ausgeritten sey. Hierüber fiel die Arme beinahe in Ohnmacht, fasste sich aber schnell und erklärte, das glaube sie nicht, lasse sich auch nicht überrumpeln; die Unordnung sey freilich alt, aber den Wirrwar in Schuz nehmen, wäre perfid, Niemand sollte es wagen, einer kaiserlichen Majestät so etwas rein Unmögliches nachzusagen. Dennoch

wurde sie später gegen jenen Ministerialen sehr zutraulich als sie erfuhr, derselbe habe ihrer Base, die von verschmizten Erbschleichern geprellt werden sollte, glänzend zu Recht verholten. Ja sie meinte, er könne sogar noch hoffähig werden, Ausnahmen für roturiers habe bisweilen auch der hochselige Louis XV. statuirt. Uebrigens gieng ihr sehr nahe, dass jener liebe Prinz so mir nichts dir nichts umherreise. Zur guten Zeit haben solche Herrschaften hübsch in der Residenz zu verbleiben oder nie anders als mit *éclat* in Mitte ihres Hofes zu erscheinen geruht, so wie jezt habe keiner das Herz gehabt über die Schnur zu hauen. Auf solche Weise glaubte sie ihre Leute „instruiren“ zu müssen, obschon sie tief unter allen übrigen steht.

Bei Besuchen dieser Art erschien Alfred mit mir gewöhnlich in des Herzogs Gemach, wohin Niemand vom Hofstaate kam, dieses Mal jedoch mussten wir in den grossen Empfangsaal gehen, den Snätlinge ihr *territoire par excellence* nannte. Sie hatte sich dort, wohl in der Meinung, um sie drehe sich alles, einzelne Stellen gemerkt, von wo man mittelst der Spiegel rückwärts sehen kann. Als ich nun mit Alfred eintrat, entdeckte sie uns sogleich, und that beinahe, als mache sie Anstalt, ihn feierlich zu empfangen und dem Fremden entgegenzuführen. Eben wollte ich bitten, sich nicht zu bemühen, als uns der Herzog rief. Bald darauf stellte er mich dem Prinzen vor, der sich höchst liebenswürdig und theilnehmend mit mir unterhielt, was ihr, wie früher mein Wirkungskreis, wieder sehr merkwürdig schien.

Snätlingens Umtriebe konnten dem Herzog nicht alle verborgen bleiben, dennoch erklärte er, sie habe eigentlich kein böses Herz, aber eine falsche Ansicht von ihrer Stellung. Dadurch hätte sie allerdings, wäre er nicht dazwischen getreten, auch seinen Alfred verdorben; sie würde diesen umschmeichelt, von allem Tüchtigen abgelenkt, oder ihn mindestens mit unwissenden Menschen umgeben haben.

Diese letzte Aeusserung bezieht sich auf einen ihrer Schritte, den ich erst neulich erfuhr. Kurz vor unserer Schweizerreise hatte sie nemlich dem Herzog unter den lebhaftesten Versicherungen gränzenloser Anhänglichkeit vorgetragen: sie glaube mit allem übrigen ziemlich im Reinen zu seyn, ihre Ehre erheische aber, sich endlich doch seines herangewachsenen Sohnes anzunehmen. Man finde den Erbprinzen so gelehrt, dass er wirklich mehr wisse, als nöthig sey, jezt wäre die höchste Zeit, dass er standesmäsig auftreten und das Leben doch auch genießen lerne. Eigentlich hätte ja schon längst ein faishonabler Cavalier zu ihm gehört; sie freue sich, einen solchen zu kennen. Das sey ein charmanter junger Herr, höchst liebenswürdig, gewiss nicht Pedant, er habe gar nicht studirt, auf Universitäten werden die Leute ohnehin nur verdorben, es sey immer unter seiner Würde gewesen, sich für etwas anderes als für einen Hofdienst bereit zu halten; im Salon unübertrefflich spreche er französisch wie ein Engel; zufällig von ihr ein Vetter à la mode de Bretagne, der aber dem Erbprinzen gewiss alle Ehre machen würde. Da es nun ohnehin unmöglich sey, dass ich fernerhin bleibe, so wage

sie diesen vorzuschlagen und würde sich glücklich schätzen, den hohen Wünschen des gnädigsten Herrn zu entsprechen. Der Herzog dankte für die Versicherungen ihrer Anhänglichkeit, erklärte aber rund, ihren Schützling könne er nicht verwenden, am wenigsten bei Alfred, wer unbrauchbar für den Staat sey, taue auch nicht für den Hof. Uebrigens möge sie erwägen, ob er sich jemals erlaubt habe, in ihren häuslichen Angelegenheiten mitzusprechen.

Unter tausendfachen Entschuldigungen zog sich Snätlinge zurück. Ohne jedoch entmuthigt zu seyn, zettelte sie insgeheim etwas anderes an. Durch eine Bekannte, die früher etliche Monate in der Schweiz zugebracht hatte, lies sie an die Frau des Landammanns, von welchem ich lezthin sprach, bald nach unserer Ankunft vertraulich schreiben: »sie bedaure unendlich, wenn unser Hof nicht im besten Licht erscheine, unbekannt, aber inständigst bitte sie um Verzeihung, dass der Erbprinz nicht Jemanden bei sich habe; es sey jedoch in der That nicht ihre Schuld, in Deutschland richten die Frauen oft mit dem besten Willen leider nichts aus, die französischen Damen seyen freilich weit glücklicher. Indess lasse sich die Sache noch decken, Alfred werde ja als Kind behandelt. Sie als Frau von Welt sehe nur zu gut ein, dass man in Verlegenheit seyn werde, dem Kinde unterthänigst aufzuwarten; da sich dies aber an grosen Galatagen doch nicht gänzlich umgehen lasse, so schlage sie vor, sich nur an den Kammerdiener zu wenden, dieser sey deswegen mitgegeben.« Die Republikanerin, bei der wir Hausfreunde waren, hatte diesen Streich

während unseres ganzen Aufenthaltes verschwiegen, erst am letzten Abend zeigte sie mir den Brief. Bleibt man bei Ihnen so lange kindisch? fragte sie lachend. Ist der Prinz nicht bereits gröser als Sie? Oder sind Sie vielleicht auch ein Kind? Oder ein Herr Niemand wie Ulysses? Wird im spröden Deutschland ein anmeldender Kammerdiener unter die Herrschaften gerechnet? Erhebt dieses wichtige Geschäft zu einem Jemand? Müsste man nicht bei einem Schock solcher Jemand fragen, wie, und sonst Niemand? Kurz, die Schweizerin machte sich ungeachtet meiner Einreden herzlich lustig; ein Glück, dass sie überaus wohlmeinend war, in schlechten Händen, besonders bei Stellenjägern die man auch dort häufig findet, hätte uns ein so hinterlistiger Brief gänzlich zu Grunde gerichtet.

Dennoch glaubte ich nach unserer Rückkehr einen Besuch bei Snätlinge vorschlagen zu müssen. Sie lebte jezt in tiefster Zurückgezogenheit, hatte sich, wie man uns versicherte, gänzlich umgeändert und galt allgemein für eine Betschwester; auch faste sie häufig, gebe reichliche Almosen, versage sich alle Bequemlichkeiten und halte im Augenblick nicht einmal eine Magd. Indess, hatte Alfred seine übrigen Bekannten aufgesucht, so durfte er hier keine Ausnahme machen. Wir begaben uns also auf den Weg. Beim Eintreten in ihr einsames Häuschen vernahmen wir eine dünne schrillende Stimme, welche aus der obern Stube zu dringen schien und ein Kirchenlied sang. Als es endlich stille ward, klopfen wir an und trafen? ein altes Weib, nachlässig gekleidet, mit gefalteten Händen und dem

Ausdruck einer Sybille vor einem grossen Buche sitzend. Ueber unsern unerwarteten Anblick betroffen, stand sie hastig auf, überschüttete uns mit einer Fluth von Begrüssungen, unterbrach sich aber plötzlich mit den Worten: doch, das Wesen dieser Welt vergeht. Ich habe ihr entsagt, meinen Augen sind die Schuppen entfallen, das Ableben der Fürstin hat mich erleuchtet. Dann fuhr sie fort, sie sey verblindet gewesen, und danke jezt Gott, dass er ihr diese Einsamkeit schenke zur Vorbereitung für die Ewigkeit; Alfred möge sich nicht täuschen lassen vom Glanze, alles sey eitel und nichts eitler als dieser; am Hofe habe sie sich niemals glücklich gefühlt, jezt lebe sie in der Bibel, und komme ihr je ein Gedanke an die Welt, jene Bücher, die ihr unlängst durch Erbschaft zugefallen, schlagen ihn vollends zu Boden. Hierauf zeigte sie uns einige Kupferwerke, in welchen die Gräfte des Habsburgischen Kaiserhauses und die Königsgräber in St. Denis abgebildet sind. Unter den leztern wies sie besonders auf ein Denkmal hin, es stellte vor Franz I. und dessen Gemahlin, beide im prachtvollsten königlichen Schmuck einträchtig neben einander knieend und betend, aber zu den Füsen ihrer eigenen Leichen, jede im Todtenhemde. Prinz, das Wesen dieser Welt vergeht, wiederholte sie mit schauerlicher Stimme, und wünschte für Alfred unter heissen Thränen Segen von oben; gegen mich aber betheuerte sie beim Abschied ihre „gröste, allergröste Hochachtung“ und reichte mir beide Hände zugleich. Konnte ich sie zurückstosen?

Alfred war tief ergriffen. Mit ihren frühern Ränken

unbekannt, hatte er wohl nur angenehme Erinnerungen erwartet. Ich überlies ihn für jezt seiner Stimmung, benützte sie aber später, um ihn vertrauter mit der Menschenkenntniss zu machen, die uns nun immer wichtiger wurde.

Verhältnisse wie seine bisherigen, bilden zwar keine sogenannte Schule des Schicksals, allein sie bewahren vor jenen schmerzlichen Erfahrungen, durch welche der Glaube an das Edlere des Menschen erschüttert, zerstört werden kann. Mag immerhin, während das Herz sich erweitert und stärkt, auch eine gewisse Leichtgläubigkeit mitgehen, ist diese nicht besser als lauernder Argwohn? Indess muss man einen Mangel zu beseitigen suchen, ohne dafür Fehler unterzuschieben. Nur scheint die ganze Sache vielen gefährlich. In der richtigen aber einseitigen Voraussetzung, das unverdorbene Gemüth könne im Gedränge des Lebens leicht verzagen oder verwildern, sehen sie nicht auf das viele Gute, welches sich doch ebenfalls im Leben darbietet, und glauben dagegen, als könne eine Frucht nicht auch von innen heraus faulen, alles gethan zu haben, wenn sie ängstlich absperren, dabei noch unablässig warnen vor bösen Menschen oder zuletzt das Beste von spätern Jahren erwarten. Heist dies aber nicht, dort den Weg zur Menschenkenntniss geradezu verschliesen, hier ihn dem Zufall überlassen, so viel wie nichts thun? Gestehen wir nur, dass uns die Fehler anderer wenn nicht oft gleichgiltig, doch gewiss desto unschädlicher sind, je weniger sie uns reizen. Diese eigene Reizbarkeit, nicht sowohl fremde Fehler haben wir zu fürchten, ja sogar fremde Vorzüge, welche

sonst so vieles ausgleichen und von denen mancher alles Heil erwartet, ohne es vielleicht selbst zu besitzen, können auf diese Reizbarkeit nachtheilig einwirken. Sachgemäßer handeln daher jene, welche einen gutgearteten Jüngling allmählig einführen, ohne ihn überhaupt zu reizen und mit steter Rücksicht auf sein Inneres hiezu ausser einem geordneten Umgang die Geschichten vom Laufe dieser Welt benützen, so wie Ereignisse des Tages im Bösen wie im Guten, auch Bühnenstücke, besonders einige von Molière. Der Beobachtende ist in allen diesen Fällen nicht Mitstreiter kann also unbefangener zusehen von fremden Verhältnissen weniger empfindlich als von eigenen ergriffen, er misbilligt an ihm sonst unbekannten Menschen Fehler, die er an seinem Ich vielleicht nicht bemerkt oder entschuldigt hätte, kann sich also einen kleinen Schatz von Lebensweisheit anlegen, ohne ihn mit dem guten Glauben oder mit der innern Ruhe zu bezahlen. Er wird mit dem Gift der Welt auf schützende Weise geimpft. Wer aber ausschliesslich nur andere beobachtet, kommt in Gefahr, kalt, streng, ungerecht gegen sie zu werden. Schon deshalb muss er sich zu einem Mithandeln bestimmen, durch welches ihm das eigene Selbst erschlossen wird. Hiemit ist seine Aufgabe eine zusammengesetzte. Sie ladet ihn ein, nicht die Einsicht in einige Seiten einiger Menschen mit der Kenntniss des Menschen selbst zu verwechseln, sondern das Gemeinsame unseres Wesens zu ergründen, damit er lerne, auf welche übereinstimmende und verschiedene Weise in andern sowohl als in ihm dieses Gemeinsame offenbar werde. Hier wie dort

muss er richtig beobachten, um richtig schliessen zu können ; gewöhnlich fehlt es an beidem. Hievon sollte auch Alfred sich überzeugen.

Als er mir eines Tages vertraute, es habe ihm Jemand, den er übrigens zum ersten Mal gesprochen hatte, ganz besonders misfallen, konnte er, über den Grund befragt, sein Urtheil nicht hinreichend rechtfertigen; die letzte Ursache desselben schien sogar in einem dunkeln Gefühl zu versinken, das sich jeder weiteren Nachweisung entzog. Dass er dennoch Recht hatte, blieb übrigens möglich. Wie er aber später an demselben Menschen auch manche gute Eigenschaften erkannte, war sein früherer Irrthum unläugbar; es entging ihm nicht, obwohl nicht ohne Befremden, dass er sich bewusstlos für einen entscheidenden Richter gehalten, ohne weder seinen Maasstab noch den Gegenstand desselben vorher gehörig geprüft zu haben, dass er mithin auch sein Urtheil so wenig als sein Gefühl geradezu für untrüglich ansehen dürfe. Mit dieser Folgerung hatte er eigentlich einen grossen Schritt gethan, um künftig weniger zu irren; wir blieben ja nicht bei der Wirkung stehen, sondern suchten die Quelle derselben auf. Diese wurde indess, obschon wir öfter auf den ersten Fall zurückkamen, denselben auch umgekehrt auf angenehme Eindrücke anwandten, erst vollkommen zugänglich, nachdem er eingesehen, es suche, wer andere beobachtet, eigentlich dreierlei zu erfahren, nemlich was der andere thue, wie er es thue und warum er es thue. Nun zeigte sich, dass er diese drei Beziehungen nicht gehörig geschieden, sondern sie sämmtlich

untereinander geworfen, das Wie mit dem Was verwechselt, oder beides überspringend mit dem Warum begonnen hatte, anstatt damit aufzuhören. Wir betrachteten hierauf jede dieser Beziehungen einzeln für sich und fiengen eigentlich jetzt erst an zu beobachten.

Durch eine Reihe von Fällen, die wir nach allen diesen Seiten untersuchten, ergab sich nun, dass unserem Zweck viele Schwierigkeiten, theils in andern, theils in uns selbst entgegenstehen. Schon mit jenem Was und Wie kann ich mich täuschen, auch wenn mir ausser Worten und Handlungen eines Menschen, noch dessen Blick, Stimme, Gebärden ihren Beistand anbieten. Ich bin nehmlich, um die Wahrheit zu beichten, geneigt, aus einer vereinzelter Wahrnehmung sofort den ganzen Menschen zu beurtheilen, ihm wegen eines Vorzuges nichts Fehlerhaftes, wegen eines Fehlers nichts Vorzügliches beizumessen, und mich in einem Fall wie im andern noch besonders danach zu richten, wie er sich gegen meine Wenigkeit, ob anziehend oder abstosend benimmt. Mithin bin ich geneigt durch meine Brille zu sehen ohne sie nur gereinigt zu haben, ich kann also leicht andere nach der Stimmung beurtheilen, in welcher ich mich eben befinde, so dass ein und derselbe Mensch in ganz verschiedenem Licht oder Schatten erscheint je nach meinem augenblicklichen Zustand. Ebenso bin ich geneigt in andern mich selbst zu erblicken; was mir an ihnen zusagt suche ich am liebsten auf, anstatt sie zu erkennen, möchte ich von ihnen anerkannt seyn, und erkläre dann vielleicht unbedenklich, diesen könne ich

„leiden“, jenen nicht, als habe jeder auch der angenehme etwas mich mehr oder weniger Belästigendes, und als hänge Werth oder Unwerth der Mitbrüder von meiner Selbstliebe ab.

Gesezt aber, ich hätte wie ein geschickter Maler die äussern Bedingungen rein aufgefasst, ohne sie durch unbewachte Einmischung meines Ich zu trüben, so habe ich doch höchst selten Gelegenheit, andere Menschen nach allen ihren Seiten zu erforschen; nur aus einzelnen ihrer Reden und Handlungen kann ich zu einem Bilde etliche Züge sammeln, welche auch wenn sicher, doch vielleicht sich widersprechen, oder wenn sie stimmen, nicht vollständig genug sind, um wie bei jenem Künstler das Wirkliche getreu abzuspiegeln. Dürftig und mangelhaft wie es ist, gibt mir jenes Was und Wie mehr nicht, als bloße Wahrscheinlichkeit, und nehme ich, um sie zu ergänzen, das Warum die Beweggründe zu Hilfe, wird mir gelingen, diese verborgenen Triebfedern eines andern zu enthüllen? Schon mit dem Auffinden meiner eigenen habe ich oft viele Mühe, obgleich mir das Ich stille hält, und bis in seine geheimern Fäden zugänglich ist, wie dürfte ich mir anmaßen einem andern unmittelbar in der Seele zu lesen? Dennoch bleibt mir nichts übrig, als in der Voraussetzung andere werden eben so wie ich wollen, denken und empfinden, ihren Zustand mit dem meinigen zu vergleichen, und von diesem auf jenen zu schliesen. Ich gehe daher in mein Inneres zurück und von diesem auf das der andern über. Allein durch emsige Beschäftigung mit dem Ich

wird leicht Selbstsucht so wie Selbsttäuschung genährt, und dringe ich, diese Gefahr glücklich vermeidend, tiefer ein, so begegnen mir freilich Beweggründe, aber nothwendige, zufällige, willkührliche Beweggründe, alle bald stärker, bald schwächer, auch die guten und bösen; ja es lässt sich nicht einmal läugnen, dass ich selbst nicht immer an alles denke was ich thue, also oft ohne mir gegenwärtige Beweggründe handle, oder auch dass ich meine Grundsätze ändere, in der Ruhe nicht ganz derselbe bin, wie in der Bewegung, und mich nicht gerne beobachtet weis, oder wenn beobachtet wissend, mich gerne verstelle, und überhaupt theils mein Warum lieber für mich behalte, theils sogar die Verbindung des Warum mit dem Wie und Was auflockere. Gerade so sind viele Menschen auch. Sie irren häufig ganz auf dieselbe Weise wie ich, mischen den Irrthum leicht mit ihrem ganzen Thun und Lassen, besonders aber mit ihren Urtheilen wie ich, sind ebenfalls häufig mit sich nicht im Reinen, wissen nicht was sie thun oder seyn werden, wollen sich absichtlich bald zeigen, bald nicht zeigen, können sich auch nicht immer so geben, wie sie möchten, und doch soll ich entscheiden, wie sie sind oder ob sie anders sich geben als sie sind? Indess so gewiss ich mir der Gründe für viele meiner Handlungen schon vorher bewusst bin, für manche es nachher werden kann, so gewiss findet dasselbe bei andern Menschen auch statt; aber wenn ich solche Gründe im Innern eines andern wiederzufinden glaube, bin ich versichert, die Stärke oder Schwäche der seinigen richtig zu messen, und wenn ich

gar die Wahl unter mehreren Gründen habe, die nothwendigen nicht mit den willkührlichen oder zufälligen zu verwechseln? Fände sich vollends, dass zwei Menschen nicht bloß verschiedene Wärme des Blutes haben, sondern auch das Gleiche aus ungleichen Gründen thun können, wie dann? Sicher ist nur, dass jeder bei allen seinen Mängeln sich für gut hält und dafür gelten will, wieder wie ich.

Aus solchen Erfahrungen, die wir jedoch ohne uns in gefährliche Grübeleien über das Ich zu vertiefen, nur bei ganz heiterer Stimmung und mittelst wechselseitiger Bekenntnisse allmählig schöpften, flossen die einfachen Lehren: um das gerechte Urtheil über andere zu finden, habe ich, ohne von einem einzelnen Umstand oder Eindruck bestimmt zu werden, mehreres und zwar Thatsachen noch besser als bloße Worte zu sammeln; auch für dieses Urtheil habe ich besonders wegen des Warum keine unbedingte Gewissheit und beschränke dasselbe noch am sichersten auf ein bestimmtes Was und Wie, ohne es auf den ganzen Menschen auszudehnen, was ohnehin nur selten nöthig wird; jedenfalls muss ich mit möglichster Unbefangenheit beobachten, daher alles abziehen, was nicht auf erwiesenen Gründen ruht, und aus Stimmung, Leidenschaft, Vorurtheil, Trägheit oder Schwäche des Beobachters entstanden seyn könnte; endlich, andere mögen sich in mir täuschen, wie ich mich in ihnen, beide können eben so dies verschulden als sich bestreben, es zu vermeiden. Also kurz: Vergleiche dich mit den andern, die andern mit dir, beides mit Vernunft.

Der wichtige Umstand, wie in der eigentlichen Benützung eines gefundenen Urtheils sich die edle oder unedle Richtung des Beobachters offenbare, wird nicht selten für Menschenkenntniss selbst gehalten, er ist jedoch bloß eine Art der Anwendung derselben und gehört unstreitig in ein anderes Gebiet. Ohne dieses hier näher zu berühren, darf ich doch nicht verschweigen, daß Menschenkenntniss auf unserem bezeichneten Wege weiter fortgesetzt unmöglich zur Menschenverachtung führe. Spricht aus letzterer weiter nichts als tief verwundete Selbstsucht, welche aller Gerechtigkeit fremd, beharrlich eine bittere Rache übt, eigentlich aber immer nur sich selbst anklagt und verurtheilt, so lehrt jene hingegen jeden durch die oft wiederholte Vergleichung anderer mit seinem eigenen Innern in diesen andern sich selbst mit allen seinen Wünschen, Hoffnungen, Triebfedern, Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten begreifen. Schon deshalb muß er eben so fremde Theilnahme ansprechen, wie seine Urtheile mildern. Ich liebe mich selbst meiner Fehler ungeachtet, wie dürfte ich den Nächsten hassen oder verdammen wegen der seinigen? Der wahre Kenner der Menschen ist auch ihr Freund, ihr treuster Freund, der seine Einsicht zu ihrem Heil, nicht zu eigensüchtigen Zwecken benützt.

Alfred hatte längst in solchem Sinne gehandelt und wo er es unterlies, suchte ich ihn stets, wie schon bei dem Diener, bei Philipp, Hermann und den Gespielen angedeutet wurde, dafür zu stimmen. Jetzt aber trat das Ganze mit

tieferer Begründung in sein Bewusstseyn, um so zuverlässlicher schritten wir weiter.

Da bei unsern fortgesetzten Beobachtungen nothwendig wurde zu wissen, aus welchen Theilen das Wesen des Menschen überhaupt bestehe, weil man sonst unmöglich angeben kann, wie weit sie der einzelne besize und wie er sie gebrauche, so führte dies unvermeidlich in die Gebiete des Empfindens und Denkens. Wir besprachen nun gelegentlich die verschiedenen Richtungen der Empfindung, wie Begehren und Verabscheuen, Freude und Trauer, Hoffnung und Verzweiflung, Muth und Furcht, Ehre und Scham, Ruhm und Eitelkeit, Mitleid und Neid, Liebe und Hass. In der jugendlichen Seele ist das Empfinden ausgeprägter als das Denken. Als wir zur Betrachtung des letztern übergiengen, fand sich, dass die Art desselben für Alfred so unbekannt war, wie früher das Buchstabiren, obgleich er damals schon viel geplaudert wie seither schon viel gedacht und in diesem Denken gewisse immer wiederkehrende von der Sprache ganz unabhängige Geseze befolgt hatte. Um nun zu zeigen, wie durch Anwendung solcher Geseze ein Mensch auf den andern im Reden wirkt, nahm ich keinen Anstand, zunächst aus eigenen Aeusserungen, dann überhaupt aus der Sprache des Umgangs manche der sogenannten rhetorischen Figuren nachzuweisen. Statt jedoch zu sagen, dass hundert Segel Synekdoche heisse, kalter Tod Metonymie, oder Fus des Berges Metapher, unterschied ich bloß zwischen eigentlichen und uneigentlichen Ausdrücken. Mehr hervor-

gehoben wurde hingegen, wie häufig die Antithese, Ironie, Reticenz vorkomme, wie unangenehm Trockenheit oder Ueberfluss werde, wie Leidenschaftliche, besonders aber wie Frauen und Juden sich bewusstlos, jedoch wirksam vieler solcher rhetorischen Figuren bedienen, und dergleichen.

Hierauf suchten wir auch die gewöhnlichen Geseze des Denkens zu ermitteln, welche im Gespräche befolgt werden. Sätze und Urtheile waren für unsern Zweck bereits hinreichend bekannt, weniger aber jenes Verfahren, welches aus zwei Sätzen einen dritten ableitet; und noch weniger, dass unsere Gespräche häufig aus unvollendeten Schlüssen bestehen, denen irgend ein Glied fehlt; auch dass man oft den Schlusssatz voranstellt, und die eigentlichen Vorderglieder als Folgerungen gibt; so wie dass im Dilemma zwei Gegensätze sich vereinen, um eine zwingende Schlusskraft hervorzubringen. Nicht geringere Aufmerksamkeit erforderten die Fehlschlüsse der Sophistik, so fern sie z. B. verdecken, dass es Gegensätze gibt, welche eine Mitte haben, wie kalt, heis und lau, oder dass jedes Subject gewisse Gegensätze nicht zulässt, wie auf den Himmel leicht und schwer nicht anwendbar ist; oder dass aus Ursachen oft falsche Wirkungen abgeleitet werden, und umgekehrt; oder dass vom Bedingten nicht auf das unbedingt Wahre und überhaupt aus Vordersätzen nicht zu viel geschlossen werden darf; oder dass ein ungewisser Satz nicht durch einen noch ungewissern, den man für beweisend ausgibt, vermöge der *petitio principii* erläutert

werden soll etc. Jezt sehen wir noch theils auf den Antheil, welchen die verschiedenen geistigen Kräfte des Menschen an seinem Denken, Empfinden und Handeln haben, also auf Verstand, Einbildungskraft, Wiz, Gedächtniss etc., theils auf den Einfluss äusserer Umstände, also auf Alter, Befinden, Erziehung, Verhältnisse und Mischung dieser Bestandtheile.

Macht nun Alfred durch sich selbst die Erfahrung, dass in unserem Innern nicht nur mannigfache Kräfte, sondern auch unwandelbare Geseze für diese Kräfte vorhanden und lebenslang thätig sind, so wird er als Unterthan dieser Geseze und mit ihnen vertraut, desto sicherer auf dem Boden der Wirklichkeit stehen. Wenn die fortgesezte Bekanntschaft mit solchen Dingen sich eignen dürfte, ihm über den guten oder schlechten Gebrauch, welchen die Menschen von den ihnen gegebenen Mitteln machen, die nöthige Aufklärung zu geben, so kann er, vom Einzelnen zum Allgemeinen übergehend, auch in den Geist der verschiedenen Stände, so wie in die Vorurtheile jedes besondern Standes, selbst in die seines eigenen eindringen. Und hier mag er statt Vorurtheile unbedingt zu verdammen, sich richtiger überzeugen, dass sie zähe Bestandtheile der Gesinnung, gewöhnlich nur zu scharf ausgeprägt, auch einseitig, ja ungerecht angewendet, an sich aber selten ganz grundlos sind, und Anspruch auf Schonung, obwohl nicht auf Zustimmung haben. Gleichzeitig ist zu hoffen, er werde immer unbefangener und unbestechlicher andere nach ihren Gaben und Neigungen behandeln, zugleich aber

auch ihr Benehmen gegen ihn selbst gehörig würdigen lernen. Somit wird er dann von ihnen weniger abhängig, und gewinnt auch von dieser Seite mehr und mehr eine auf Einsicht ruhende Selbständigkeit.

Die Ergänzung unserer Forschungen blieb dem gebundenen Unterricht überlassen. Dieser ist bereits in vollem Gange. Nach seiner Heimkehr hatte Alfred wegen der bevorstehenden Unterweisung im Kriegswesen sich einer Prüfung zu unterwerfen, wie sie bei uns hauptsächlich nach preussischem Muster vorgeschrieben ist, z. B. in der Mathematik: Geometrie mit Einschluss der ebenen Trigonometrie und Algebra mit Einschluss der Gleichungen des zweiten Grades. So weit, aber weiter auch nicht, war er hierin gekommen, in den übrigen Fächern wusste er grötentheils etwas mehr als gerade verlangt wird. Statt der schriftlichen Aufgaben genügte die Vorlage von Heften seiner eigenhändigen Arbeiten in deutscher und französischer Sprache. In Gegenwart des Herzogs und einiger sachkundigen Zeugen nahm ich selbst die mehrstündige Prüfung vor, wie es auch bei andern Jünglingen meist von ihren bisherigen Lehrern geschieht. Der Kenner sieht sogleich, ob etwas richtig verstanden oder nur auswendig gelernt ist, besonders wenn man Fragen aus dem Ende eines Abschnittes stellt, von wo man rückwärts mehrere Hauptlehren entwickeln lassen kann.

Nachdem er für reif erkannt war, hätte ihn eigentlich unsere Cadetenschule aufnehmen sollen, allein der Vorstand erklärte, seine Anstalt sey noch immer im Werden begriffen,,

und von wünschenswürdiger Vollkommenheit so entfernt, dass Alfred mehr ihr nützen könnte, als sie ihm, auch komme dort vieles nicht Militärische vor, blos damit die Zöglinge nicht hinter andern Ständen an Bildung zurückbleiben. Alfred erhält also den engern militärischen Unterricht allein, und zwar von einem hierin vieljährig geschulten Hauptmann, die Uebungen auf dem Waffenplaze aber theilt er gemeinschaftlich mit den andern; dabei hat der Herzog ausdrücklich befohlen, sein Sohn müsse durchaus wie es der Dienst erfordert, behandelt werden. So erscheint denn der Zögling stets im Dienstkleide seiner Stufe, auch am Hof. Er steht vorerst unter der Leitung eines Führers, in dessen Zug die wenigsten Strafen vorkommen. Dieser Mann wusste sich seinen sämtlichen Untergebenen so nahe zu stellen, dass er sittlich auf sie einwirkt, ohne sie zu Zeugen seiner eigenen Schwächen zu machen. In dieser Absicht lässt er je zwei und zwei seiner Leute sich zusammenthun, so dass jeder der Freund, Gehilfe und Aufseher des andern ist, und das Benehmen des einen auch zur Ehrensache des andern wird. Schon dies verhütet eine Menge von Fehlern. Fällt dennoch ein solcher vor, so lässt unser Mann den Thäter durch den Beistehrer warnen, ist dieses fruchtlos, so mischt sich der Waibel ein, und erst wenn auch dieser nichts ausrichtet, der Zugführer unmittelbar. Lezterer sucht nun den Fälligen unter vier Augen zur Einsicht der Fehler zu bringen, zeigt ihm die Ursachen derselben, die Mittel, sie abzuthun, schärft das Ehrgefühl und warnt theilnehmend vor unvermeidlicher Strafe. Dieses Verfahren, dem auch

sämmtliche Waibel unterliegen, trägt die schönsten Früchte. Nicht blos je Zwei und Zwei, auch alle Rotten wetteifern mit einander, so dass der ganze Zug eine an Theben erinnernde innige Verbrüderung bildet, deren Seele ein Führer ist, der freilich nicht in kleinen noch grossen Häusern lungert, sondern seinem Beruf lebt und im Gemeinen den Menschen achtet, ohne der Strenge des Dienstes das Mindeste zu vergeben. Alfred ist einem gedienten Soldaten zugewiesen und erhält später, dessen Auftrag übernehmend einen Neuling beigezelt. Er hat bereits Wachdienste gethan, und zwar, um alles Aufsehen zu vermeiden, anfangs an einem abgelegenen Fleckchen; demnächst bezieht er das Lager und hat später als Waibel zu wirken, um die Behandlung der Leute eben so als die Einzelheiten des Dienstes bis auf die Verpflegung und Reinlichkeit genau kennen zu lernen. So wie er einer Stufe ganz mächtig ist, soll er auf die nächst höhere vorrücken, dann auch Adjutant werden, statt sofort einen solchen zu haben. Jenes Vorrücken könnte allerdings auffallen, da es aber der Kenntniss des Dienstes erst folgt, so geschieht hier nur, was im Kriege Niemanden auffällt und auch im Frieden bei allen andern Gleichjährigen geschehen würde, wenn es Aufwand und Verhältnisse zuliesen; überdies wird hier Niemand dadurch verkürzt, da Alfred umsonst dient. Er mag also lernen seinen Degen mit Ehre tragen. Dass ihn die Vorurtheile des Kriegers nicht einfangen, weis der Herzog zu verhüten. Der Lehrgang ist auf zwei volle Jahre berechnet.

Für Gegenstände der allgemeinen Bildung bleiben während

dieser Zeit, mit Ausnahme der für Waffenübungen bestimmten Monate noch werktäglich zwei Stunden. Logik, Rhetorik, Poëtik, Statistik werden in dieser Frist vorkommen. In der Statistik geht die des Landes der allgemeinen voran, bei letzterer werde ich die staatliche mit der militärischen verbinden nach Rudtorfers Lehrbuch. Ob wir damit rechtzeitig fertig werden, wage ich noch nicht zu bestimmen; erst müssen Logik und Rhetorik durchgearbeitet seyn. Doch haben aus diesen beiden Wissenschaften unsere einleitenden Unterhaltungen bereits so vieles entwickelt, dass namentlich in der Denk- und Seelenlehre das Wichtigere nur noch der Verbindung und Erweiterung bedarf. Wir werden uns hier sorgfältiger als in neuern Zeiten geschieht, mit der ältern Syllogistik beschäftigen.

Hinsichtlich der Rhetorik theile ich die Meinung nicht, es müsse der Fürst ein Cicero seyn; hat er öffentlich zu sprechen, so soll dies nicht aus dem Stegreif geschehen, wobei er mehr oder weniger sagen könnte als er wollte, sondern in abgewogenen gemessenen Ausdrücken, damit er nicht bei reiferer Ueberlegung seine Worte ändern oder zurücknehmen müsse. Schon August hat seine öffentlichen Reden abgelesen. Gäbe indess die Rhetorik auch nichts als eine Anleitung, richtig zu hören und einem zusammenhängenden Vortrag in allenseinen Theilen zu folgen, so wäre sie dem Fürsten schon deshalb nützlich; sie wird dies noch mehr, wenn sie ihn zugleich auf treffende Antworten vorbereitet, indem sie die Gründe kurz zusammenfassen lehrt, um ihnen beizutreten, oder sie bald durch weitere Ausführung, bald durch

Umkehrung einer Schlussfolge zu widerlegen. Aus dem letztern Verfahren flossen schon viele treffende Antworten. Z. B. wie kann noch Jemand verurtheilt werden, wenn Lügen durchhilft? sagte einer zu Kaiser Julian; wie kann noch Jemand freigesprochen werden, wenn die Anklage verurtheilt? erwiederte dieser. In das Innere jener Kunst führt ausser der stetigen Uebung im guten Sprechen besonders die Zergliederung meisterhaft ausgearbeiteter Reden. Den gewöhnlichen Bau eines kirchlichen Vortrags kennt Alfred längst; ich werde jedoch aus Reinhard's Predigten einige ihres geistlichen Gewandes entkleiden, um sie genau auseinander zu legen, z. B. jene über die Gewohnheit, sich mit Mangel an Zeit zu entschuldigen; oder jene über die Macht des Augenblicks; dann etliche aus Cäsar und Thucydides, so wie aus den Gedächtnissreden der französischen Academie etwa die von Racine auf seinen grossen Vorgänger Corneille, welche Condillac so geschickt als geschmackvoll zergliedert hat. Ist ein Gegenstand dieser Art gehörig besprochen und durchdacht, dann mag er auch frei nachgeahmt werden. Viele fruchtbare, obschon häufig geistlose Beispiele zu den einzelnen Lehren und Figuren der Rhetorik bietet uns Christian Weisens politischer Redner.

Die Poetik wird sich auf die Arten der Dichtkunst mit den nöthigen Beispielen beschränken. Die frühern Sprachübungen gehen nun immer mehr über zum Betrachten und Geniesen geistiger Kunstwerke. Da wir in solchen Gegenständen von keinem beengenden Zeitraum abhängen, sollen allmählig die Musterschriften ersten Ranges, die

Fürsten unter den Dichtern der verschiedenen Zeiten und Völker gelesen werden. Gegenwärtig ist, freilich nur in hochdeutscher Bearbeitung, Homer an der Reihe mit Benützung von Flaxmann, Tischbein, Millin und einiger Vasenwerke; manche Stellen laden uns zu Vergleichen mit verwandten in der Aeneide ein, aus welcher, wie aus Ovid's Metamorphosen Alfred das Schönste und Wichtigste bereits übersetzt hat. In Geschichte und Latein wird fortgefahren, mit letzterem stecken wir noch in einem Auszug aus Livius, werden uns aber, sobald dieser vollends durchgelesen ist, zu Horaz wenden. Für höhere Lebensverhältnisse kann ich später den *homme de la cour* des Balthasar Gratiano und Baco's kleinere Abhandlungen benützen. Ich fand diese geistreichen Werke unter den Büchern des Herzogs. Uebrigens geht mein bisheriges Verhältniss allmählig in das eines befreundeten Rathgebers über.

Hartwig an Alfred.

Theuerster Prinz!

Blieb mir auch das Vergnügen, Sie mündlich zu begrüßen, leider noch immer versagt, so bin ich doch Ihrem Lebensgange von der Wiege an bis zum heutigen Tag ununter-

brochen mit innigster Theilnahme gefolgt. Möchten nun diese Zeilen beweisen, wie sehr mich auch ihre Zukunft beschäftigt.

Schon hierin stimme ich also mit Ihnen überein; an jene Zukunft denke gleich Ihnen auch ich mit dem Wunsch und der Hoffnung, dass sie eine glückliche sey. Wohlan, dieses Glück, von vielen blind genannt, während oft nur dessen Günstlinge oder Neider verblendet sind, es liegt seinem Wesen nach bereits in Ihrer Hand, und wird sich auch willig festhalten lassen, zwar nicht durch schlaffe Hingebung, dies hiesse kurzsichtig seine Launen miskennen, auch nicht durch spröde Entsagung, dies hiesse ihm undankbar den Rücken kehren, wohl aber durch vernünftige Selbstbeherrschung, mit der es noch überall und noch immer sich gerne befreundet hat. Kennen Sie einen bessern Weg, so trete ich schweigend zurück, kennen Sie keinen solchen, so bitte ich, auf dem bezeichneten dritten mich einige Schritte begleiten zu wollen. Nur fürchten Sie nicht von unsrem Gegenstand erdrückt zu werden, er ist in der That weniger schwer, als man vermuthen könnte.

Ervägen wir nehmlich, dass der entschiedene Bösewicht sich meist vollkommen in seiner Gewalt hat, so erscheint die Selbstbeherrschung bloß als eine jener Eigenschaften, welche am Edlen und dem Verworfenen gemeinsam sind. Sowohl den einen als dem andern dient sie auf dem Meere des Lebens wie ein Steuerruder dem Schiffer, ob letzterer nun Seeräuber sey oder ehrbarer Mann; zugleich veranlasst sie den Guten wie den Schlechten, durch Hindernisse

nicht entmuthigt, sondern angetrieben zu werden, seine Bahn zu verfolgen; überdies gebietet sie keinem von beiden die Vernichtung seiner Neigungen, sie setzt im Gegentheil rege Neigungen voraus, um diese wie den Wind im Segel für eine bestimmte Richtung zu zügeln und zu nützen. Nur in der weitem Anwendung tritt der scharfe Unterschied ein, dass dem Schlechten die Neigungen bloß eine Zeitlang gehorchen, um unter der Hand mächtiger zu werden und ihn dann desto gewisser zu unterjochen, während der Gute sie stets bemeistert, und ihnen damit nicht bloß Geschmeidigkeit abgewinnt, sondern sie zugleich so veredelt, wie ein verständiger Herr seine Diener.

Um das letztere, gewiss schönere Ziel zu erreichen, dürfen wir uns wohl nach den Bedingungen umsehen, welche dazu führen. Handle stets nach Grundsätzen, ist eigentlich die einzige und Ihnen sicher nicht mehr unbekannte Bedingung. Solche Grundsätze sind aber nichts anderes als vernünftige Gründe, die man sich als Triebfedern angeeignet hat, und zwar dieselben vernünftigen Gründe, die wir sowohl im Umgang mit andern als im Umgang mit uns selbst geltend zu machen haben. Denn wie der Mensch gegen der Mitmenschen ist, so pflegt er überhaupt gegen sich zu seyn; wer andere nicht kennt, der kennt sich selbst nicht; wer dort heuchelt und täuscht, der schmeichelt und belügt auch sich selbst; wer ungerecht genug am Nächsten nur Fehler sieht, ist von eigenen voll, aber blind gegen sie verzeiht er sich alles, jenem nichts; wer andern gegenüber schwach, reizbar, ängstlich ist, tritt schon gegen

sein Inneres nicht als Mann auf, scheut jede Anstrengung, und wird sogar durch eingebildete Leiden gebeugt; wer hingegen aufmerksam, geduldig, gerecht gegen den Nächsten ist, der wird als sich selbst der Nächste eben so gegen sein Ich seyn. Kurz, am Nächsten, in dessen Auge sich mein Aeusseres spiegelt, wird auch mein Inneres offenbar und mit deutlichen Zügen gezeichnet, sollte gleich Eigenliebe sich sträuben.

Die Aufforderung, nach Grundsätzen zu verfahren, ruft daher jedem zu, behandle dich so, wie du andere behandeln sollst. Gegen diese bist du achtsam auch in Kleinigkeiten, thue dasselbe gleich unverdrossen gegen dich bei jeder Veranlassung, nicht erst in wichtigen Fällen; ebenso, fliehe nicht deine eigene Gesellschaft, sondern sey gerne bei dir, und zwar auf eine Art, welche dich ehrt und hebt; sey heiter, gut, aufrichtig gegen dein Inneres und bereit ihm in Freude und Leid beizustehen, es vergilt dir mit Ruhe und Glück. Der Verkehr mit andern dürfte uns daher hinreichenden Aufschluss geben für den Verkehr mit dem Selbst. Da indess dort das Meiste auf Worte, Urtheile, Benehmen, hier aber auf die eigentliche innere That sich bezieht, so können wir, wenn es Ihnen gefällt, jene Seite übergehen, und den Umgang mit dem Selbst noch besonders betrachten.

Soll sich nun dieser nach vernünftigen Gründen richten, so fällt in die Augen, dass er die Gründe mit Erfolg auf das Widerstrebende anwenden muss. Wir hätten also dreierlei zu untersuchen, nemlich die Gründe, das Widerstre-

bende, und die überwindenden Mittel. Die Gründe kann ich jedoch und gewiss mit gutem Recht voraussetzen, das Uebrige dürfte sich von selbst ergeben, wenn wir uns, Ihnen zu Liebe, einen Fürsten jener Aufforderung gegenüber denken, und so, dass er sie entweder vernachlässigt, oder befolgt.

Angenommen also, ein Fürst hätte sich nicht entschlossen, nach vernünftigen für Jedermann geltenden Gründen zu handeln, was würde er denn thun? An etwas muss er sich doch jedenfalls halten, und wenn nicht an die Vernunft, so hält er sich nothwendig entweder an das Gefühl oder an die Einbildungskraft oder an die Neigungen überhaupt. Prüfen wir diese Kräfte in solcher Beziehung.

Das Gefühl, an sich eine preiswürdige Gabe, Quelle mancher grosherzigen That, jedoch von angenehmen oder unangenehmen Eindrücken bestimmbar, hält empfindlich und weich, wie es ist, alles für vortrefflich was ihm zusagt, alles für schlecht was ihm misfällt. Vor Schwierigkeiten bebt es kindisch zurück oder fährt achtlos darauf zu, verzweifelt bei dem Mislingen einer guten Absicht an der gesamten Menschheit, hält sich dann für gränzenlos unglücklich und ist überdies in Liebe wie in Hass, in Wahl der Mittel und Zwecke so wankelmüthig als blind.

Die Einbildungskraft leidet an ähnlichen Mängeln, welche willkührlicher zwar aber noch mehr verführerisch sind. Von edlerem Stamm als das Gefühl und fruchtbar genug sich eine neue von allen Schlacken gereinigte Welt zu schaffen, pflegt sie doch in ihrem gewandten Spiel mit

Lichtern, Schatten und Farben die Dinge unrichtig darzustellen, indem sie deren scheinbaren Werth oder Unwerth für den wahren ausgibt, sey er nun von der eigenen Selbstsucht oder von der Meinung anderer Menschen erborgt. Ganz besonders sind es die höchsten Güter des äussern Lebens, welche sie zum Gegenstand und Zweck der Verblendung erwählt. Reichthum gilt ihr nicht als Mittel zur Freigebigkeit, zur Veredlung und Verschönerung unseres Daseyns, sondern als wesentliche Bedingung des Glückes; Vergnügen nicht als eine nöthige Erholung, sondern als die wichtigste Aufgabe des Lebens; Einfluss nicht als ein Hebel um andere zu beglücken, sondern als der Schlüssel zum eigenen Vortheil; Glanz nicht als ein sichtbares Abbild der Gröse, sondern als die wirkliche Gröse selbst; Ehre nicht als gerechte Anerkennung des Verdienstes, sondern als Befriedigung einer Eitelkeit, welcher selbst der Beifall unbekannter, vielleicht verächtlicher Menschen willkommen ist. Ueberdies mit Verkleinern wie mit Vergrößern beschäftigt, täuscht diese Einbildungskraft jeden, den sie beherrscht, auch über seine eigenen Vorzüge und Fehler, als wäre ihr aufgetragen ihn zu verderben.

Nicht besser verhält es sich mit den Neigungen, stammen sie nun aus Begierden oder aus Trieben. Die Neigung, unendlich biegsam, erfinderisch, ausdauernd, kann sich nach allen Seiten hin wenden; und hielten wir sie auch ursprünglich für gut, so wird sie ihr selbst überlassen doch bald böse, denn nur auf Befriedigung ihrer Lüsterheit sinnend, ist ihr nie um etwas Höheres, auch bei dem

Höchsten nur um sich selbst zu thun; sogar das Gute, wozu sie etwa getrieben wird, verliert hiedurch an Werth. Dem Gefühl nahe verwandt und eigentlich dessen thätige Seite ist sie mit ihrem Dichten und Trachten darauf gerichtet, Hindernisse zu besiegen. Um Raum zu gewinnen sucht sie daher den Gedankengang zu bestechen und die Verbindung unserer Vorstellungen zu verwirren, vereint sich, um Beistand zu finden, mit der Einbildungskraft, erhitzt, entzündet diese und sich bis zur Leidenschaft.

Wer also dem Gefühl, der Einbildungskraft, der Neigung sich bedachtlos hingibt, wird nicht nur mit Vorurtheilen aller Art überfüllt, sondern er kann auch seine Erwartungen nicht dämpfen, kann der Begierde grose Schritte zu thun nicht widerstehen, verlangt im uferlosen Meer überschwenglichen Glückes zu schwelgen, und steckt sich dennoch entweder gar kein Ziel, oder ein solches, das für seine Kräfte zu hoch, meist aber schon an sich unerreichbar, wenn nicht unwürdig ist.

Verzeihung, mein Prinz, vom Fürsten sollte ich reden, und rede vom Menschen. Untersuchen wir daher sogleich, ob gegen jene Gefahren vielleicht das Fürstliche schütze? Jedermann weis, dass diese Würde Rechte und Pflichten gibt, nur müssen die Pflichten erfüllt, die Rechte gebraucht werden; allein hiemit ist die Tüchtigkeit des Innern bereits vorausgesetzt. Hat ein Fürst diese vernachlässigt, was unsere Annahme war, so könnte ihm zwar das Bessere nicht immer entgehen, sofern es durch günstige Umstände gefördert wird; selbst in diesem einzigen Fall wäre er jedoch vom

Glücksrad des Augenblicks abhängig, ohne jemals selbstständig, geschweige denn folgerichtig handeln zu können, in allen übrigen Fällen hingegen werden ganz andere, uns schon bekannte Mächte sich gegenseitig verbinden, damit er ihnen unterthan bleibe. Den Anforderungen jener Würde zu genügen, ist ja selbst dem Vollkommensten schwer, oft kaum möglich, wie viel schwerer, wie weniger möglich dem, welcher nicht einmal nach Vollkommenheit strebte? Jene Menge von Anreizungen, die ihn umgibt, jene Leichtigkeit sie zu befriedigen, jener Ueberdruß, der solchem Befriedigen folgt, stacheln einen solchen von innen und aussen, immer weiter zu gehen, und wegen niedriger Zwecke gerade sein Höchstes zu misbrauchen. Und kommt es auch selten zu diesem Aeussersten, so ist doch nicht weniger gewiss, dass hier schon jeder einzelne Fehler, sobald er im Menschen einige Herrschaft gewinnt, nicht blos durch die Würde genährt wird, sondern dass er sogar zum Fürsten- und Staatsfehler umschlägt, seyen auch sonst manche vorzügliche Eigenschaften vorhanden.

Ein Fürst, berechtigt die Vorzüge anderer zu nützen, darf ja nur neidisch seyn, um treffliche Unternehmungen zu hintertreiben, oder um Verdienste zurückzusezen, oder um Reiche und Hervorragende zu drücken. Ausgerüstet, das Einzelne wie das Ganze im Rechte zu schützen, darf er ja nur selbstsüchtig seyn, um alles auf sich zu beziehen, oder um herrschgierig zu werden, und das öffentliche Wohl zu beeinträchtigen. Verbunden einen gewissen Glanz zu entfalten, darf er ja nur eitel seyn, um in äusserlicher

Waare das zu suchen, was etwa ihm selbst an Gehalt fehlt, oder um Huldigungen zu verlangen, welche seine Schwächen verdecken, sein Gutes vergöttern sollen, oder um vornehm zu thun vor Leuten, die ihm gehorchen müssen, und mit Dingen, von denen Jedermann weis, dass er sie hat. Stehend auf erhöhter Stufe mit einem etwas weitem Gesichtskreis, darf er ja nur übermüthig seyn, um sich auch grössere Vorzüge des Geistes, unwiderstehliche Eigenschaften des Herzens beizulegen, oder um alles tief unter sich zu sehen, oder um selbst die stille Tugend des Armen zu verachten. Soll ich hinzufügen, dass er wenn reizbar, auch dem besten Rath eines Misfälligen die Schwindeleien seiner Günstlinge vorzieht? dass er wenn lüstern, sich Liebhabereien überlässt, seyen es Jagden, Bauten, Schwelgereien, Bühnen – oder Soldatenspiele? dass er wenn eingebildet, seiner Würde gegenüber auch das Schwerste und Gröste als Kleinigkeit betrachtet? dass er wenn unedel, bei Angeberei auf Gerechtigkeit, bei Beleidigungen auf Grosmuth verzichtet? dass er wenn sittenlos, durch die Macht seines Beispiels noch mehr als durch ein Verbrechen, Treue, Glauben, öffentlichen Anstand verletzt, die Grundlagen des Staates erschüttert? Doch genug, um zu beweisen, dass die fürstliche Würde allein noch nicht fürstlich macht, dass vielmehr die Verbindlichkeiten, welche jedem Sterblichen obliegen, sich hier wiederholen, verstärken, verdichten bis zur gebieterischen Nothwendigkeit.

Obgleich nun jene Verbindlichkeiten dringender hier als anderswo sind, so ist doch ihre Erfüllung zum Glück ganz

an dieselben Bedingungen geknüpft wie bei den übrigen Menschen. Hiemit gelangen wir, Sie ersehen es schon, zu unserer zweiten Annahme, nach welcher der Fürst vernünftige Gründe befolgt. Mag ein solcher vor allen Dingen sich hüten, seinen Fehlern jenen weiten Spielraum zu gewähren, so wird er, mit dem bloßen Umzäunen noch nicht zufrieden, diese Fehler lieber gänzlich zu tilgen oder doch möglichst zu entkräften suchen. Steht er hiemit abermals auf dem allgemeineren Boden des Menschen, so ist auch Er unmittelbar an sein Inneres gewiesen. Sehen wir nun einen Augenblick wieder von unserem Fürsten weg, um den strebsamen Menschen für sich zu betrachten.

Bei dem unerlasslichen Blick in sein Inneres wird jeder Strebsame Irrthümer und Fehler entdecken und nach deren Quellen forschen; er wird Kräfte, die auf der Gränze zwischen dem Guten und Bösen stehen, als untergeordnete Diener ansehen, welche aufwarten, nicht aber gebieten sollen; er wird suchen, diese Kräfte an seine Zwecke zu binden, überzeugt dass Eintracht stärkt, die innere zumeist; allein er wird unterlassen, sich nach einigem Erfolg für geborgen zu halten. Schon die Beobachtung anderer lehrt ihn, es könne sich jedes Alter verschlimmern. Er sieht, dass, wenn auch frühere Fehler längst überwunden waren, später oft andere mit frischen Kräften heranziehen, wie die Nachhut eines geschlagenen Heeres, ja dass manche Fehler sogar aus bisherigen Tugenden entstehen, wie Freunde oft mehr schaden denn Feinde. Reife Früchte sind am schwersten zu hüten, sagt Aschylus. Auch Nero war

lange ein würdiger Zögling der Weisheit, Ludwig XV. noch im kräftigsten Mannesalter ein treuer zärtlicher Gatte. Zur Abwehr des Verfalls hatte Lykurg festgesetzt, dass der Spartaner von Kindheit an bis zum dreissigsten Jahre unter scharfer Zucht, alsdann während des ganzen übrigen Lebens in steter gegenseitiger Beaufsichtigung stand; jene Zucht ist mildern Einrichtungen gewichen, eine Aufsicht, die strenge Aufsicht der Welt ist geblieben, unterstütze ich sie durch Aufsicht über mich selbst; so urtheilt der Strebende und hält sich, um sicher zu seyn, nicht für gesichert.

In der That, auch wenn er sie hütet, wird die Neigung mit ihrem Gefolge noch oft ihn bald zu beschleichen suchen, bald zu offenem Kampfe herausfordern. Allein beides kann er ihr ebenfalls thun. Entweder greift er sie geradezu an, und verweigert einer herrischen das Zurückweisen aller übrigen Richtungen mit der ganzen Kraft seines Willens, oder er täuscht die täuschende auch. Es können und sollen ja geleitet von der Vernunft die Neigungen friedlich zusammen bestehen, wollte aber eine die andern in den Winkel drängen, so ist unser Inneres so wunderbar eingerichtet, dass zur Rettung des Bessern die einzelne Neigung sich täuschen lässt, und zwar auf ehrliche Weise. Man stellt ihr ausser dem Willen, so dieser nicht stark genug wäre, noch etwas anderes, wenn auch nur andere Neigungen oder Einflüsse entgegen, um dem, was sie am meisten nährt, die ausschliesliche Macht zu entziehen. Eine Zerstreuung, ein Geschäft, ein Wechsel

des Orts, ein anderer Gedankengang, mehr noch Ehre, Furcht, ein erhebendes Gefühl der Andacht oder der Theilnahme am Glück, oder des Mitleides am Unglück anderer Menschen reicht oft schon hin, sich umzustimmen und wieder in seine Gewalt zu bekommen. Dass hiemit die Neigung besiegt sey, schmeichelt sich unser Streiter nicht, er weis, sie wurde nur eingeschläfert, um später und vielleicht stärker wieder aufzutreten. Indess hat er Zeit gewonnen, die Zeit und ich wir zählen für zwei, sagte jener spanische Philipp; so auch hier.

Hat nemlich eigene Erfahrung dem Strebsamen den Blick geschärft, so säumt er nicht, den gemeinsamen Boden, auf welchem die Neigungen emporwuchern, sorgfältig zu reinigen; sey es nun in der Ueberzeugung, dass die Sache weder mit Vorsätzen des guten Willens, noch mit Beseitigung eines einzelnen Falles abgethan ist, sondern dass er die ganze Richtung von Gefühl und Einbildungskraft zu lenken habe; oder sey es um die Neigung zu zerlegen, sie in ihre vernünftigen und thörichten Bestandtheile zu zerlegen, und nur das Thörichte von ihr auszuschneiden, das Vernünftige aber beizubehalten. So nützte auch Socrates, früher zu allen Lastern versucht, seine Zeit und seine Kräfte.

Da nun ferner ein wohlerzogener Mensch erst dann, aber alsdann sofort zu sinken beginnt, wenn er den Boden seiner guten Grundsätze verlässt, so wird er auch bei jeder neuen Erfahrung wieder auf dieselben Grundsätze zurückkommen, mithin das alte Gute festhalten, um in dieser

Weise sich das Neue anzueignen, sonst wäre jeder angebliche Fortschritt nur verderblicher Wahn. Zu jenem Festhalten gehört aber, die guten Gewohnheiten nicht schwinden zu lassen, ob man unter Fremden oder zu Hause sey, also stetige Ordnung im Thun. Für die innere Haltung so wesentlich als Mäßigkeit für das leibliche Wohlseyn, wehrt solche Ordnung dem schleichenden Fieber unwillkührlichen Erschlaffens, unmerklichen Hinneigens, erweichender Gemächlichkeit. Unzertrennlich von diesem Zurückweisen nachtheiliger Einflüsse ist genaue Eintheilung und kluge Verwendung der Zeit. Arbeit, für welche der Weichling vermeintlich zu gut, wirklich aber zu schlecht ist, Arbeit, und zwar geistige noch mehr denn leibliche Arbeit, werthet sich als Verkörperung sittlicher Grundsätze zu einem so unschätzbaren Kleinod, dass sie jedem Edlen ganz unentbehrlich seyn muss. Wenn pflichttreu und beharrlich verrichtet, fesselt sie seine Aufmerksamkeit, übt in der Geduld, besiegt die Eigenliebe, zügelt die Wünsche, läutert die Einbildungskraft, sammelt die Kräfte zum Gleichgewicht, schützt gegen Langeweile und gegen Ausschweifung, würzt die Erholungen, stählt das Gewissen, und lohnt überdies jedem ihrer Genossen mit derjenigen Münze, welche gerade für ihn den höchsten Werth hat. Verbindet sich endlich hiemit Bewusstseyn der Pflicht, Achtung seiner selbst, Nahrung edler Gesinnungen, auch durch Umgang mit tüchtigen Menschen wie durch Ehrfurcht vor Gott, so wird das Gute nicht blos im gereinigten Boden befestigt, sondern auch in den Wurzeln getränkt.

Ein solcher Mensch lebt recht eigentlich seiner Bestimmung, indem er ihr die äussern Verhältnisse sowohl, als die innern Kräfte freudig unterordnet, so dass sein gesamtes Wirken durch Gefühl nicht gelähmt wird sondern erwärmt, durch Einbildungskraft nicht bethört sondern begeistert, durch Neigungen nicht vergiftet wird sondern gesegnet. Und so lebt seiner Bestimmung auch ein Fürst, der die Leidenschaft zu seinen Füßen legt. Als Mensch wie als Herrscher von der ihm gebührenden Stellung nicht verlockt, ist er ihr im Gegentheil mächtig. Gerade seine erhabene Würde, sonst ein Ziel schnöder Wünsche, gebraucht er als Antrieb und Mittel für reinere Zwecke; nicht wegen sich, nein wegen anderer gebietend, selbst Böses mit Gutem erwiedernd behauptet er in Macht und Pracht eine Hoheit, mit welcher Stolz und Ueppigkeit, Hoffart und Eitelkeit nicht zu wetteifern vermögen. Und so auch als Fürst wie als Mensch erwärmt, begeistert, gesegnet, vergisst er doch über dem Fürsten den Menschen nicht; überzeugt, dass wir immer mangelhaft bleiben, und dass sogar Tugenden leicht in die nahe liegenden oder entgegenstehenden Fehler umschlagen, überzeugt, dass Klugheit in Falschheit, Gerechtigkeit in Härte, Muth in Vermessenheit, Mäßigung in Schwäche ausarten könne, betet er täglich wie jeder Strebsame in tiefster Demuth zum Allwaltenden: Herr, schütze mich vor den Fehlern meiner wenigen Tugenden und verleihe mir die Tugenden meiner vielen Fehler.

Nicht sowohl um das letztere als um jenen innern Gang noch mehr zu beleuchten, erlaube ich mir ein Beispiel.

Wählen wir hiezu den Zorn, diese Leidenschaft, welche den Erwachsenen so fürchterlich macht als schändet, zumal sie häufig mit Rache verbunden ist. Niemand wird läugnen, dass andere durch eine geheime oft zauberhafte Macht auf unser Inneres einen Einfluss üben, dem wir bald nachgeben, bald widerstehen müssen. Kommt uns im Falle des Widerstandes auch das Recht nicht zu, die Grenzen der Nothwehr zu durchbrechen, so hört die Nothwehr selbst nicht auf, eine Pflicht zu seyn. Sich alles gefallen zu lassen, oder bei allem kalt zu bleiben, gilt ohnehin für unwürdig, bisweilen ist es unmöglich. Mit Grund verlangt man also von jedem, dass er im Stande sey, andern erforderlichen Falls kund zu geben, dieses oder jenes gehe sie nichts an, auch dass er ihre Angriffe abwehre, sich nicht zu nahe treten und nichts auf sich haften lasse, immer aber den Kopf oben behalte. Da jedoch der Anreizungen, sich zu vergessen, unendlich viele sind, da sie unendlich oft wiederkehren, und obwohl meist bedeutungslos beginnend, jeden sogar zum Aeussersten treiben können, so hat, um ihrer mächtig zu werden, jeder desto sorgfältiger sich zu bearbeiten. Verbannung finsterrer Launen im Umgang mit sich, Uebung der Geduld auch bei unwichtigen Handlungen, Erhebung über kleinliche Sorgen, Pflege der Achtung vor seinem Selbst, aber auch Mäßigung sowohl der Vorstellungen von diesem Selbst, als der Lebhaftigkeit seiner Empfindungen überhaupt und stürmischer Ausbrüche der Freude oder des Schmerzes besonders, dies liegt ihm hier zunächst in Beziehung auf sein Inneres ob. Rücksichtlich anderer befestigt er sich in der Menschenliebe, unterlässt

muthwilliges Beleidigen, erwägt die Folgen seines Benehmens und sucht zwar Ansehen zu erwerben, vertheidigt aber seine Meinung nur mit Verstand, niemals mit Hize, auch wenn der Gegner schüren würde; endlich, obwohl nirgends auf Vollkommenheit rechnend, behält er jene Achtung und Nachgiebigkeit, welche ihm Vornehme und Greise, Frauen und Kinder einflösen, auch gegen Jünglinge und Männer, gegen Gleiche und Geringere dem Wesen nach bei. Ausserdem strebt er noch, solche, die er etwa nicht leiden kann, anständig zu behandeln, und eben so jeden, der ihn nicht mag, so gut es gehen will, auf bessere Gedanken zu bringen. Zu allen diesen Uebungen bietet fast jeder Tag reiche Gelegenheit. Könnte unser Strebender, der sie benützt, auch noch nicht ohne Gefahr, sich zu überstürzen, mit gerechter Entrüstung gegen das Schlechte eifern, so ist er doch in vielen andern Fällen bereits seiner mächtig, ist zugleich empfänglich für wahre Ehre, welche ihm eingeschärft hat, wie Ruhe, Besonnenheit, Nachsicht, Verträglichkeit überall in Achtung sezen, wie erhebend es also für den Höhern und den Geringern sey, Empfindlichkeit zu besiegen, wie erniedrigend, ihr nachzugeben, oder vom Benehmen anderer selbstlos abzuhängen und zum Wiederhall fremder Stimmen hinabzusinken. Dass er unter den Ereignissen stehe, statt über ihnen, oder von widrigen Eindrücken überwältigt werde, statt ihnen Widerstand zu leisten, ihm dieses feige Bekenntniss zu entreissen, soll Niemanden, auch dem eigenen Gemüth nicht gelingen. Beengt, ja gekränkt mag er sich hie und da fühlen, aber zürnen

aus misstimmter Laune, aus erlittenem Verlust, aus verhaltenem Argwohn, aus verletzter Eigenliebe zürnen, dies wäre unter der Würde seiner Vernunft, er müsste sich schämen in seiner Seele. Sollte dennoch die Gluth einmal plötzlich aufzischen, so wird er kräftig genug sich im zweiten Augenblick sammeln, und der Richtschnur seiner bisherigen Führung sich sogleich wieder anschliesen. Hiemit noch nicht zufrieden, wird er die Stufen seiner Empfindung beachten, den Uebergang von der Kälte zur Wärme, den Sprung von der Wärme zur Hize, um zu lernen, wie weit er künftig zu gehen, wo Halt zu machen habe; eben so wird er eine unangenehme Empfindung zerlegen, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, die Gegner haben selten Unrecht in allem, oft Anspruch auf unsern Dank; oder um die Ursache von der Wirkung zu trennen, letztere meist viel gröser als die erstere, steht dann zu jener in verkehrtem Verhältniss. Hört er hiemit auf, ausser sich zu seyn, so geht er tiefer in sich zurück, und hat jetzt mit der Sache, auch weniger mit andern als mit seinem Selbst zu thun. In diesem Selbst findet er nun jene Vorübungen, hätten sie ihn anders bisher nicht treu begleitet, mit allen ihren verwandten Bestimmungsgründen zu seinem Beistand bereit, so dass ihm, dem Gewarnten nicht mehr schwer wird, durch das Festhalten derselben falsche Folgerungen diese Zuthaten der Leidenschaft zu verhindern oder niederzuschlagen. Hatte er schon nach der ersten Uebereilung die Feindseligkeiten abgebrochen, um den Frieden nicht weiter zu stören, so verleiht ihm jetzt reife Ueberlegung die Macht,

auch die schlimmste Zuthat seiner Leidenschaft, den Drang nach Rache zu vertilgen; und hiemit feiert er über den gefährlichsten Gegner einen Sieg, den Sieg über sich selbst, ohne der Wahrheit ihr Recht vergeben zu haben. Wie den Edlen dieser Sieg über niedrige Leidenschaft schmückt, so leuchtet, hervorgegangen aus unreinem Gerölle, der Diamant an goldener Krone. Treffend sagt Marc Aurel seinem Sohn: »wer dir Böses nachredet, mag es verantworten, wenn er kann; dass du dich über ihn ärgerst, kannst du nicht verantworten. Hätte er recht, so bessere dich.« In versöhnlichem Geiste, um nur einiges aus der Fürstengeschichte beizufügen, haben gegen frühere Feinde Vespasian und Ludwig XII. gehandelt. Fürchte nichts, nun bin ich Kaiser, rief jener aus; ihm ähnlich dieser: von dem beleidigten Orleans weis der König nichts. Und Ludwig XIV., derselbe, welcher lieber unter den Trümmern seines Reiches versinken, als in einen schimpflichen Frieden willigen wollte, dieser Ludwig warf seinen Stock, den er im Zorn gegen einen Hofbeamten erhoben hatte, augenblicklich zu Boden, ohne damit geschlagen zu haben, und ohne ihn je wieder zu berühren. Eben so bekannt ist, dass Friedrich II. beleidigende Absicht von aufrührerischer unterscheidend, zu einem gegen ihn öffentlich angeklebten Spottblatt, auf dem er als König mit einer Kaffemühle zwischen den Beinen erschien, eine Schuzwache bestellte, und dass Gustav III. den begabten Verfasser eines ähnlichen Zettels in den Hofdienst nahm; weniger bekannt vielleicht, dass in unsern Zeiten Christian VII. auf die Meldung, er sey in einer

glänzenden Gesellschaft Copenhagens von einem Fremden auf die drolligste Weise nachgeäfft worden, den Schalk ins Königsschloss entbot, sich dort vor dem ganzen Hof die Posse von Anfang bis zu Ende wiederholen lies, und zuletzt lächelnd sagte: „Sie haben mich nicht wenig ergötzt, hier war es am Plaze.“ Auch wird an Alphons von Arragonien gerühmt, er sey gröser gewesen denn Alexander, weil nie von Wein und Zorn überwunden.

Und jezt, mein theuerster Prinz, wende ich mich nochmals an Sie. Welchen Weg Sie einschlagen sollen, frage ich nicht. Durch Lehre, Beispiel und Uebung wurden Sie ja längst mit dem Bessern vertraut, so dass es Ihnen gewiss an erhebenden Erfahrungen nicht fehlt. Aber die Hand auf das Herz, haben Sie nie gedacht, wäre ich nur einmal mein eigener Herr? Doch weit entfernt, diesen Wunsch zu misbilligen, bitte ich nur, ihn jedesmal mit der Frage zu würzen: und wärest du dein eigener Herr, was thätest du jezt? Die gewissenhafte Antwort entscheidet dann sicher, ob Sie mehr nach der Vernunft oder mehr nach verführerischen Neigungen handeln würden. Im leztern Fall kämen Sie jenen Jünglingen gleich, deren mancher zu sagen pflegt: ich sollte Prinz seyn, die Welt müsste sich wundern. Gewiss, und worüber denn? Befriedigung einiger Leidenschaften in Gaukeleien, Liebhabereien, Genusslust, Lärm, Wind, Prahlerei, das nennen sie fürstlich, diese Herrchen. Und damit giengen auch Sie um? Nein, Sie wollen nicht mit Eitlen um Eitelkeit streiten. Eingedenk der Schwäche des menschlichen Wesens erkennen Sie an,

dass nur gewisse Schranken uns aufrecht halten, strebend nach Reinheit in That und Gesinnung räumen Sie ein, dass Ihre jezigen Verhältnisse blos zur Erreichung solcher Zwecke geschaffen sind, wünschend Ihr eigener Herr zu seyn gestehen Sie, nur im Geiste solcher Verhältnisse würdig leben zu können. Und so wiederhole auch ich, dass Prinz Alfred, der immer als Freier behandelt wurde, auch immer frei bleiben, ja unter den Freien als Oberster hervorragen möge, um wahrhaft sein eigener Herr zu seyn.

Dass Sie lezteres schon sind, ist hiemit nicht gesagt, wie gerne ich auch zugebe, Sie seyen bereits eingekleidet und haben von unten auf zu dienen begonnen. Geeigneter wäre eine Ermunterung fortzufahren wie bisher; gleichwohl darf ich diese nicht ohne Aengstlichkeit äussern. Ist doch gar mancher Fürstenson so leider gewichen. Umsonst, dass er als lebensfroher Jüngling nicht engherzig befangen war, umsonst, dass ihm Vorurtheile thöricht, Misbräuche empörend schienen, umsonst, dass ihn die edelsten Gesinnungen beseelten, einige flüchtige Jahre reichten hin, um ihn unkenntlich zu machen.

Und doch schlich die grose Veränderung leise, fast unmerklich ein. Erst kam sein Gemach in Unordnung, Briefe, Geld, Bücher, Bilder lagen untereinander, nichts mehr davon wurde verschlossen; aus Bequemlichkeit, nicht um Zeit zu gewinnen, mussten Diener beim Anziehen helfen, dennoch wurde er mit Hast und Zanken kaum oder gar nicht fertig zur gehörigen Stunde, sondern kam jezt öfter zu spät. In der Unruhe hat er mehr genossen und länger

geschlafen als sonst, Besuche, Zerstreuungen hindern ihn, sich zu sammeln, und schwächen die Lust dazu; er hört auf, mit der Feder in der Hand zu lesen, wirft bald auch Buch und Bücher weg, um verdrieslich auszuruhen oder zu tändeln. Geschäfte? Die zwickenden werden im Nu abgeschleudert, die übrigen auf den weichen Pelz des Morgen, dann auf den Wendehals der Gelegenheit geschoben, endlich andern zugewiesen, er selbst hat ja keine Zeit. Um indess den Schein zu wahren, thut er wissbegierig und begeistert obschon nur zu gnädigem Spass, spielt gerne den Kenner obschon er fortwährend betrogen wird, nimmt aber eigentlich die schlüpfende Fahrlässigkeit eines vornehmen Müsiggängers an, der sich hinter Lustbarkeiten und grössern Aufwand versteckt, zum Ueberfluss auch schöne Künste begünstigt, aber nicht wegen ihres veredelnden Einflusses auf die Sitten, sondern um Auge, Ohr, Herz und Einbildungskraft zu ergötzen. Dass solche Dinge, welche immer bloß ein geistig-sinnliches Vergnügen bezwecken, gemeinnützigen Wissenschaften nachstehen sollten, fällt ihm nicht mehr ein, längst sieht er ja auf frühere Jahre mitleidig zurück. Von seiner Wichtigkeit überzeugt, wird er hochmüthig und glaubt Zeit, Menschen, alles zu durchschauen, wie sollte er sich nicht zu helfen wissen? Und so miskennt er denn in verwegendem Selbstvertrauen die Gefahr, achtet nicht auf warnende Umstände, unterlässt in seinem Innern, was im Innern seiner Burg täglich niedrige Diener verrichten, das nöthige Kehren und Ausbessern. Aber siehe, obschon er hätte alles, und leicht alles besser haben können,

eine so gerechte als tückische Zukunft findet ihn unvorbereitet.

Also wachsam, mein Prinz, um nicht Gift zu schlürfen ohne es zu ahnen, wachsam auch hier auf die Keime in einem Alter, dem so vieles im Rosenlicht schwimmt. Um sich immer gleich zu bleiben, sind Ihre Grundsätze noch nicht fest genug, bald wird dieser bald jener wanken, in solchem Spiel zu verlieren, wäre erniedrigend. Seine Fehler einsehen, unerlassliche Aufgabe für jeden, ist für den vornehm Gebornen eine Ehrensache, sie verbessern, heist seinen Rang behaupten, sie in Vorzüge umbilden, erhebt ihn über sich selbst. Andere hierin täuschen wollen wäre vergeblich, unser Inneres ist durchscheinend, das Ihrige auch, Sie selbst aber können am besten wissen, wovor Sie sich hauptsächlich zu hüten haben. Also empfänglich mein Prinz, ohne Eigensucht empfänglich für Wahrheit, nicht nur vor andern, sondern auch vor Ihrem Selbst. Um Ihren Stand zu ehren, liegt Ihnen der Beweis ob, dass Sie dessen Schlingen kennen und meiden, ihm also ohne Schwäche und ohne Uebermuth, ohne Ungeduld und ohne Gewaltthätigkeit ausdauernd dienen. Ist der Grund gelegt, so muss das Gebäude auch unter Dach, muss dann, sollen aus Fensterlücken nicht Nesseln wachsen, noch ausgeschmückt und als Wohnsitz des Glückes fort und fort unterhalten werden. Also unverdrossen mein Prinz, stets unverdrossen am Fortbau, stets rüstig zur That. Mancher lauscht vielleicht berufen und ungerufen Ihrem Wink, wer aber von Rechtswegen Ihre Befehle empfangen, vollziehen

und Ihnen damit Ehre wie Freude machen soll, das sind Sie selbst. Schon im gemeinen Leben verlieren alle die sich nicht in der Gewalt haben, während der Herr seiner selbst auch über andere herrscht; mögen daher Scheelsucht oder Trägheit immerhin vorgeben, jeder solle bleiben was er ist, Ihnen wird klar seyn, jeder müsse erst werden was er seyn soll; durch Ausdauer wird er es auch. In den gleichjährigen Jünglingen aus allen Schichten der Gesellschaft regen sich mancherlei Kräfte, markig aufschiesend, wie Spargeln des Frühlings, und klebt auch an vielen Köpfchen eine Krumme des Bodens, dem sie so eben entstiegen, so kann doch ein Sprössling nicht schlummern, welchen längst das Sonnenlicht umfließt. Ueberdies sieht der Fürst sich mit geheiligten Gesezen umgeben, welche der Willkühr wehrend, ihn täglich mahnen, sein Inneres mit dem Aeussern in Einklang zu bringen, und ihm Mäßigung als das Geheimniss eines gesegneten Wirkens enthüllen. So leuchtet Ihnen auch unsere Zeit auf den Weg, es leuchten Ihnen noch Vorbilder der Vergangenheit und des Hauses, Christus aber vor allen. Möge denn auch Ihnen einst gelten, was dort geschrieben steht, du warst im Kleinen getreu, und wirst über Groeses gesetzt zu deiner und deines Herrn Freude.

Dem verehrten Herzog meine innigste Empfehlung, dem wackern Dielizsch meinen warmen Grus, Ihnen selbst keine weitem Wünsche.

Dielizsch an Hartwig.

Auf der Hochschule also. Man hatte dem Herzog unter manchen solcher Anstalten, besonders die grossen in Berlin, München oder Wien vorgeschlagen, er entschied aber für die im hiesigen Landstädtchen. Auch diese sey mit anerkannt tüchtigen Männern besezt, hier könne sein Sohn dem ausschlieslichen Zweck, für den Beruf sich anzubilden, alle übrige Verhältnisse und Rücksichten gehörig unterordnen. In einer Hauptstadt müsste er nothwendig öfter am Hofe erscheinen, und würde noch in die Wirbel anderer Kreise gezogen. Ein Fürst lerne und erfahre auf der Hochschule vieles, wozu ihm später, wie nützlich es auch sey, nur selten, vielleicht nie wieder Gelegenheit komme, um so weniger dürfe er dort seine Aufmerksamkeit zersplittern, das Hof- und Weltleben entgehe ihm ohnehin nicht.

Auch nach andern Seiten bewährte der Herzog vielfache Umsicht. War auf seine Veranlassung geschehen, dass Alfred nicht leicht unterlassen durfte, über viele menschliche Verhältnisse im Einzelnen und Besondern sich unmittelbar aus der Wirklichkeit zu unterrichten, so schien es desto nützlicher, ihm allmählig eine mehr zusammenhängende und doch anschauliche Bekanntschaft mit dem eigentlich staatlichen Leben zu verschaffen. In dieser Absicht hatten wir ebenfalls nach dem Willen des Herzogs einst bei

einem ländlichen Aufenthalt das nächste Dorf nach allen dessen Beziehungen zu durchforschen gesucht. Wir streiften als fahrende Schüler durch die ganze Gemarkung, besahen mit bekannten Sachkundigen Wald, Felder, Wiesen, Gärten, Gemeindegut, untersuchten die Beschaffenheit des Bodens, der Wege, Stege, Wasserleitungen und Brücken, achteten dann auf die verschiedenen Hölzer, Obstarten, Küchen- und Handelsgewächse, auf Viehstand, Gebäude, Geräthe und Einwohner; hinsichtlich der letztern auf Trachten, Geschichte, Sagen, Gebräuche, Lustbarkeiten, Bedürfnisse, Gewerbe, Wohlstand, Armuth und Sittlichkeit. Wurde das Verhältniss dieses Dorfes zur nahen Stadt nur nebenbei berücksichtigt, so erforderten andere Beziehungen grössere Aufmerksamkeit, wie Schulen, Glaubensbekenntnisse, Geistliche, Lehrer, Gemeindeverfassung, Ortsgericht, Dienstkreis des Schulzen, Waisen-, Armen-, Gesundheits-, Sicherheitsanstalten, Verkehr, Märkte, Einkünfte, Schulden, Steuern, Wehrdienst, Antheil an den Ständen. Wie vieles sich auch von selbst zu verstehen schien, so trat doch sogar in bekannten Dingen oft ein groser Reichthum von Thatsachen hervor, bisweilen auch manches Neue, so z. B. die Spannung und Eifersucht der einzelnen bäuerlichen Geschlechter untereinander, oder die Macht der öffentlichen Meinung auch in dem schmutzigsten Gässchen, oder das Selbstgefühl dieses Dorfes denen der Nachbarschaft gegenüber oder die Liebe zum heimischen Boden, welche von Seume so rührend besungen ist. Dass Alfred hiebei mit vielen Einwohnern in nähern Verkehr

trat, hielten wir für einen Fortschritt in verständiger Leutseligkeit. Wer richtig lesen will im grossen Buch des Lebens, muss ausser der allgemeinen Sprache, auch die verschiedenen Mundarten verstehen, und ihr Gutes anerkennen, ihre Fehler verbessern lernen.

An solche Vorbereitungen, welche in ähnlicher Weise hie und da fortgesetzt wurden, schloss sich dann die Statistik des Landes, und mit ihr die ganze Gliederung unseres Staats. Die Zusammenstellungen, welche der Herzog darüber besitzt, kamen mir hiebei trefflich zu Statten, die allgemeine Statistik hingegen musste aufgeschoben werden. Alfred erhielt nämlich unmittelbar vor dem Abgang auf die Hochschule eine obwohl kurze Anleitung in der freiwilligen Gerichtsbarkeit, und in einigen verwandten Theilen des bürgerlichen Rechts. Der Staatsmann, welcher sich diesem Geschäft unterzog, hatte selbst seine Laufbahn in einer dunkeln Schreibstube begonnen, und sich erst später, nachdem er den Blick an vielen Fällen des täglichen Lebens geschärft, den höhern Wissenschaften mit glänzendem Erfolge gewidmet. Unserer Brauchbarsten und Gewandtesten einer, wusste er jezt den fürstlichen Schüler von der Nothwendigkeit, der Macht, dem Segen gesetzlicher Verhältnisse für alle Kreise der Gesellschaft zu überzeugen und in dessen Seele den Sinn für Rechtlichkeit zu nähren. Rechtskunde ohne Rechtlichkeit wäre eine gefährliche Waffe.

Den eigentlich wissenschaftlichen Lehrgang, welcher nun auf der Hochschule begann, haben nach der Einladung des Herzogs zwei erfahrene hiesige Lehrer entworfen. Diese

bestimmten die nöthige Zeit, die Sache und das Verfahren. Ihre Vorschläge wurden vollständig genehmigt, jedoch mit der nähern Bestimmung, dass die neuern Einrichtungen unseres höhern Unterrichtswesens zu berücksichtigen seyen.

Seit undenklicher Zeit hatten nemlich, wie Ihnen bekannt seyn wird, unsere künftigen Staatsmänner sich aus dem römischen Recht vorbereitet, nach welchem sie auch geprüft und im glücklichen Fall sofort für öffentliche Geschäfte befähigt erklärt wurden. Mit dem Landrecht, worin sie dessen vieler Eigenthümlichkeiten ungeachtet keinen besondern Unterricht genossen, mussten dann die jungen Rathgeber sich noch im Stillen vertraut machen. Mancher blieb aber dennoch im römischen stecken, während andere mit Vorliebe dem bestehenden huldigten, oder beides geringschätzend vom Strudel sonstiger Geschäfte sich hinreißen liessen. Hiezu kam, dass einige Hauptfächer der öffentlichen Verwaltung von ungebildeten Schreibern besorgt wurden, welche bei den gesteigerten Anforderungen der Zeit verwiltetem Herkommen oder gewagten Versuchen erlagen. Die Abfassung eines neuen Gesezbuches, das mit Scharfsinn berathen und mit Umsicht eingeführt wurde, machte diese Uebelstände noch schlimmer, als wenn man in Athen nach lykurgischen, in Lacedämon nach solonischen Vorschriften unterrichtet, geprüft und angestellt hätte. Endlich wurde denn verordnet, dass die eigentlichen Rechtskundigen, also die künftigen Anwälte und Richter ausser dem römischen Recht, als der Hauptquelle ihres Wissens, auch über das Landrecht zu hören haben, alle übrige hingegen, welche

sich der Verwaltung widmen, vom römischen bloß die Einleitung, das einheimische bürgerliche aber ganz, nebst den nöthigen Vorlesungen über Staatswirthschaft, Polizey, mithin auch über Anstalten der Sicherheit, Unterstützung und dergleichen. Ueber die Brauchbarkeit im wirklichen Leben entscheiden dann noch spätere Prüfungen.

Nach solchen Grundsätzen hat denn auch Alfred sich mit der Rechtskunde sowohl als mit der Volks- und Staatswirthschaft vertraut zu machen. Für jene ist ein ausgezeichnete Gelehrter gewonnen, der zwei Jahre lang zwei Stunden werktäglich das Wesentliche der verschiedenen Zweige der Rechtswissenschaft zu entwickeln hat, mit geeigneter Anwendung auf unsere Geseze und Staatsverhältnisse. Ein Lehrgang mit diesen eigenthümlichen Bestimmungen muss nothwendig zu Hause ertheilt werden.

Der Vortrag ist, wenn ich Einiges über das äussere Verfahren unseres Gelehrten sagen darf, angenehm hinfliegend, dabei durchsichtig klar. Mit dem Beginn jeder Vorlesung erhält Alfred auf einem Zettel in wenigen gedrängten Sätzen die Gegenstände aufgezeichnet, welche nun an die Reihe kommen. Den Erläuterungen eilen wir beide mit der Feder nach, um das Gewonnene dann zu Hause gemeinschaftlich durchzuarbeiten. Bei schwierigen Aufgaben wird er sogleich durch eingeflochtene Fragen zur Rechenschaft über seine Auffassung gezogen, ausserdem hat er sich immer nach jedem Abschnitte einer mündlichen Prüfung zu unterwerfen, bisweilen auch einer schriftlichen, letzteres

nur, wenn es die Zeit gestattet. Es gibt Leute, welche lieber alles der jugendlichen Willkühr überlassen und dreist genug mit Abrichten um sich werfen, wenn von einem festen Lehrgang und von sichernder Verantwortlichkeit der Zuhörer die Rede ist, dieser unverantwortliche Misgriff kann uns nicht ablenken.

Vieles hängt übrigens auch von der Gesinnung des Vortragenden ab. Als ich früher mit Kuno auf der Hochschule war, durfte dieser durch besondere Vergünstigung ähnliche Vorträge mit einem jungen Erbfürsten zusammenhören. Der damalige Lehrer war ebenfalls ein scharfsinniger berühmter Mann, dabei aber namentlich im Kirchenrecht so wesenlos unbefangen, dass er gerne äusserte, es sey ihm unbegreiflich, wie vernünftige Menschen sich über geistliche Dinge entzweien können. In seinem Staatsrecht vollends wehte das Hofrathsmäntelchen nach selbstverfertigtem Wind, weil man einem Fürsten die Sachen anders zurichten müsse, als den übrigen Herren Zuhörern. Die Folge war, dass derselbe Fürst bald darauf das Staatsrecht noch einmal, aber bei einem andern hörte. Dieser Verlegenheit sind wir nun hier ohne Zweifel enthoben. Alfred's Lehrer ist so entschieden, als hätte er unmittelbar mit einem Sultan gelebt, für die gemässigte Einherrschaft, also schon deshalb nicht im mindesten gehindert, die Arten derselben so wie das Uebrige unbefangen darzulegen; mehr bedürfen wir nicht. Ueberdies erklärt er mit einem gewissen Stolze sich als beharrlichen Diener seiner Wissenschaft, deren Ergebnisse er noch immer leidenschaftlos und getreu vor

den Berufenen bekannt habe, ohne sich von Rücksichten des Augenblicks leiten zu lassen, oder gar der Menge irgend etwas vorsudeln zu wollen. Auch hörte man ihn wohl sagen, durch sein Lehramt sey er nicht so verburscht, um mit den hochgeehrtesten Herren Akademikern sich in die Nebelflecke des Wissens zu versteigen und den Staunenden ein Halloh zu entlocken; diese Leutchen betrachte er vielmehr als unwissende erfahrungslose Jungen, die man bedächtig von einer Stufe zur andern führen und bei jedem Schritte warnen müsse, dass sie nicht auf die Nase fallen. Ihnen, die noch nicht einmal Sachkenntniss besizen, verwegene Meinungen beibringen wollen, heise die Oberflächlichkeit begünstigen zum Schaden der Wissenschaft, des Staats und der Jugend. Wenn pflichttreu suche der Lehrer sich ein tüchtiges Verfahren anzueignen, das mit dem Eindringen in die Tiefen seines Faches gleichen Schritt zu halten pflege. Neue Ansichten seyen, wie die Geschichte des menschlichen Geistes im Großen und im Kleinen zeige, nicht nothwendig die besten und überdies weit seltener, als die Menge sich einbilde. Wer aber glaube einen glücklichen Fund gethan zu haben, würde wohl besser den Werth desselben erst von gewiegten Kennern feststellen lassen, statt ihn sofort den Unmündigen anzupreisen. Dies widerstreite freilich dem herrschenden Dünkel der Unfehlbarkeit, welcher immer mehr um sich greife, ohne dessen, was er bereits habe, würdig zu seyn, allein die Zeit werde kommen, welche den Irrthum ans Licht ziehe und über Bord werfe; ob sie dann etwas Besseres seze, stehe dahin. Gewiss sey

nur, halten könne sich auch auf Hochschulen keiner, der nicht Tüchtiges gelernt und verarbeitet habe.

Wie Sie sehen, gehört unser Denker zu den strengern, der es unter seiner Würde hält, mit Zündhölzchen zu spielen, während ihm als heilige Pflicht gilt, im Dienste gründlichen Wissens sich zu seinen Schülern hinabzulassen. Ist er kein Freund von Schwindeleien, so konnte ich auch in seinen Vorträgen schon oft bemerken, dass er die Labyrinthnuzloser Spizfindigkeiten vermeidet und sich nicht mit dem Ruhme brüstet, wie geschickt er durch alle Windungen schlüpfen, oder wie siegreich man abwesende Amtsbrüder bekämpfen könne. Sein Gedankengang schließt sich der Sache selbst, auch diese übt ja bei verständiger Entwicklung den Scharfsinn, möglichst genau an, und pflegt streitende Ansichten nur da hervorzuheben, wo sie besonders folgenreich sind, wie etwa im peinlichen und kirchlichen Recht. Was wir durch jenes Uebergehen unzähliger Meinungen und Gegenmeinungen, in welche mancher seine ganze Gelehrsamkeit setzt, möglichenfalls verlieren, wird reichlich aufgewogen durch die eingeleitete Beziehung unseres jezigen Gesezbuches auf das römische. Schon an sich sehr belehrend, wird dieses Hinweisen noch bildender durch die Angabe der Entscheidungsgründe, wegen deren manche ältere Bestimmungen wegfallen, manche neue eintreten mussten. Dennoch ist unser Meister mit solchen, welche immer auf neue Gesezbücher dringen, nicht unbedingt einverstanden. Der Sinn für Gesezlichkeit, so schätzbar als die besten Geseze, werde durch Verordnungssucht nur untergraben.

Selbst ein für ganz Europa giltiges Gesezbuch wäre nur dann von Werth, wenn es durch Aufnahme in das Gesamtbewusstseyn den Stempel des bleibenden Bestandes gewonnen hätte. Bei einer Gesetzgebungscommission denke er unwillkürlich an einen Scheiterhaufen. Unser neues Strafrecht habe eine sehr ansprechende Fassung, taue aber mehr für den Gebrauch des Richters, als für die strenge Schlussfolge, weil es ohne leitenden Grundgedanken aus verschiedenartigen Ansichten als Nothbehelf zusammengeflickt sey. Es beurkunde, wie so viele ähnliche Arbeiten eine Niederlage der Wissenschaft, was man nur mit unserer Unvollkommenheit entschuldigen könne, sich aber auch bescheiden zur Lehre nehmen sollte.

Desto gründlicher wird Alfred, wie ich hoffe, die allgemeiner gewordene Erweiterung des Rechtsgebietes kennen lernen, sofern diese sich namentlich auf ungestörte Benützung des Eigenthums, auf Gleichheit vor der Macht des Gesezes, auf Befähigung zu Aemtern, auf gemeinsame Steuer- und Wehrpflicht bezieht, oder überhaupt den Werth des Staats wie des Fürsten auf Gerechtigkeit gründet. Auch schwebende Fragen müssen in ihrem Verhältniss zur Verfassung untersucht werden, soll Alfred nicht über Heimisches oder Fremdes unduldsam urtheilen und abergläubig hier wie dort an Aeusserlichkeiten klebend, in jedem wenn auch kurzsichtig Strebenden einen Aufrührer oder in maaslosen Neuerungen alles Heil erblicken. Der verehrte Lehrer theilt diese Ansicht, so dass unser bisheriger in den Gebieten des Wissens und Lebens begonnener Gang damit zusammentrifft.

Mit dem richtigen Begreifen der vorgetragenen Gegenstände und ihres innern Zusammenhanges lässt sich zugleich was man gerade auf Hochschulen niemals versäumen sollte, eine Anleitung verbinden, rein wissenschaftliche Werke gehörig zu lesen. Wie vieles hängt von dieser Kunst ab, besonders um sich später desto leichter und selbständiger fortzubilden. Als Vorbereitung dazu kann schon das Lesen schöngeistiger Schriften dienen. Bei diesen gewährt zwar, da sie unser Inneres erwärmen wollen, bereits ein empfängliches Hingeben grossen Genuss, sollte dieser sich auch nicht weit über ein Wieschön erheben. Um aber die Vorzüge, Mängel, Eigenthümlichkeiten eines Gebildes beurtheilen zu können, müssen wir in dessen einzelne Bestandtheile eindringen, diese nach ihrem Werth, Zusammenhang, Ebenmaas untersuchen und endlich das Ganze in seiner Gliederung umfassen. Ein solches Verständniss des Kunstwerkes klärt den Genuss. Auch Alfred überlies sich anfangs jener ersten Art des Lesens, dann aber gieng er bekanntlich, ich möchte sagen auf Blumenwegen zur zweiten über, wandte diese besonders bei der Prüfung guter Reden, auch einiger Bühnenstücke an, und ist jetzt reif genug, dasselbe Verfahren auf ernstere Werke auszudehnen. Hierin wird er besonders durch seinen Rechtslehrer, wenn auch nur gelegentlich unterstützt. Dieser pflegt bei jeder einzelnen Wissenschaft den allgemeinsten Saz an die Spize zu stellen, welchem er dann eine nähere Bestimmung nach der andern hinzufügt, bis endlich durch dieses stetige Fortschreiten vom Unbestimmten zum Bestimmten und Bestimmten das

Ganze sich nach allen seinen Theilen wie aus einer Wurzel gewachsen entwickelt hat. Dies ist aber genau derselbe Gang, welcher auch bei dem Lesen wissenschaftlicher Bücher unsere Einsicht fördert, unser Urtheil über Werth oder Unwerth derselben begründet. Ich unterlasse daher diese Anwendung niemals.

Die Vorlesungen über Volks- und Staatswirthschaft hört Alfred öffentlich, und zwar auf dem Plaze, der ihm nach der Anmeldung zukommt. Eine unmittelbare stetige Beziehung auf unser Land ist in diesem Fach nicht zu erwarten. Der Lehrer begnügt sich indess mit Entwicklung der allgemeinen Begriffe so wenig als er von bedingungsloser Verwirklichung solcher Allgemeinheiten das Glück der Welt hofft, sondern er weist auch im Einzelnen auf die Erwerbsquellen, den Betrieb, den Verkehr, die Verhältnisse der Deutschen hin und erläutert das, was zunächst Noth thut, mit treffenden Beispielen. Schwärmerischen Gedanken, denen man sich bei uns nach misverstandenen ausländischen Mustern nur zu lange überlies, beschneidet er hiemit die Flügel, ohne jedoch die Darstellung der verschiedenen Lehrgebäude zu umgehen. Jene Prüfungen, deren ich vorhin erwähnte, haben sich schon von Anfang so nützlich erwiesen, dass wir sie auch auf diese Gegenstände ausdehnen. Der Lehrer nimmt sie als freie Besprechungen einmal wöchentlich in seinem Hause vor und schließt keinen der übrigen Hörer davon aus, obschon nur wenigen beliebt, daran Theil zu nehmen.

Nach und nach besuchen wir auch Vorlesungen über

Naturwissenschaften, neuere Geschichte und Culturgeschichte. Leztere umfasst freilich so vieles, dass während eines halben Jahres in vier Stunden wöchentlich unmöglich alles erschöpft werden kann, dennoch sind die Uebersichten sehr belehrend, und durch eingeflochtene gesunde Urtheile noch ansprechender. Gerne möchten wir auch eine allgemeine Geschichte der Dichtkunst hören, und wäre es nur die seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts; etwas dieser Art wird aber hier und so viel ich weis in ganz Deutschland nicht oder nicht mehr vorgetragen. Und doch könnte schon eine Vergleichung der grossen schöpferischen Geister untereinander, wozu bereits Bouhours in seinem *Art de bien penser en matières du gout* und neulich Th. Campbell schätzbare Beiträge gaben, den Geschmack sehr bilden, und zugleich für die Unbekanntschaft mit Werken des zweiten und letzten Ranges mehr als entschädigen. Jene Gründlichkeit, die alles Vorhandene aufraffen will, verliert sich leicht in Vielwisserei, welche das Erhabene erst nicht begreift. Alles dies bestimmt uns, jenes schon früher gemeldete Lesen von Musterschriften in freien Stunden fortzusetzen. Bisweilen ziehen wir dabei Lessing's dramaturgische Blätter zu Rath, oder A. W. von Schlegel's und Sismondi's Vorlesungen, auch wohl die fleissigen Arbeiten von Bouterweck, oder einige neuere Werke über die Dichtkunst einzelner Völker. Die hiesige Büchersammlung, bei mäsigen Mitteln durch Einhaltung eines klugen Planes zu einem wahren Zeughaus der Wissenschaften erhoben, besitzt die meisten solcher Schriften; von denen,

die sich überhaupt zum Nachschlagen eignen, haben wir im Arbeitszimmer die nöthigen aufgestellt. Für Kunstgeschichte dürfte neben des genannten Schlegel's Vorlesungen über die schönen Künste ein Abriss nach Kugler so lange genügen, bis Alfred später auf seinen Reisen die unsterblichen Werke der grossen Meister unmittelbar bewundern kann. Es erneut sich auch bei ihm fast täglich die Ueberzeugung, dass man der Zukunft vieles vorbehalten müsse und bei allem Fleisse unmöglich auf der hohen Schule „absolviren“ könne.

Ohne Zweifel wünschen Sie etwas über unser äusseres Leben zu vernehmen. Die fortschreitende Bildung des Volkes offenbart sich in der Burschenwelt freilich zuletzt; doch ist auch hier von dem alten Unflath so vieles verschwunden, dass sich hoffen lässt, man werde denen, welche sich jetzt zu befähigen suchen, nicht wie den meisten des vorigen Jahrhunderts ihr Lebenlang ansehen, ob sie einst in Göttingen oder in Jena eingeschrieben wurden. Im einzelnen bleibt aber noch mancherlei zu wünschen. Es darf zwar nicht auffallen, wenn unter hunderten von Jünglingen, welche grosentheils unmündig, nicht verbildet aber auch nicht gebildet und meist sich selbst überlassen sind, muthwillige Streiche aussprudeln; im Gegentheil, Kopfhängerei, Dumpfsinn, Mönchsgeist, wären hier weit mehr zu beklagen; ausserdem muss auf geistige Arbeit angemessene Erholung folgen, sollte diese gleich, wie bei jedem andern Lebensalter, auch manches Thörichte an sich haben. Allein es ist nicht zu entschuldigen, dass die Bursche, statt nach be-

seelender Vollkommenheit zu streben und dabei durch reinere Sprache, feineres Benehmen, edlere Sitten sich auszuzeichnen, mit frecher Anmaasung alles verachten, was über, neben und unter ihnen steht, als wären sie gleich den Kindern Israels die Auserwählten des Herrn. Mit lächerlicher Folgerichtigkeit sprechen sie im Kauderwälsch ihrer barbarischen Kunstausrücke noch heute von Philistern, was hier doch Schuft, von Gnoten, was doch nach gnocchio Lumpenkerl heist; unerträglich sind ihnen junge Krieger und nicht ebenbürtige Turner, wie denn jeder verdammt ist, der ihnen nicht unbedingt huldigt. Zu diesem Kastengeist gesellt sich unter ihnen selbst eine Vehm, die mit unerbittlicher Strenge im Dunkeln über Kleinliches richtet, Verletzungen der öffentlichen Ordnung hingegen ungerügt lässt, ja häufig mit lautem Beifall begrüßt. Kurz ein verschollenes Junkerthum, wie es sich einst in vielen Ländern blähte, hat mitten in Hochschulen, die es rüstig bekämpften, noch jezt seine schmutzige Herberge. Dies die Zöglinge der „Classiker“ am Siz der Wissenschaft? Brüllende Schiffknechte im goldenen Mainz. Dies künftige Steuermänner? Dies zur „harmonischen“ Bildung, um demnächst das Wohl des Fürsten und Volkes zu befördern? Muss man nicht annehmen, jener vielfach und mehrjährig in empfänglichem Alter gepflegte Uebermuth, den mancher Befangene noch für herzstärkend hält, werde sich später bei allen, die nicht einen ganz neuen Menschen anziehen, auch im bürgerlichen Leben fortsetzen? Unter dem lockenden Vorwand eines Eifers für Wahrheit und Recht begünstigt er dann

Unzufriedenheit mit dem Staat und mit der Stellung, oder Druck gegen Untergebene, Misbrauch der Amtsgewalt. Wie roh bist du noch, o Vaterland, und wie verblendet. Nie wird die Wissenschaft zu voller Geltung kommen, so lange sie noch mit Unfug befreundet ist.

Dessenungeachtet findet Alfred seinen hiesigen Aufenthalt nichts weniger als unangenehm. Man kann die Wissenschaft lieben ohne die Hochschule, und die Hochschule ohne die Wissenschaft, aber doch auch beides zugleich. Mit den Burschen steht er im Verhältniss eines Freien zu Freien, welcher eben wegen der Gegenseitigkeit den Schein zu meiden hat, als ob er sich unter ihnen beeinträchtigt glaube, oder sie beeinträchtigen wolle. Gewöhnlich ist die schwächste Seite des Menschen auch seine empfindlichste. Daher gebietet Klugheit hier, wie in so vielen andern Lagen weiter nichts als die Rücksicht auf einige Kleinigkeiten, ohne dass man nöthig hätte, sich zu entäussern. Sind die Bursche eifersüchtig auf ihren Stand und argwöhnisch verdunkelt zu werden, so ist Alfred gekleidet wie sie, hält ebenfalls seinen zottigen Hund, trägt Spornen nur wenn er reitet, wie viele die nicht reiten, fährt zweispännig, obschon andere vierspännig, und während bei jenen der Stiefelpuzer gar bescheiden hinschleicht, Lohnkutscher und Reitknechte aber mit Hochstiefeln und Federbüschen und flatternden Bändern prangen müssen, so lässt er seine Leute nicht einmal im Dienstock erscheinen, ausser am Geburts- und Namenstage des Herzogs. Meinen die Bursche, wer die Hochschule besucht, komme zu ihnen, ihnen

müsse man sich völlig ergeben, gleichviel ob fleissig oder nicht, wenn nur eingeschrieben und nur immer flott, so liebt auch er kein sprödes Zurückziehen. Wir wohnen und speisen mit einigen Hochschülern, die verschiedenen Gauen und Fächern angehören, zusammen bei gebildeten Leuten, welche sich durch vieljährige Uebung in solche Herren zu finden wissen. Hätte auch bloßer Zufall die Karten gemischt, so wird doch namentlich über Tisch bei aller jugendlichen Wärme stets ungezwungener Anstand beobachtet, wozu die Gegenwart des Hausherrn und seiner Gattin gewiss das ihrige beiträgt. Auch jene wissenschaftlichen Unterredungen, deren ich vorhin gedachte, brachten uns etlichen Strebsamen näher, welche vom Geiste der Ausbildung getrieben vollkommen geeignet sind zu traulichem Verkehr. Ueberdies trafen wir ein Häuflein wälscher Schweizer, unter denen einige von Kopf und Erziehung. Hängt die Mehrzahl der Bursche trotz aller vermeinten Freiheit doch meist von einigen Häuptlingen ab, welche oft herrsch- und ränkesüchtig, überhaupt nicht immer vom besten Schlage, obschon immer gute Schläger sind, so hat Alfred, es war im zweiten Halbjahr bei dem Fechtmeister, mit etlichen der Einflussreichern einige Bekanntschaft gemacht, welche nahe genug ist, um ihm zu nützen, und entfernt genug, um ihn nicht auszuliefern. Brauchen die Bursche meist unverhältnissmässig viel Geld, so dass ihnen oft, besonders anfangs durch verschmizte Altgesellen, Mutterpfennige und Grundsätze zumal entschwinden, so braucht er verhältnissmässig weniger, wendet das Seinige allerdings auch zum Ver-

gnügen anderer an, unterstützt aber zugleich begabte dürftige Landsleute aus ihrer Mitte. Halten die Bursche für wesentlich, ganz nach eigenem Guldünken zu leben, so macht auch er von demselben Rechte Gebrauch; finden andere sich da nicht ein, wo er zu finden ist, so kann er doch eben so sich nicht einfinden, wo sie zu finden sind. Geben viele etwa stinkenden Kneipen den Vorzug, wie dürften sie von jedem verlangen, was sie besser selbst unterliesen? Der öffentlichen Meinung alle Ehre, aber eine Meinung, die so tief gesunken wäre, verdient keine Beachtung, oder könnte mit gleichem Recht auf die Theilnahme an Nachtschwärmereien, Strasenunfug und Saufgelagen dringen. Freilich stellen die Bursche noch immer fleissig solche Gelage an, deren sich die meisten „Ladenschwängel“ schämen, und nicht einmal alle „Gnoten“ freuen würden. Das Geniesbarste bei jenen Schlemmereien ist der vielstimmige Gesang, allein diese Ergötzlichkeit wird ja noch auf andere und bessere Weise erreichbar, da gerade die Lieblingslieder der Bursche fast durchaus niedrigen Gehalt und langweilige Singweisen haben. Nicht jede Muschel führt Perlen. Alfred bleibt weg, obschon ihm der Herzog freie Hand lässt, allein er bleibt nicht weg als Prinz, sondern als Jüngling, der bessere Unterhaltung und edlere Freuden liebt. Ganz Ihrer Ansicht, dass der Stand noch nicht fürste, glaubt er auch, dass Humpen nicht den Hochschüler machen, noch zu dessen Wesen gehören. Hiezu kommt, was ehemals gewiss weniger oder gar nicht geschehen wäre, dass nemlich viele Jünglinge auf seiner

Seite sind, Jünglinge, die auch ihren Lehrbrief zu schätzen wissen und eben so aufrecht einherschreiten, ohne sich dem Vorurtheil der Menge zu beugen. Wer freilich nur das thut was andere nicht thun, und etwas nicht thut weil es andere thun, ist stets von ihnen abhängig, obschon er sich vielleicht mit dem Gegentheil schmeichelt. Wen von beiden nennen wir aber selbständiger, jenen der bei dem Haufen bleibt, auch wenn dieser abirrt, oder jenen der gerne mit andern lebt, so lange sie den rechten Weg einhalten? Einen geselligen Rundgesang verschmäht Alfred deswegen nicht, ja er ist mit Duzenden Gleichgesinnter in einen Singverein der eingesessenen Bevölkerung getreten, wo sich wenigstens eben so grose Heiterkeit und ungleich besserer Geschmack findet als im gemeinen Burschenleben. Auch besucht er zur Belehrung noch jetzt bisweilen die Arbeitsstätten einiger geschickten Handwerker, und zu seiner Zerstreuung stets Gesellschaften, denen sich die Thüren etlicher Lehrer und Beamten von Zeit zu Zeit öffnen; diese Herren leben hier einig.

Die Unterhaltung ist da zwar nicht so rauschend und glänzend, wie jene unter den Wälschen war, dagegen häufig um so gediegener. Sie würde noch weniger an den Arbeitstisch erinnern, wenn alle hiesige Gelehrten ihren Bildungsgang nicht blos durch etliche Schock Bücher und Hefte, sondern auch durch ein Stückchen Lebenserfahrung genommen hätten. Von der obersten Bank einer Hochschule sofort, wie manche thun, auf den Lehrstuhl hinübersteigen, sich dann der Wirklichkeit entziehen und doch andere für

dieselbe vorbereiten, ist offenbar verwerflich, wenn es aus dünkelfhafter Verachtung des Bestehenden geschieht, und ist offenbar misslich, auch wenn es gelingt. Allerdings bleibt die Wissenschaft zulezt unser sicherster Maasstab; gleich wie aber der Staat schon oft auch dadurch grossen Nutzen von der Wissenschaft zog, dass er hervorragende Lehrer in die Verwaltung berief, eben so würde ihrerseits die Wissenschaft durch das Leben gewinnen, wenn namentlich junge Rechtslehrer sich erst einige Zeit mit dem wirklichen Staatsgange vertraut machen müssten. Dem Arzte wenigstens ist das Krankenbette so unentbehrlich als sein Hippokrates oder Galen, und wo haben diese letztern das Meiste gelernt? Auch am hiesigen Ort gibt es Bücherwürmer, die sich von jeher tief eingebohrt haben, und nur ungerne hervorkriechen, oder wenn sie es einmal thun, höchst eingebildet, empfindlich und gleichsam über sich selbst verwundert sind; wir lassen sie aber nicht entschlüpfen, damit Alfred sich überzeuge, wie oft in unscheinbaren Gefäsen, die ein verwöhntes Hofauge verachten würde, unter mancherlei Schutt auch kostbare Kleinodien liegen. Lernt er bei solchen Gelegenheiten jedenfalls Männer achten, welche ihre Zeit, Gaben und Neigungen einem höhern Zwecke gewidmet und ihren Namen zu Ehren gebracht haben, so entfaltet sich zugleich in der übrigen und gesammten Umgebung ein gemüthliches Leben, welches auf gegenseitiger Achtung und Freundschaft beruhend, reines Vergnügen gewährt. Auch ist ihm erlaubt, die vielen Gefälligkeiten, welche man ihm so oft, ja allseitig erweist,

durch besondere Unterhaltungen einigermaassen zu erwiedern.

So hat er denn häufige Veranlassung, sich umzuthun, und seine Erfahrung zu bereichern. Der Firniss eines Hofes ist hier unbekannt, ja verdächtig, die Leute geben sich mehr wie sie unter sich sind, und die Burschenwelt, um noch einmal darauf zurückzukommen, enthüllt, wie klein sie auch scheine, das jugendliche Leben im Großen mit seinen Tugenden und Fehlern. Gerade hier, wo die Bursche gegen ihr nächstvoriges Schülerverhältniss aufgeschossene Emporkömmlinge sind und sich gerne als neugebackene Prinzen gebaren, kann besonders ein Fürstenson so viele Seiten seines Innern gleichsam im Spiegel sehen. Er kann durch eigene Anschauung lernen, wie die Jugend auf Kraft und Muth bauend für trockene Erfahrung schwer zugänglich ist, oder aus Unwissenheit den Werth von Menschen und Dingen unrichtig ansetzt; wie sie nach Freiheit und Selbstständigkeit dürstend in Gesezen unerträgliche Hindernisse findet und sich doch selbstgeschmiedete Ketten anlegt; wie sie eitel und empfindlich ein Spielzeug der Listigen wird, oder sich bei dem geringsten Argwohn entrüstet und oft nur aus Mangel an Sanftmuth und Anstand befiehlt; wie sie unbehutsam und voreilig lieber ihrem warmen Blut als dem kalten Verstande folgt, oder oft zwischen beidem haltungslos schwankt, und wenn gesunken, sich nur durch gänzliche Selbstverläugnung oder gar nicht mehr aufrafft. Die Anschauung lehrt den Fürstenson aber auch von der andern Seite, wie dieselbe Jugend strebsam und begeistert

nichts auf Geburt hält, einzig durch Anwendung der Gaben sich Bahn bricht und oft zu Grosem erhebt; wie sie bei Mäßigung und Klugheit eben so Gefahren vermeidet als Anerkennung findet; wie sie treu und innig an der theuern, oft fernen Heimath hängt und dieser unter Schaaren von Fremdlingen Achtung verschafft; wie sie von Liebe durchdrungen brüderliche Freundschaften schließt, die ganze Seele in den Busen der Betrauten schüttet und selbst dem Sinkenden noch die rettende Hand reicht.

Es wäre überflüssig zu bemerken, dass Alfred solche Beziehungen nicht übersehen darf. Für Ihren lehrreichen Brief, der hiemit in so vielfache Berührung tritt, wird er eigenhändig danken.

Hartwig an Alfred.

Theuerster Prinz!

Ihre Erwiederung auf meine Zuschrift öffnet das Innere des Herrn Verfassers in so unbefangener und zugleich in so verbindlicher Weise, dass ich die Aufforderung, über den geselligen Verkehr etwas ausführlicher zu schreiben, nicht ablehnen darf. Meine Bereitwilligkeit rechnet jedoch auf völlige Nachsicht. Jene Verhältnisse, flüchtig, bunt

schillernd, wie sie sind, gehörig darzustellen, bleibt immer schwierig, besonders wenn man wie ich denselben fast gänzlich entfremdet ist. Erwarten Sie daher nichts als eine mangelhafte Schilderung, welche überdies im Gegensatz zur Sache trocken und farbenlos ausfallen wird. Um indess wenigstens einiger Bedenklichkeiten enthoben zu seyn, halte ich mich an den Ausdruck „geselliger Verkehr.“

In dieser Voraussetzung scheint es zunächst überflüssig, von Gesellschaften zu reden, welche allein aus fürstlichen Häuption bestehen, bei Gleichen unter Gleichen gibt sich alles von selbst. Ferner darf ich die Cour übergehen, denn diese, obschon in England eben so einfach wie bei uns umständlich, gehört hier und dort nicht sowohl in den Kreis des geselligen Verkehrs, als in den einer feierlichen Aufwartung. Erhält nur jedes seinen gehörigen Platz zugewiesen und werden bei Beachtung des höchsten Anstandes keine gerechten Ansprüche verletzt, so ist diese Sache von einer Seite im Reinen; von der andern lässt sich erwarten, ein Verständiger werde hier mehr auf die Art als auf den Inhalt des Gesprochenen sehen, keiner aber dem Fürsten zumuthen, bei jedem einzelnen mit jedem Worte zu glänzen. Endlich habe ich auch nicht nöthig, sofort vom Stande zu handeln, doch bedarf dies einer Beleuchtung.

Mag standesmäßiges Benehmen einem jugendlichen Fürsten noch so unerlasslich seyn, so konnte ich doch nie begreifen, wie man ihn immer auf etwas, das er jeden Augenblick bei der Hand hat, also auf seinen Stand hinweisen mag, statt auf sein Benehmen; er wird doch mit letzterem nicht

geboren, sondern muss es erst bis zu einer gewissen Vollkommenheit erwerben, um sich und seinen Stand damit zu schmücken. Wäre nicht besser, dachte ich dann, wie etwa bei dem Tanzen und Reiten, so auch in diesem Fall von einem Verhältnisse, das sogar hindern kann, vorläufig wegzusehen, um den Handelnden mit der Sache selbst desto vertrauter und wo möglich darin einheimisch zu machen? Unter solchen Umständen käme ihm diese Geschicklichkeit auch für den Stand gewiss sehr zu Statten, sollte er anders nicht vorziehen, im Zweifel eher den Stand zu vergessen als immer daran zu denken, und lieber auf das Benehmen zu achten als es zu vernachlässigen. Sehe ich auf zwei Obristen, von denen der eine gebildet, nachsichtig, beliebt, der andere roh, hart, gefürchtet ist, während doch jeder dieselben Kenntnisse besitzen muss und vielleicht beide im Dienst, also der Sache nach gleich ausgezeichnet sind, so wird meine Ueberzeugung erneuert, das Wesen des Fürstlichen erschöpfe sich nicht einmal, wie man uns gerne vorspiegelt, in einer eigenthümlichen Art des äussern Benehmens, sondern es ruhe auf einem ganz andern, ungleich tiefer liegenden Grunde. Bei all dem grosen und wechselseitigen Einfluss des einen auf das andere darf ich mir also das Benehmen vom Stande getrennt denken, und leiste dem leztern hiemit vielleicht einen bessern Dienst, als durch das umgekehrte Verfahren. Zu demselben Ergebnisse führt auch die Frage, was in dieser Hinsicht die Welt von einem jungen Fürsten erwartet? Etwa, dass er sich für die Axe halte, um welche sich alles drehen soll, oder dass er seinen

Rang wie Brennus das Schwert in die Wagschale werfe, um andere aus gebührlicher Ferne an ihre Abhängigkeit und Beschränktheit zu erinnern? Keineswegs, von selbst klug genug zu wissen woran sie ist, bedarf die Welt solcher Mahnungen nicht. Nicht mit abwehrend vorgehaltenen, nein mit einladend offenen Händen will sie ihn haben, sie verlangt ihn höflich und liebenswürdig, wie Kaiser Alexander sich sogar als Sieger benahm, ja vielen ist nun einmal nicht auszureden, die ganze Bildung solle hierauf gerichtet seyn.

Von der Höflichkeit habe ich also zu sprechen, von jenem Benehmen gegen andere, worauf die Welt beharrt, das aber mancher Vorbereitungen ungeachtet nur in der Welt selbst und wie die eigentliche Kunst eines Feldherrn nicht aus Büchern, sondern durch unmittelbare Uebung erlernt werden muss.

Somit könnte ich geradezu an die Welt verweisen, wäre nicht vorher noch einiges zu erwägen. Dürfen wir, lässt sich einwenden, zur unentbehrlichen Schule einen Tummelplatz empfehlen, welcher die besten Grundsätze erschüttert, vergiftet, zerstört? Oder findet man nicht gerade in der sogenannten grossen Welt geschäftigen Müsiggang, flache Geschwätzigkeit im Bunde mit boshafem Verlästern, verfeinertem Sinnengenuss, erheuchelter Tugend? Und hängt sich an jeden Theilnehmer nicht immer etwas hievon, wenn auch nur als unsichtbarer Duft? Alles dies läugne ich nicht, stelle aber die Gegenfrage, was uns denn zwingt, den Lockungen der Welt blind zu folgen, oder was uns hindert,

würdig in ihr zu leben und sogar Nuzen aus ihr zu ziehen? Dass Sie, mein Prinz, der leztern Ansicht beitreten, darf ich schon aus Ihrer Aufforderung schliesen. Gesezt aber, Sie hätten noch einige Zweifel, so muss ich Sie zu überzeugen suchen, dass man ohne die Fertigkeit, sich frei und selbständig in geselligen Verhältnissen zu bewegen, weder sich noch andern genügen kann. Durch Umgang mit den Nebenmenschen werden viele, wenn nicht die meisten unserer edelsten Bestrebungen, die im Innern nur als zarte Gewächse aufkeimten, gleichsam in frische Luft gesezt, um hier zu erstarken, andere nicht weniger edle aber noch gänzlich schlummernde Kräfte werden erst durch dieses Versezen geweckt und beide könnten sich ohne dasselbe niemals entwickeln. Ueberdies, gibt es irgend eine dringende Veranlassung, im Handeln sich nach vernünftigen Gründen zu richten, oder Launen, Willkühr, Leichtsinn, Verblendung meiden, alle Seelenkräfte spannen, beherrschen und sich selbst kennen zu lernen, so ist es der Umgang mit andern. Ohne Gewandtheit in diesem Umgang würden auch Sie Ihre Stellung weder begreifen noch benützen, würden vergessen, dass noch immer Umgänglichkeit selbst schlechten Fürsten genützt, Mangel daran auch den Guten geschadet hat, vergessen, dass sie manche Fehler deckt und jeden Vorzug in helleres Licht stellt; Sie würden ungeachtet eines Anfluges von Menschenkenntniss eben so wenig jemals vermögen, Leute, die sich zu empfehlen wissen, oder solche, die Ihnen gleichgiltig, vielleicht unangenehm sind, gehörig zu würdigen und zu behandeln. Gezwungen, dessenungeachtet

mit vielen zu verkehren, würden Sie durch Widerwillen oder durch Mangel an Geschick mehr als die Hälfte des ganzen Lebens Sich verderben, würden in der bequemen Ueberzeugung, jeder habe eine gute und schlimme Seite, vielleicht alle gleich gering schätzen und keine weitere Erfahrung machen wollen, würden jedenfalls Ihrer Bestimmung für die Mitmenschen zu leben, nicht leben, und sogar, statt die Freuden der Welt zu genießen, als Mensch verschmähen, was dem Prinzen entleidet ist.

Einem weltscheuen Herrn bleiben freilich noch zwei Auswege offen, nur führt deren keiner zum Heil. Entweder hält er sich an Leute von verächtlicher Denkart, die seiner Eitelkeit schmeichelnd ihn immer tiefer hinabziehen, Sie erlassen mir wohl, dieses Bild hier auszumalen; oder er flüchtet sich in unzugängliche Einsamkeit. Die Einsamkeit ist zwar, abgesehen davon, dass ihr süßer Friede manchen Kummer lindern kann, gewiss jedem unentbehrlich zur Sammlung seiner Kräfte, zur Läuterung des Innern und zu vielen Arten von Arbeiten; allein deswegen sucht jener sie nicht auf, sondern aus Misbehagen an Menschen und an Thätigkeit verschleudert er dort seine Zeit, und läuft Gefahr, in einem tückischen Sumpfe zu versinken, oder in öden lautlosen Hallen nur seine eigenen Schritte zu hören. Verarmend an Herz und an Geist grübelt er dort alle Tage und Tage lang über den kleinlichsten Dingen oder schwärmt in Lieblingsgedanken und ist dennoch vom Alp der Langweile gedrückt ohne sich aufraffen zu können. Blöde und unbeholfen stößt er dann andere zurück, im Wahn, zurückgestosen zu werden,

und bürdet der Welt eine Schuld auf, die ihm selbst zur Last fällt, eine doppelte Schuld, die er unvermeidlich büßen muss, aber nur als Sonderling, vielleicht als Menschenfeind büßt.

Kehren wir also frisch zu unserm geselligen Verkehr zurück. Schon vorhin wurde bemerkt, man verlange in dieser Hinsicht von einem jungen Fürsten nichts als dass er höflich und liebenswürdig sey. Was thut aber der Höfliche? Unstreitig das Gegentheil vom Groben. Leztern hindert sein Eigendünkel, den Nebenmenschen zu achten; ohne bedenken zu wollen, dass jeder von uns so gut wie er das Recht hat zu freundlicher Behandlung, hält er, nach keinem etwas fragend, solches Entgegenkommen von seiner Seite für erniedrigende Schwäche, verlangt es aber unbedingt von andern. Wird dieser Erwartung nicht genügend entsprochen, so ist er augenblicklich beleidigt, rächt sich auf der Stelle durch Einschüchtern, Kränken, Demüthigen, und sucht sein überspanntes Recht um jeden Preis, oft gar mit Gewalt zu behaupten. Nur durch Nachgiebigkeit kommt man ihm bei, wenn ihn anders nicht Eigennuz besticht, oder die Furcht vor einem Stärkern entwaffnet.

Nicht so der Höfliche. Statt sich gehen zu lassen, nimmt dieser Rücksicht auf andere und bequemt sich nach ihnen, um ihre Zuneigung zu gewinnen; in Achtung zu stehen, wer wünschte es nicht, rechnet er sich zur Ehre. Gleichviel ob überzeugt oder nur dunkel fühlend, er könne zunächst bloß auf Auge und Ohr jener Aussenwelt wirken, entsagt er zwar der Einbildung zu bezaubern, zeigt sich aber im

Anzug, Gehen, Stehen, Sizen, Grüsen, Ein- oder Abtreten auf vortheilhafte Art, eben so in Blick, Stimme, Ausdruck, Gebärden und Haltung. Beweist er schon hiedurch das Verlangen, andere nicht zu vernachlässigen, so ist er nahe daran, die Blicke, welche er auf sich zog, auch zu befriedigen. Wenigstens der erste Schritt, gerne gesehen zu seyn, ist gethan. Für das übrige Benehmen reicht ihm die Kenntniss des eigenen Gemüthes den nächsten und richtigsten Maasstab. Kränken ihn Launen, Rechthaberei, Leidenschaftlichkeit, oder Pochen auf Reichthum, Amt, Geburt, Verbindungen, Kenntnisse, Gaben und Thaten, so wird auch er nicht hoffen, damit zu gefallen; lieber nimmt er sich zusammen, um ja zu unterlassen, was ihm selbst Unwillen, Geringschätzung oder Verachtung weckt, und sorgsam alles an sich zu ändern, was abstosen oder beleidigen kann. Ist ihm angenehm, wenn einige Rücksichten auf seine Anwesenheit, sein Befinden, seine Verhältnisse und ähnliche Umstände genommen werden, so kann er sich nicht mit kahlem Danke begnügen, lebhaft wird er das verbindliche Entgegenkommen erwiedern, ja noch damit vorseilen, und irgend eine anklingende Saite des Herzens zu treffen suchen. Wünscht er sich Glück, seine Schwächen nicht preisgegeben zu sehen, sondern in günstigem Licht erscheinen zu dürfen, so empfindet er seine Abhängigkeit von den Gesinnungen anderer, wird bereitwillig ihre Mängel entschuldigen, ihre Vorzüge anerkennen, und sich vielleicht in der Stille gestehen, dass sogar fremde Vorurtheile noch mächtig auf ihn einwirken. Jedenfalls wiederholt sich von

nun an die Erfahrung in ihm, je mehr der Mensch auf sich und andere achte, desto rascher und weiter schreite er in der äussern und innern Entwicklung voran. Es wird ja unter solchen Umständen die Beobachtungsgabe täglich richtiger, die Mittheilbarkeit immer fruchtbarer, der Geist gewinnt an Schärfe, das Gemüth an Lenksamkeit, überdies zeigen sich durch das öftere Schleifen alle Fähigkeiten vielseitiger und glänzender.

In der Gesellschaft nimmt der Höfliche bereits auf dieser Stufe einen ehrenvollen Platz ein; um sich für die Dauer zu behaupten, muss er jedoch viele Prüfungen bestehen. Nicht genug, dass er die Achtung anderer suchend mit ihnen Gefallen an ihnen selbst hat, ihre Eigenliebe schont, ihr Vergnügen zu dem seinigen macht, und es durch kleine Gefälligkeiten vervielfältigt; nicht genug, dass er seine Eitelkeit verwischt, seine Leidenschaften zügelt, selbst seine Vorzüge mäsigt; also nicht genug, dass er Willen und Geschick zeigt, wegen anderer sich zu vergessen und nicht alles auf sich zu beziehen; man verlangt auch Gewissheit, dass seine Theilnahme ohne Falsch, seine Hingabe kein Kunstgriff ist, der mit nichtswürdiger Selbstsucht nach wucherischen Zinsen hascht. Sein ganzes Benehmen soll zwanglos aus dem Innern, aufrichtig aus einem reinen Herzen fliesen und auch bei empfindlichern Veranlassungen stets im Feierkleide des Wohlwollens erscheinen. Dies kann aber unmöglich geschehen, er thue und unterlasse denn das, was die äussere Sitte gebietet, nicht erst aus offenen Rücksichten auf die Welt noch aus geheimen

auf sich, sondern aus Liebe zum Guten und aus Achtung vor der Menschheit. Nur bei dieser innerlichen Demuth, Höflichkeit ist zunächst blos eine äusserliche, wird er sowohl die Selbstliebe anderer, als ihre bessern Richtungen mit seinem eigensten Wesen befreunden, indem er jeden im verklärenden Licht der edlern Bestimmung als Miterben einer höhern Welt betrachtet und die wohlthuende Sonne leutseliger Milde über Gerechte und Ungerechte scheinen lässt. Ist ein Jüngling von so reiner Menschlichkeit beseelt, wie gerne bekennt dann die Welt, zumal die feine Welt, er besitze keine schönere keine wünschenswerthere Eigenschaft als Güte. Dieser herzugewinnenden Gröse unterwerfen sich alle mit Zutrauen und mit Vergnügen. Es wird abermals offenbar, dass unser wahrer Vorthail mit der Vollziehung des göttlichen Gebotes der Liebe genau zusammentrifft, denn auch auf diesem Gebiete wie unfruchtbar oder schlüpfrig es scheine, sind ja Vervollkommnung und Anerkennung innigst verbunden. Den gehegten Erwartungen entsprechend weckt er allerdings neue, steigt aber geachtet und beliebt allmählig empor und gewinnt auf die ungesuchteste würdigste Weise bald eine Oberhand.

Ehe ich dies weiter ausführe, gestatten Sie mir das Benehmen eines jungen Fürsten zu schildern, wie ich es einst im Kreis einer Gesellschaft gesehen habe. Unter Gesellschaft verstehe ich eine Zusammenkunft, welche in einigen Abendstunden zur gegenseitigen Unterhaltung stattfindet, wo also bei keinem das Eigenthümliche der Stellung beengend, ausschlieslich oder abstosend hervortritt, und jeder

in guter Meinung erscheint; nur dass die Gesellschaft zugleich eine gute sey. Diese darf, weil jeder Stand auch werthlose Mitglieder zählt, keineswegs auf einen Stand allein sich beschränken, muss vielmehr eine gemischte seyn, in so fern sie aus Leuten besteht, welche bei sehr verschiedenartigen Ansichten doch mit der bessern Sprache die feinere Sitte verbinden und sich durch Stellung, durch Ruf, durch Verdienste um Staat, Kirche, Menschheit, in Kunst oder Wissenschaft auszeichnen. Dessenungeachtet könnten auch hier noch einige mitgehen, für welche ich nicht immer eintreten möchte.

In einer solchen Versammlung beobachte ich einen jungen Fürsten. Die Ehrerbietung, welche er bei seinem rechtzeitigen Eintreten der Lenkerin des Hauses zuwendet, die Aufmerksamkeit womit er die übrigen Frauen besonders, dann auch die Männer begrüßt, die bescheidene Art wie er den zugewiesenen Platz nach kurzem Weigern einnimmt, statt sich schüchtern zu verstecken, oder wie er die Erkundigungen nach seinem Ich benützt, um weniger von sich als von andern zu reden, dies sagt mir sogleich, dass er kein Neuling mehr längst über die Anfangsgründe hinaus ist. An diesem Abende klebt man zufällig nicht an den Polstern, auch er wechselt die Stelle und nützt die allgemeine Bewegung zum Befestigen alter zum Anknüpfen neuer Bekanntschaften. Gestatten es Zeit und Umstände, so spricht er soll ich wetten? mit jedem ohne Unterschied, wohl auch mit mir. Halblaut oder in einer Vertiefung wird er dies sicher nicht thun, eben so wenig jemanden an

Knopf oder Schleife fassen, sondern vorsichtig in den Zeichen der Achtung, man merkt es bereits, selbst gegen Betraute sich aller Vertraulichkeiten enthalten. Käme es zu einem geselligen Spiel, er würde sich dem anordnenden Herrn oder Fräulein gewiss bereitwillig fügen. Doch hiezu kommt es heute nicht, er fährt daher fort, einzelne Rücksichten zu erledigen. Unterdess hat sich die Gesellschaft in mehr oder weniger Gruppen geschieden, theils nach dem Geschlechte, theils nach dem Alter, nach Stand und Beruf oder Zufall, möglich dass ihn dieser oder jener Kreis besonders anzieht, allein er sucht zunächst den buntesten auf. Offenbar möchte er auch im Vergnügen alles ganz thun, hütet sich aber unruhig umherzutrippeln als ob er auf Erbsen gienge, oder wie eine Bombe in die einzelnen Kränzchen zu plazen, oder den Redenden mit einem Widerspruch in die Zügel zu fallen; nein, er tritt bedächtig an, hört eine Weile gelassen zu, und nimmt durch irgend ein beifälliges Wörtchen an der Unterhaltung einigen Theil. Wie er sich an einem Ort in Reih und Glied zu stellen sucht, so auch an andern. Von dem Geplauder über Trachten, Bühnenwesen, Hof- und Stadtgeschichten, wie es scheint hinreichend gesättigt, nähert er sich uns ältern Zuschauern mit der Aeusserung: ich falle vielleicht beschwerlich, aber Niemand kann mir wohl besser sagen als einer von Ihnen. Bei dem Austausch von Gedanken, der sich nun entspannt, zeigte er sich bereit, der Wahrheit die Ehre zu lassen, stellte sich nicht das längst zu wissen was er so eben erst erfuhr, und gab seine eigene

Meinung mit Ruhe, indem er Vorstellungen that oder Zweifel erhob. Leztere kleidete er in die Wendungen ein: konnte man nicht auch sagen, oder, ich irre vielleicht, ich seze Mistrauen in mich, mir scheint von der andern Seite, ich möchte glauben, und dergleichen. Mit solchen Ausdrücken, wie verbindlich sie auch sind, war der lezte Schuss noch nicht gethan, sondern er wog die Erwiederingen gegen einander ab und zog daraus, um besser in's Reine zu kommen, seine Schlüsse bald für bald wider. Unstreitig wollte er sich belehren ohne dabei weiser zu scheinen als wir, konnte sich jedoch nicht enthalten, einiges von seinem Erlernten aufzutischen und, wo im Augenblick Gründe etwa versagten, uns an seine Gewährsmänner zu weisen. Wir durften dies um so leichter hinnehmen, da es später von selbst unterbleiben oder sich in anderer Weise geltend machen wird, hatten wir doch in der That ungleich weniger erwartet. Hierauf mischte er sich dicht neben mir unter einen Schwarm junger Herrchen, die freilich sorgfältig geschniegelt aber noch nicht alle hinreichend geschliffen waren. Einige derselben hiengen ehrerbietig an seinen Blicken, nickten jedem Worte unbedingten Beifall und boten alle ihre Dienste an ohne übrigens die Versicherung gränzenloser Anhänglichkeit auch nur zu wagen; andere wollten, um ihn hinüberzuziehen, durch Possen und Anspielungen kizeln; etliche schraubten sich um männlichen Sinn zu zeigen etwas trozig empor, als wäre hier ein Feld zu Heldenthaten oder höfliches Benehmen unvereinbar mit muthigen Handlungen. Er aber lehnt bei den erstern ihre

freundlichen Worte ab, wie mir schien ohne zu untersuchen, ob jene Aeusserungen aus einem warmen oder frostigen Herzen gekommen waren; den zweiten erwiderte er ihr prickelndes Gezisch mit flüchtigem Lächeln, und bekennt ihnen offen, sie wollen ihn wahrscheinlich nur auf die Probe stellen, ob er sich zum Vorkämpfer der Tugend gebrauchen lasse; dazu fühle er jezt zwar keinen Beruf, bitte aber die Versicherung aufzunehmen, dass er den Anstand jederzeit ehren werde, und nicht bezweifle auch bei ihnen darauf rechnen zu dürfen. Als einer derselben sich dennoch etwas schlüpffrig äusserte, sieht er diesem fest in die Augen und erklärt, hierauf erwarten Sie ohne Zweifel keine Antwort, würden wohl selbst keine geben, und werden von mir auch keine erhalten, sprechen wir über andere Sachen. Aber ohne dieses zu thun, brach er ab, um einige gleichgiltige Aeusserungen an jene Steifen zu richten, und gieng, als mittlerweile der Ring sich erweitert hatte, zu etlichen Frauen, deren Blicke ihm längst gefolgt waren. Nach einigem Schäckern schlossen sich, die bessern übergehe ich hier, zwei derselben ihm enger an, und begannen bald auf diesen bald auf jenen zu sticheln, endlich mehrere Anwesende und besonders einen, weil er in Anzug und Haltung den Prinzen so geckenhaft nachahmte, boshaft zu hecheln. Eingedenk der Lehre, richtet nicht so werdet ihr auch nicht gerichtet, entgegnete er ihnen, über die Schneiderkunst lasse sich wohl am wenigsten eifern, hierin seyen wir alle nur Nachtreter, übrigens klinge es doch nicht so albern, dass die Menschen gewöhnlich weniger

gut seyen als sie von ihren Freunden, und weniger schlecht als sie von ihren Feinden geschildert werden. Jene Leute kenne er nicht genau, getraue sich aber fast, auf einen oder den andern eine kleine Lobrede zu halten; von jedem lasse sich noch etwas hoffen, Fehlerhafte sey er zu entschuldigen geneigt, und wo dies nicht mehr thunlich, könne Theilnahme noch ein Fürwörtchen aufstoppeln. Jene Lästereien mochten hierauf nicht gerechnet haben, zogen sich aber wie sie meinten klug aus der selbstgehäkelten Schlinge; schnell gaben sie der Sache eine andere Farbe und wussten nun mit gleicher Geläufigkeit über dieselben Menschen sehr viel Gutes zu sagen. Die letztere Geschichte erfuhr ich übrigens erst später.

Erlauben Sie mir nun, auch der Urtheile zu erwähnen, welche aus solchen Veranlassungen zu fallen pflegen. Am folgenden Tag vernahm ich bei einem Besuche, während dessen auch der vorige Abend besprochen wurde, das Benehmen des Fürstenjünglings habe durchgängig gefallen, nur hätte er nicht bisweilen von seinen Grundsätzen sprechen sollen, es genüge, nach ihnen zu handeln, und sie durch ihre Anwendung auf die einzelnen Fälle errathen zu lassen. Uebrigens hob man besonders hervor, dass nichts an ihm bemerklich wurde, als halte er sich fast zu gut für die Gesellschaft, sondern dass er ohne Vornehmthuerei willig jedem soviel einräumte als die Ordnung der Welt erfordert; dass er bei aller Milde doch nicht in Weichheit zerfloss und sich überhaupt nichts vergab, sondern durch eigene Beobachtung des Anstandes alles Niedrige ferne hielt, selbst wenn es

sich anhängen wollte. Ein solches Benehmen, auch nur einmal geäußert, präge sich jedem ein, und enthebe vieler Verlegenheiten für die Zukunft. Eben so wurde gerühmt, dass er nicht erschienen war, um den Abend bloß für sich zu genießen, sondern dass er andern das Vergnügen sich zu zeigen und ihres gemeinsamen Rechts sich zu erfreuen nicht misgönnte, woraus man auf innern Werth schließen dürfe; sodann, dass im Fall er ein Steckenpferd hätte, er andern nicht zumuthen würde mitaufzusitzen; auch dass er nicht auf kleine Lächerlichkeiten sah ohne sich mit einzufädeln, und zwar in jugendlicher Heiterkeit scherzte, allein über Sachen nicht über Menschen, und nur mit Klugen nicht mit Thörichten scherzte, mit keinem aber über Gegenstände, wie Glauben, Ruf, Geburt, Liebe, Verstand, worin Niemand Spass versteht, selbst jene nicht, welche das Gegentheil vorgeben; ferner, dass er auch Spott unterlies, den selbst die Mitlacher fürchten und dessen Stiche, zumal von einem Fürsten versezt, so lange aus tiefem Herzen nachbluten; endlich dass er überhaupt statt auf fremde Kosten sich belustigen oder andern Fehler andichten zu wollen, bei allen mit denen oder über welche er sprach, weniger an ihre Mängel als an ihr Gutes zu denken schien.

Wie Schade, hies es dann weiter, wenn er sich zu früh von solchem Umgang zurückzöge, er bliebe auf halbem Wege stehen. Geben wir ihm einen schönen Anfang auch gerne zu, so kann man doch nicht annehmen, dass er sich weiter ausgebildet habe, als um zu gefallen und vielleicht nur seine Eitelkeit auf angenehme Art zu befriedigen.

Hier schon inne haltend könnte er von kleinen Erfolgen bestochen, leicht sich überschätzen, ohne zu merken, dass unser Verstand gerne auf Kosten des Gemüths sich bereichert, und dass schon im Gefühl jenes Gefallens eine leise Einladung zu manchen Untugenden liegt. Gewandt genug, um für einige Zeit durch Schein zu gewinnen, ja nöthigenfalls sich zu verstellen, wäre er nicht veredelt genug, um liebenswürdig zu seyn. Noch muss er sein Gemüth fortwährend läutern, um dem ganzen Wesen den reinen Wohllaut des Einklangs zu sichern. Auf der andern Seite kann man eben so wenig erwarten, dass er bereits die feinem Abschattungen zwischen List und Offenheit, zwischen Selbstsucht und Edelsinn zu unterscheiden wisse. Wie ohne Zweifel sein guter Wille noch der Festigkeit, so bedarf seine Urtheilskraft noch vieler Uebung, um mit Sicherheit durch das Aeussere in das Innere, durch Worte und Gehehrden in die Gesinnung zu dringen, mithin, ohne sich täuschen zu lassen, die Stimmung, Absichten, Leidenschaften und Triebfedern der Handelnden zu entschleiern. Sind ihm solche Fortschritte in der Selbst- und Menschenkenntniss gelungen, erst dann erlangt er auch das, was man im guten Sinne Welt nennt.

Allerdings, mein Prinz, ist dies eine ungleich höhere Stufe, vor der wir nicht umkehren dürfen. Der Mann von Welt hat mit dem höflichen dieselbe Grundlage, denselben Schauplaz, dieselben Absichten gemein, erfreut sich aber bei den reichern Mitteln seiner Erfahrung stets eines grössern Erfolgs. Wenn der Höfliche gewöhnlich froh seyn muss,

nur ohne Anstos durchgekommen zu seyn, da er andern denn doch bald zu viel, bald zu wenig thut, auch sich öfter in ihnen täuscht und durch jede Enttäuschung fast immer schmerzlich verwundet oder in seiner besten Meinung leicht irre wird; wenn er ferner bei den schönsten Vorsätzen dennoch plötzlich die Fassung verlieren oder jenseits einer gewissen, meist enggezogenen Gränze sogar in das Niedrige hinabsinken kann, so ist der Mann von Welt, Zögling derselben Schule, in feinen guten Sitten einheimisch, ja mündig geworden. Herr seiner Leidenschaften, seiner Tugenden, seiner Begeisterung sogar, gibt er sich nie eine Blöse, setzt eben so wenig seinen innern Werth je auf das Spiel, verliert den guten Glauben an die Menschheit nicht, auch wenn er seine Leute kennen lernt, und trifft in Wort und That immer das Richtige. Ihm sind, damit ich noch einige Grundzüge besonders hervorhebe, nicht blos jene gegenseitigen Voraussetzungen, die man sich ohne Abrede im Stillen zu machen und einzuräumen pflegt, vollkommen geläufig, sondern er versteht auch, das Eigenthümliche der Einzelnen in Hinsicht auf Alter, Geschlecht, Stand, Leidenschaften, Vorurtheile, Sitten und Denkungsart zu sichten; hiedurch gegen Täuschungen gewaffnet und im Stande, bald zu wissen wen er vor sich hat, ist er schwer zu hintergehen, kommt aber mit jedem aus, nicht durch übertriebene Höflichkeit, doch auch keinem verweigernd, was sich mit Vernunft unter allen Umständen gewähren lässt. Hält ihn daher seine Klugheit ab, die Größern übertreffen zu wollen oder ihnen zu schmeicheln, Geringere ihre Unterordnung fühlen zu

lassen oder ihnen Gefälligkeit zur Pflicht zu machen, Gleichen sich aufzudringen oder sie zu verkleinern, so entwaffnet er schon zum voraus Neid und Eifersucht, die unermüdlich sind unsere verborgensten Fehler scharfsinnig auszuspiiren. Geht seine Aufmerksamkeit in die Verhältnisse, Vorzüge, Liebhabereien, selbst in die Schwächen anderer theilnehmend ein, so wahrt er doch auch den Augenblick, seine Fähigkeiten, Kenntnisse, Gesinnungen in günstigem Lichte zu zeigen und sucht im Gefühl der innern Würde selbst einen Fehler, den er etwa begieng, kaltblütig zu vergüten; Reiche ertragen ja gelassener einen Verlust, welcher den Armen zur Verzweiflung brächte. Weis seine Einnehmlichkeit den Einzelnen zu gewinnen, so vermag er in ähnlichem Maase die Stimmung einer ganzen und jeder Gesellschaft zu theilen, ja nichts weniger als gute Laune verschmähend, macht er noch mit, was sich ohne auffallende Thorheit mitmachen lässt, und geht sogar durch ermunterndes Beispiel voran. Bringt ihn seine Leutseligkeit mit einer Menge von Menschen in freundliche Beziehungen, so wird er, ohne nach Geheimnissen lüstern zu seyn und ohne andere bedachtlos in die seinigen zu ziehen, doch von unzähligen Vorfällen unterrichtet, sey es wegen der Verschwiegenheit, die man ihm zuerkennt, oder wegen der Schwazhaftigkeit aller jener, welche damit sein Vertrauen erwerben wollen, oder wegen seiner Unwissenheit, die er ihnen ebenfalls geradezu eingesteht.

Seine Ueberzeugung jedoch wird unser Mann von Welt, wie geschmeidig er sey, niemals verläugnen. Nein, alles

Gute, Schöne, Schätzenswerthe verehrend, dem Heiligen treu, hat er seinen Willen, sein Urtheil, wägt aber die Wahrheit behutsam auf der Schale der Vernunft, und bekennt sie dann freimüthig, doch schonend. Nur wo völlige Offenheit unnütze Verschwendung wäre, hält er die Wahrheit sparsam zurück. In diesem Fall verbirgt er seine Karten, jedoch ohne in die der andern zu sehen, so dass Lüge und Falschheit, Laster, welche so häufig aus Mangel an Muth oder an Geschick entstehen, auch als Nothwehr ihm fremd bleiben. Mit Schlechten sich einzulassen hat freilich auch er keine Lust. Wo solche indess nicht gänzlich zu meiden sind, hält er ihnen zu seiner Vertheidigung den Schild glatter Höflichkeit entgegen, oder er sagt seine Meinung scherzend, nie aber reißt ihn falsche Scham zur Billigung oder Nachahmung des Verwerflichen hin; lieber überhört er, lenkt aus oder zeigt sein Misfallen durch ernstes tiefes Schweigen, so lange anders die Geseze wahrer Ehre unangestastet bleiben und das Erhabene nicht entwürdigt wird. In den schwersten Prüfungen kommt ihm sehr zu Statten, dass er nicht allein steht, sondern alle Bessern mit ihrem zahlreichen Anhang auf seiner Seite hat. Denn obschon die meisten Menschen für vollkommener gelten wollen, als sie sind, so möchten doch Millionen wirklich werden und seyn, was sie vielleicht nur für einige Zeit scheinen können. Gerade deswegen schliesen sie freudig sich an einen Vollendeten, der ihnen stets erwecklich entgegenkommt, reichlich besitzt, was sie noch zu erreichen wünschen, und großmüthig leiht, was sie bedürfen. So hat er denn bei

jeder Veranlassung eine Niederlage zu erleiden niemals verloren, sondern sich immer in vortheilhafter Stellung behauptet und noch neuen Boden gewonnen. Er gehört der ganzen Gesellschaft als einer ihrer ersten Sterne an ohne es zu wollen, und wird so weit er will, wie ein glücklicher Feldherr von seinem Heere, allseitig unterstützt, ohne eine Hauptschlacht geschlagen zu haben. Sein gröster Sieg ist aber der, aus dem Gebiet der Selbstüberwindung in das der Selbstverläugnung eingedrungen zu seyn.

Ausgerüstet mit solchen Mitteln, welche übrigens auch Frauen erreichbar sind und diesen oft grose Erfolge zuwenden, kann unser Mann von Welt durch Erweiterung des Bekannten zu allgemeineren Verhältnissen aufsteigen. Hiezu bedarf er wissenschaftlicher Bildung. Hebt ihn diese aus dem Kreis des gewöhnlichen und wenn auch feinen doch immer durch Zeit und Ort beengten Verkehrs auf den Schauplaz des Staats und der Völker, so lehrt sie ihn zugleich die Ebbe und Fluth der umlaufenden Meinungen wie des herrschenden Geschmackes am Pegel der Wissenschaft messen und sich vom Geiste seiner Zeit ein richtiges Bild der gesellschaftlichen und öffentlichen Zustände entwerfen. Dadurch wird er auch geschickt, jenen Zuständen seine Kenntnisse und Kräfte auf dem Geschäftsweg zu widmen, grose Maasnahmen mit reifem Urtheil zu entwerfen, andere dafür zu gewinnen und sich gemeinnützig zu machen. Die Vereinigung, die möglichst innige Vereinigung des gründlichen Geschäftsmannes mit dem gewandten Weltmann schafft erst den eigentlichen Staatsmann. Gehört auch

das Weitere nicht hieher, so lässt sich doch kaum verschweigen, wie einseitig und schädlich die Meinung wäre, der bloße Weltmann könne den Geschäften, der bloße Geschäftsmann könne der Welt genügen, so dass eines durch das andere entbehrlich sey, während doch beide sich gegenseitig ergänzen müssen.

Geben Sie mir nun alles Bisherige zu, so könnte doch scheinen, ich habe zuletzt nur einen tüchtig Gebildeten im Auge gehalten, allein über dem Allgemeinen das Besondere, über dem Menschen den Prinzen vergessen. Damit wäre unsere Aufgabe freilich mehr umgangen denn gelöst, und Ihnen selbst zugemuthet, auf den Prinzen zu verzichten. Kam mir nicht in den Sinn. Lehrt uns doch die Erfahrung, dass den Menschen von allen geselligen Beziehungen das am meisten reizt, was seine öffentliche Stellung betrifft. Diese ergreift er mit voller Kraft, je höher die Würde, desto mehr beschäftigt sie ihn, ja der anhaltende Eindruck des Ranges und Berufs ist so unauslöschlich, dass die Seele nach der Würde denkt, womit der Mensch bekleidet ist, und er selbst das Gute nicht mehr bloß wegen des Guten an sich thut, sondern zugleich so, wie es seiner Stellung und den Erwartungen anderer entspricht. Beweis die geistlichen und weltlichen Herren, wie jeder Träger irgend eines dauernden Berufs. Und Sie sollten des Prinzen vergessen? Nein, das dürfen, das können Sie nicht. Seyen Sie auch in solcher Hinsicht Prinz, im vollen und besten Sinne ein Prinz. Um dies zu seyn, haben Sie, ich sage es zuversichtlich, nur den Weg aller tüchtigen Männer einzuschlagen.

Jeder von diesen erkennt, dass Fürst, Diener und die verschiedenartigsten Würden in denselben Eigenschaften, wie gut, schlecht etc. zusammentreffen und in solchen schlichten Beiwörtern sich ausgleichen, jeder sucht daher seine besondere Stellung mit dem Allgemeinen zu vermählen. Nur erhält diese Einigung ihren Werth nicht schon von der Stellung, sondern erst von seinem Innern. Gewöhnlich zwischen diesem und dem Beruf in einem gewissen durch das Innere bedingten Gleichgewicht fällt sie um so würdiger aus, je edler dieses Innere ist, weil der Mensch dann, weit entfernt seine Stellung für einen niedrigen Zweck misbrauchen oder ausbeuten zu wollen, gerade von den schönsten Seiten derselben sich mächtig angezogen und bleibend gefesselt fühlt. Die mehr oder weniger gediegene Art jener Einigung gibt ihm überhaupt volle Eigenthümlichkeit, ist aber deshalb zugleich das Werk seiner freien That, welche zwar dem Urtheil, jedoch keiner Vorschrift unterliegt. Bloss das lässt sich angeben, was hindern und was fördern kann. In Hinsicht auf die Einigung des Fürstlichen und des Umgänglichen dürfte das Förderliche unter Voraussetzung des Bisherigen kurz etwa in Folgendem bestehen:

Das Höfliche ist schon wegen der Hingebung an andere auf jeder seiner Stufen dem Fürstlichen überaus nahe verwandt, zwar nicht der höchste, aber ein unentbehrlicher, ja bezaubernder Schmuck desselben; nur sey der Prinz weder übertrieben höflich, noch übermüthig höflich, er würde sonst dort ein Almosen zu erbitten, hier ungebeten eines zu reichen scheinen.

Er verwechsle die Ehre, welche dem Stand erwiesen wird, nicht mit seinem Selbst, zügle vielmehr die Eigenliebe und mache keine zu grosen Ansprüche auch an sich, beides um jener Ehre würdig zu seyn, strebe also, ohne für ein Muster von Vollkommenheit gelten zu wollen, nach fester Gesinnung mit gelassenem Gleichmuth.

Er vergesse nicht, dass kleine Mittel oft ein Zeugniss groser Ursachen ablegen, daher auch grose Wirkungen hervorbringen, wie ein Blick, ein Lächeln, eine Erkundigung, ein Grus, das langsame, schnelle oder wiederholte Heben und Senken der Hand, des Hutes und dergleichen; er halte also nichts für klein was Folgen hat.

Er verlange nicht überall Feinheit, sondern nehme die Menschen wie sie sind, handle sie aber wie sie seyn könnten; im übrigen halte er sich zu guter Gesellschaft, ohne um die Gunst der Menge zu buhlen, eine Gunst, welche fast immer zu hoch oder zu niedrig im Preise steht.

Er schütze seinen Stand durch rückhaltlose Anerkennung des Bestehenden, führe daher staatsbürgerliche Meinungen jeder selbst seiner eigenen Farbe beharrlich auf die Grundlagen des Staatsrechts, der Staatswirthschaft und der Verfassung zurück.

Er gebe auch seine übrigen Aeusserungen, welche besonders in Lob oder Tadel oft so entscheidend, und leicht doch trüglich sind, mit besonderer Vorsicht.

Er hasche nicht nach Geist, gesundes Urtheil ist der beste Wiz, biedere Gesinnung willkommener als glänzende Einfälle.

Er hat das Recht, alle kennen zu lernen und durch gefällige Weise zu binden, je mehr er sie damit fesselt, desto lieber ist es ihnen.

Er hat das Recht, wenig zu sprechen, ja auch zu schweigen, durch beides wird ihm die unerlassliche Pflicht der Wahrhaftigkeit erleichtert.

Endlich, er hat das Recht andere zu fragen um sich auch dadurch vom Laufenden und überhaupt immer mehr zu unterrichten. Hierüber noch einige Worte.

Ludwig XIV., der im Umgange stets das Richtige zu finden wusste so lange seine Herrschsucht nicht dazwischen fuhr, wusste nicht zu fragen, oder verschmähte es zu thun. Gleichwohl ist diese Kunst von grosem Werth, sofern sie ausser dem Zweck bloßer Unterhaltung den Gedankentausch fördert, vorzüglich also bei Sachkundigen sich an das Fach und an das Nützliche wendet. Was uns im Gespräch vorkommt, wird nicht so leidend aufgenommen, nicht so leicht vergessen, wie etwas Gelesenes; zwar nicht schärfer abgewogen greift es doch tiefer in unser Selbst, prägt sich bleibender ein, lehrt Menschen und Dinge vielseitiger kennen, bereichert daher das Gedächtniss sowohl als die Urtheilskraft. Freilich ist nicht jeder immer gestimmt, nach unserem Wunsche sich mitzutheilen, zeigen wir uns jedoch als wissbegierige Schüler, die von seinem Treiben sich unterrichten möchten und irgend eine löbliche oder sonst zugängliche Seite desselben hervorheben, so wird er sich bereitwilliger aufschliesen. Unsere Anrede muss daher nicht frostig oder abstosend seyn, sondern wie bei Ulysses im

Homer beseelt und gewinnend, öffne sie nun die Thüre geradezu oder erst nach einigem Anklopfen. Jene, die unmittelbare Frage ist die leichteste, diese, die mittelbare schwerer, obschon in vielen Fällen vorzuziehen. Wenn der Prinz mit einem Engländer z. B. über Verfassung, Lebensart, Geschichte oder Kunst Britanniens sprechen will, so kann er sich zwar geradezu nach einem dieser Gegenstände erkundigen, der Fremde wird aber schneller aufthauen, wenn man ihn erst nach einer einzelnen Begebenheit, einem Erzeugnisse, einem berühmten Manne der Insel fragt, und somit den Weg zum Ziele anbahnt. Oder, der Prinz möchte von einem Inländer etwas über die schlechten Zeiten erfahren, ein Gegenstand der ihm gewiss höchst wichtig ist und überall Anklang findet, so kann er etwa bei einem Landmann damit beginnen: hat das nasse Wetter vielleicht gar schon geschadet? oder bei einem Grundherrschaft: ich hoffe die Einkünfte des laufenden Jahres werden sich doch nicht vermindern, die Ausgaben steigen freilich immer höher; oder bei einem Kaufmann: Sie haben ohne Zweifel viele Mitbewerber? Wenn er nun bei dem erstern allmählig auf den Stand von Aeckern, Wiesen, Obstbäumen, Vieh, dann auf Preise, Vorräthe, Schulden übergeht; wenn er vom zweiten etwa Klagen über üppige Bauern und Städter, über Verwirrung und Druck hört; wenn er vom dritten vernimmt, alles sey übersezt, es lasse sich nichts mehr verdienen, während des Krieges seyen gute Zeiten gewesen, gegenwärtig aber greife die Armuth immer weiter um sich, so wird er jedes solcher Bekenntnisse für seinen

eigentlichen Zweck leicht zu benützen wissen. Gelegentlich erhält er reichen Stoff, über Sitten, Schulen, Hilfsanstalten, Bürgerannahmen, frühzeitige Ehen, Fleiss, Sparsamkeit u. s. w. vieles zu lernen, so wie in sich und in andern manches Urtheil zu berichtigen. Nur zeige er immer warme Theilnahme, ermuthige die Hoffnung, erwähne bisweilen seiner eigenen Mühen und Sorgen, stehe auch mit Rath und That bei, wo es nöthig und thunlich. Nicht minder wesentlich ist hiebei, dass er über eine und dieselbe Sache viele Zeugnisse erhebe sich aber bei keinem auf das Gebiet allgemeiner oft bodenloser oder noch öfter nur nachgesprochener Ansichten verlocken lasse, sondern die Leute, um sich ihrer unmittelbaren Erfahrung zu versichern, immer wieder zur Klinge führe. Dieser Gegenstand ist unerschöpflich.

Billig wäre hiemit zu schliesen; und doch muss ich bitten, zuletzt noch der Schmeichelei erwähnen zu dürfen. Begegnet man dieser Verführerin nicht überall auf der Bühne des Lebens? Zudringlich und frech erröthet sie weder vor dem Fürsten noch vor dem Volk, ist ihr jener unerreichbar, so umspinnt sie mit ihren gleissenden Künsten das letztere. An Mängel, an Fehler oder Laster erinnert zu werden, wäre freilich dem Volke sehr unangenehm, desto willkommener ist ihm zu hören, es sey in der Fülle seiner Tugenden die einzige Quelle, die miskannte mit empörendem Wahn aber vergeblich niedergetretene Quelle, der alles Gute entspringt. Mögen auch zahllose Rechtshändel gräuliche Missethaten, selbst geistliche Busreden oder die

nützlichsten von Kirchen- und Staatsbehörden gegründeten Anstalten laut das Gegentheil bezeugen, mag auch die alte Warnung, dass ein geschmeicheltes Volk schlimmer ist als ein geschmeichelter Fürst noch so verbürgt seyn, einerlei, das Volk wird an seinen schwachen Seiten gefasst, wird wie von Vogelfängern berückt, es ist ja vollkommen und alles Uebrige schlecht. Um noch täuschender zu locken versteckt sich diese Schmeichelei hinter begeisterten Eifer für das Gemeinwohl, so dass sie von reiner Menschenliebe kaum zu unterscheiden ist, und letztere wie an heissem Blut, so an Gewandtheit oft übertrifft. Dabei kann sie nicht unterlassen, großmüthig eine goldene Zukunft zu verheissen, und gelegenheitlich ihren Heldenmuth durch alle Gassen zu rühmen; nicht als erwarte sie, die uneigennützig, reichlichen Lohn, doch wo Gefahr und wo nichts zu hoffen bleibt sie weg oder entläuft.

Ganz derselben Umtriebe macht die Schmeichelei sich schuldig, wenn sie den Weg zu einem Fürsten sucht oder fand. Auch hier hat sie zwar ein Auge aber kein Wörtchen für die Mängel ihres Gegenstandes, sie gibt vielmehr diese ihr genau bekannten Mängel, als wäre sie von Liebe geblendet, für Vorzüge aus, erhebt wirkliche Vorzüge bewundernd bis in den Himmel und macht den Sterblichen zu einem Gott, nur dass er auf den Altären, die sie errichtet, ihrem Eigennuz opfere. Besonders im Reich der Willkühr, wo sie von jeher zu Hause ist, winken ihr goldene Ernten, in verfassungsmässigen Staaten hingegen erscheint ihr Einfluss wenigstens auf das Staatsoberhaupt

vertilgt oder doch sehr vermindert. Gleichwohl spannt sie gierig auch hier ihre Neze, um auf irgend eine Weise wo möglich im Trüben zu fischen. Fürstensöhne sucht sie vorzüglich zu ködern. Wie es dabei zugehe wurde mir vor langer Zeit von einem im Dienste seines geliebten Herrn mit Ehren ergrauten Hofmanne geschildert.

Ein junger Prinz, sagte mein Freund, besitzt alle Eigenschaften die Schmeichler anzulocken. Leichtglaubig, arglos, vielleicht etwas eingebildet, scheint er ihnen eine sichere Beute, an der sie schon aus der Ferne ungeheuern Gewinn wittern. Erst bieten sie daher alles auf, um Zutritt zu erhalten; kleine Geschenke, ein abgerichteter Hund oder Vogel, eine seltene Blume oder Münze, dann Empfehlungen von Hohen und Niedern, selbst von Kammerdienern und Lakaien müssen dazu mitwirken. Ist glücklich ein Fus über die Schwelle gesetzt, so gilt es, den Fürsten durch den Menschen, den Menschen durch den Fürsten zu knicken. Beides indem sie die Eigenliebe des Prinzen kirren, doch umsichtig, in schwachen Gaben, Streukügelchen, ja nicht alles auf Einmal. Verschwenderisch zwar in Verbeugungen und Artigkeiten, ehrfurchtsvoll gegen den Herrn und gegen den Stand, treten sie noch leise auf, sprechen ernst sogar von der Tugend, rücken aber gutmüthig zugleich mit Kunststückchen, mit Neuigkeiten und Spässchen heraus. Was ihm gefällt, macht von nun an ihre Tagesordnung; scheint er fromm, sie hängen den Kopf und stecken ihm Gebetbücher zu; scheint er weltlich gesinnt, sie schimpfen über Pfaffenthum und erheben allen Tand; ist er ver-

schlossen, sie öffnen auf der ganzen Welt ihm allein ihre Geheimnisse und flehen um sein Vertrauen; ist er mittheilsam, sie spüren alle seine Neigungen aus und stehlen zu jeder den Schlüssel. Seine Grundsätze schonen sie noch, untergraben diese aber durch eine eigene Sprache hinsichtlich der Tugenden und Laster anderer Menschen. Den Trägen nennen sie bequem, den Grausamen streng, den Lüderlichen unvorsichtig, den Ausgelassenen geistreich; und umgekehrt den Standhaften eigensinnig, den Ehrenfesten übermüthig, den Sparsamen geizig, den Gerechten hart. So wird das Schlechte beschönigt, das Gute geschwärzt, und, was Hauptsache ist, langweilig gemacht. Hierauf lösen sie ihn allmählig von der übrigen Welt ab, und nützen einen unerschöpflichen Stoff, sich im Stillen mit ihm über andere lustig zu machen. Wie auf zarte Gewächse Mehlthau im fahlen Sonnenschein fällt, so werden unter ihrem Hohngelächter seine Gesinnungen vergiftet. Dabei sind sie von seinem guten Aussehen, von seiner Schönheit entzückt, preisen, obschon ihn an Herz und Geist für schwach haltend und unter sich über ihn spottend, preisen seine Einfälle als witzig, wiederholen sie hundertmal, blähen ihn mit eitlen Ruhm auf, verwünschen alle Theorie und huldigen dem Praktischen, beschwören ihn aber sich nicht so sehr anzustrengen, und kommen endlich mit ihren Bundesgenossen, als da sind, Pferde, Hunde, Affen, Papagaien, Weiber, Glücksspiele, Gelage.

Rafft sich der Herr einmal auf, indem er die Schufte zur Thüre hinauswirft, flugs kommen sie zur andern herein-

gewedelt als wäre nichts vorgefallen. Doch die Schlauern unter ihnen ändern jezt ihr Verfahren, nichts schlimmeres als solche die wieder in Gunst kommen wollen. Nun erst erheben sie endlos seine Verdienste überhaupt und um ihre Wenigkeit insbesondere, fallen ihm wimmernd zu Füßen, beneiden sein glückliches Schooshündchen, wollen eher das Schimpflichste erdulden, lieber sterben als seine Ungnade ertragen. Dann lassen sie von den Helfershelfern, deren jeder den andern gründlich verachtet, zur Strafe sich foppen, schelten, zausen, bübisch mishandeln, schmachten dabei nach dem Gebieter durch eine Stellung, einen Angstruf, ein Lächeln, einen kühnen oder bittenden Blick, selbst mittelst des Spiegels, und treiben endlich ihren Unfug noch ärger als zuvor. Andere hingegen spielen die Freimüthigen, fangen an eigene Meinungen zu haben, aber nur wenn diese nicht zu verletzen scheinen, sträuben sich um angenehm zu reizen, tadeln aus unwiderstehlicher Anhänglichkeit, doch nur um zu loben, und bergen, wie bei Lear, in ihrer Gradheit mehr Falschheit, schändlichere Zwecke als alle andere tiefgebückten Augendiener. Sämmtlich aber suchen sie in Stadt und Land wichtig zu werden, unterstützen, wenn ihr Herr noch nicht am Ruder ist, die Gegner der Verwaltung, und ist er daran, so mischen sie sich in die Geschäfte, werfen mit Planen und Rathschlägen um sich ohne den mindesten Beruf dafür zu haben, geben Arbeiten für die ihrigen aus, die ihnen von andern gefertigt wurden, und verdächtigen, verdrängen zulezt jeden Beamten, der nicht auf ihre Absichten eingeht. So richten

sie den Staat nebst dem Prinzen zu Grunde und prahlen noch vor aller Welt mit der schamlosen Frechheit des siegreichen Lasters. Ich übertreibe nichts, versicherte der Hofmann; wenn sich auch nicht alle Fälle gleichen, so sah ich doch einst, fügte er seufzend hinzu, auf ähnliche Weise einen Neffen meines Fürsten rettungslos sinken und in der Blüthe seines Lebens jämmerlich sterben.

Nun so lasse der Fürst, möchte man ausrufen, das Gezüchte lieber verhungern, eh' er es füttert. Und gewiss ist dieses Mittel unter allen das sicherste, aber nicht einmal fortzujagen braucht man den Schmeichler; seiner Schlechtigkeit sich bewusst ist er bereits entmuthigt, wenn ihm nur sogleich von Anfang gewiss wird, dass sich mehr Gefahr für ihn zeigt als Vorthail, ja befiehlt man ihm geradezu Schweigen, schon dann wird er plötzlich, vielleicht für immer verstummen. Hier ist jedoch nicht von dieser oder jener Strafe die Rede, sondern von dem Vergehen, und dieses muss man doch erst kennen um es zu richten, besser noch um sich dagegen zu verwahren und von aller Mitschuld rein zu halten. Den allgemeinen Gang habe ich zwar geschildert, allein eben das ist der Kunstgriff des Schmeichlers, dass er jeden seiner Kunstgriffe verbirgt. Sie zu durchschauen fällt dem Fürsten schwer, sich ihnen unzugänglich zu erhalten noch schwerer. Erwägen wir seine Stellung.

Schon wenn er immer nur dieselben Menschen in seinen engern Verkehr zieht, so ist, die Wahl wäre denn überaus glücklich, kaum zu vermeiden, dass ihm diese Leute ohne

es zu wollen und ohne dass er es selbst bemerkt, ihre Irrthümer mittheilen, von denen sie vielleicht angefüllt sind, ja es ist grose Gefahr, dass er auch alle Fehler, welche sich bei jenen nur einzeln finden, später in sich vereinigt. In beiden Fällen zeigen sich Blösen, welche vom Redlichen bedauert werden, von Schlechten nicht unbenützt bleiben. War er ausserdem nicht von Kindheit auf gewöhnt, die Wahrheit zu hören, oder zieht er sich dennoch hinter die Ansprüche äusserer Würde zurück, ohne für biedere Freunde und Diener edle Empfindungen zu hegen, so wird er sein Ohr auch nicht vor glatten Worten verschliessen; man hat ihn ja frühzeitig dafür gestimmt, und jetzt sollte sein Inneres sich dagegen sträuben? Tragt doch jeder Mensch in sich selbst einen Schmeichler, welcher dem Verführer auf halbem Weg entgegenkommt; l'homme se pipe, er gedenkt noch in späten Jahren gerne des Beifalls, den er in der Jugend erwarb, und lässt eben so gerne von andern wiederholen, was er sich selbst wiederholt. Wie wohlthuend auch einem Fürsten, von andern willig und mit Zartgefühl sich erkannt zu sehen, oder zu vernehmen, er sey wirklich, was er sich vielleicht im Stillen gestand und was er so zu seyn als zu scheinen wünschen muss. Streng genommen wäre hiemit noch wenig oder gar nichts verloren, indem ja alles auf vollendeten Thatsachen beruht, und an das Wahre soll man sich halten; allein hervorgezogen werden jene Thatsachen nicht um ihrer selbst willen weder von ihm noch von andern, sondern weil sie angenehm sind, so dass auf das Wahre, welches ihnen zum Grunde liegt, bereits ein

Schimmer der Verschönerung fällt. Dieser Schimmer mag hier um so leichter blenden, da ein Fürst, abhängig vom Urtheil anderer, auch derer die ferne stehen, namentlich dem Lob nicht entgehen kann, einem Lob, es gehört zum Kreuz seines Standes, das von Bekannten immer lieblich, aus fremdem Mund am lieblichsten klingt und von beiden dargebracht wird. Zwar sollte er immer etwas davon abziehen, weil es ja doch einen Ueberschuss hat, sollte sich jedesmal fragen, habe ich wirklich diese Eigenschaft, dieses Verdienst? sollte auch, wenn er nimmt und nehmen muss, was ihm gebührt, Gott allein die Ehre geben und sich hier wie überhaupt in allen Dingen mit der reinen Wahrheit begnügen. Heist dies aber während man viel gibt, nicht zu viel fordern? Die Wahrheit hat zweierlei Seiten, eine zarte und eine rauhe. Jene ist ihm sehr wohl bekannt, diese ist ihm fremd, und wenn sie aufhörte fremd zu seyn, gewiss nicht willkommen, denn er ist Mensch und Menschen, verschweigen wir es nicht, ist volle Wahrheit zuwider.

Einst wurde, wie eine Sage meldet, die Wahrheit, nachdem sie viele und bittere Kränkungen erlitten, aus ihrer Heimath verbannt. Hilflos und gebrochenen Herzens ergriff sie darauf den Wanderstab, um anderswo unterzukommen. Allein sie irrte lange herum, wohin auch die Edle sich wandte, in allen Städten und Dörfern sties man sie an jeder Thüre zurück. Endlich ward ihr tief im einsamen Gebirg ersehnte gastliche Zuflucht gewährt von einer armen und hochbetagten überaus hässlichen Wittwe. Als sie dort sich am dürftigen Mahle gelabt hatte und auf einem Strohlager

ausruhte, sprach sie zur Wirthin: Liebe, du bist ungemein gut, aber wie schauderhaft garstig. Das ist dein Dank? schrie die alte, hinaus mit dir. Es begab sich dies im grauen Alterthum und seit jener Zeit lernte auch die Wahrheit gute Worte geben, als hätte sie es den Schmeichlern abgelauscht.

So ist die Welt; selbst von dem der Löbliches hat, wird die schlichte Wahrheit verstosen oder sich zu schminken gezwungen. Der Fürst allein sollte hier die Ausnahme seyn? Und wenn er es wäre, wie vermag er, von andern nach ihrem Maase gemessen, den Getreuen vom Schmeichler noch zu unterscheiden? Sanfte Worte wie dieser wird gerade in wichtigen Dingen auch jener Diener der Wahrheit gebrauchen, welcher seinem Fürsten und Vaterland innig anhängt. Und doch hat vor dem Kennerauge dieselbe Farbe ungleiche Tinten. Mag der Getreue auch loben, er lobt nur das Gute der That und immer mit Maas, mag er auch Herbes in weiche Worte kleiden, es ist doch die bittere Wahrheit, die er nur versüst, weil sie das Wohl seines Gebieters bezweckt, ein Wohl das er als redlicher Freund zu erhalten oder wie ein kluger Arzt durch die wenigst widrigen Mittel wiederherzustellen sucht. Der Schmeichler hingegen nickt immer sein Ja, lobt ohne Unterschied alles und stets übertrieben, ohne sich jedoch gleichbleiben zu können; er wendet sich dabei an Gefallsucht, Lüsternheit oder an andere niedrige Neigungen, wie mancher Koch blos den Gaumen zu kizeln sucht, ohne auf die Gesundheit zu achten. Wenn aber ein Fürst sich

über alles erhaben oder sich zu allem berechtigt dünkt, wenn er wesentliche Unterschiede der Menschen nicht anerkennen, sondern überall nur sich selbst sehen und in seine Gröse eingeschlossen abwarten will, bis die Eigenliebe etwa verschwunden oder von selbst gesättigt ist; wenn er also seine Leute nicht zieht, nicht gerne mit Biedern umgeht, nicht eigene Verblendung zerstört, nicht Menschenkenntniss noch Selbstbeherrschung noch Demuth vor Gott im Thun und Lassen vereint; dann, ja dann ladet er selbst die Schmeichelei unter sein Dach, empfängt sie hier mit offenen Armen und lässt die Falsche einheimisch werden, während sie ausser ihm auch seine Kinder, die schuldlosen umstrickt. Zu spät enttäuscht gleicht er dann mit den theuren Sprösslingen jener Gruppe Laocoons, welche von mörderischen Schlangen vielfach umwunden, sich umsonst gegen schauderhaften Untergang sträubt.

Sie, mein Prinz, ermuntere ich, dem Schmeichler nicht aus dem Wege zu treten, nur die bisherige Vorsicht, und nichts belehrender als ihn zu ergründen; es vollendet Ihre Erziehung und nützt Ihrem ganzen Leben. Ich selbst kannte einen Fürsten, der vielen Vortheil daraus zog, dass er als Mann öfter mit einem sehr verschmizten Menschen umgieng, aber ohne diesem den geringsten Einfluss zu gestatten. Wüssten Sie vielleicht keinen Schmeichler zu finden? Ueberall, unter Juden besonders sind deren viele; wo diese keinen Vortheil oder einen sichern Verlust sehen, werden sie mindestens grob, ohne jedoch den Kopf zu verlieren; merkwürdiger ist, wie sie bei steigendem Vertrauen sich

enthüllen und gleichzeitig sich um so mehr zu befestigen suchen. Brechen wir ab. Was ich oben und bisher über den geselligen Verkehr äusserte, enthält ja in vielen seiner Züge gewiss Anklänge aus Ihrer eigenen Erfahrung, mir jedoch schwebte dabei neben dem Wunsche für Ihr bleibendes Wohl manches aus der Laufbahn unseres geliebten Herzogs vor Augen, dessen Umgang Ihnen bessere und die beste Anleitung gibt.

Endlich noch die Bitte, Seiner Hoheit mich angelegentlichst empfehlen, auch Ihrem wackern Dielizsch ein Freundeswörtchen sagen zu wollen.

Dielizsch an Hartwig.

Nach Alfreds Rückkehr von der hohen Schule entstand die Frage, ob er sogleich auf Reisen gehen oder sich vorher in Staatsgeschäften üben solle? Vielleicht empfiehlt sich das eine so sehr wie das andere, der Herzog will aber beides verbinden, und ihn nur von Zeit zu Zeit, dagegen um so öfter ausfliegen lassen. Anstandsbesuche bei verwandten oder benachbarten Höfen dürfen freilich am wenigsten aufgeschoben werden, manche derselben sind auch bereits abgestattet, meist in Begleitung des Herzogs selbst. Da leuchten denn allerdings wahrhaft feierliche Tage;

offenes Entgegenkommen, herzliches Anschliesen sämtlicher Herrschaften, glänzende Gastlichkeit, rauschende Jagden, ergötzliche Waffen-, Saiten- und Bühnenspiele, dabei alle Sammlungen geöffnet und von unsichtbarer Hand die hervorragendsten Männer, die feinsten Frauen herbeigezaubert. Das Werk weniger Stunden sind solche Eindrücke von unvergesslicher Dauer, dem Fürstensohn jezt um so nützlicher, da er in den Kreis von Standesgenossen tritt und wenn auch Gast, doch als Gleicher unter den Gleichen lebt. Auch diese Tage fliehen vorüber. Zum Einführen in das Ernstere sind sie ohnehin nicht bestimmt, hiezu eignen sich Reisen besser als Besuche.

Wie soll ein Fürstensohn reisen? Etwa wie viele Franzosen und Engländer? Selbstgefällig schweifen diese durch fremde Gauen, um alles nach ihrem Fuse zu messen und in der weiten Welt nur sich aufzusuchen, obschon an ihnen zu rühmen, dass sie wenigstens dem heimischen Wesen treu bleiben. Oder vielleicht wie manche Deutsche, welchen über schlaffem Bewundern des Ausländischen ihre spindelbeinige Selbständigkeit schnöde verkommt, oder die, ungeduldig sich für häuslichen Zwang zu entschädigen, jenseits der Berge in Zerstreuungen versinken? Solche kehren höchstens als winzige Laffen zurück oder schätzen ihr Vaterland, dessen unwerth, gering. Eher mag er reisen wie gebildete Russen; ohne Aufsehen erregen zu wollen, zeigen diese für alles Merkwürdige, Nützliche, Eigenthümliche rege Empfänglichkeit, um mit den Schätzen der Erfahrung sich und die Heimath zu bereichern. In diesem Fall

geht denn ein Fürstensohn auch nicht darauf aus, abgelegte Vorurtheile etwa aufzufrischen oder gar andere einzusaugen; er wird im Gegentheil ohne den vielfachen Eindrücken zu erliegen, am Neuen fortlernen und von bestimmten Zwecken geleitet das Heimische gegen das Fremde abwägen. Dies ist ihm dann um so leichter, je mehr er schon vorher erlebt, gelernt, durchdacht hatte. Da er keine Huldigung abzunehmen hat, auch nicht reist wie einst Katharina II., um in Taurien sich sehen zu lassen, sondern da er selbst sehen und sich die Wege dazu öffnen, nicht sperren will, so lässt er den Prinzen zu Hause und geht unter anderem Namen ab. Fällt auch dieser Schleier des Unkenntlichen bei dem unerlasslichen Besuch an auswärtigen Höfen nothwendig weg, so lernt unser Reisender vorzüglich an größern, wie er höher gestellten Fürsten mit der gebührenden Ehrerbietung begegnen solle, ohne seine Stufe zu vergessen, oder als Unterthan zu erscheinen. Doch wird er auch hier, wo vielleicht mit gekrönten Häuption ein unmittelbarer Verkehr stattfindet, das Gewicht vorzüglich in sein eigenes Benehmen legen, mithin ohne besondern äusserlichen Prunk auftreten, übrigens nicht länger verweilen als nöthig ist. Dagegen beachtet er namentlich die Art und Verwaltung der Staaten, die Beschaffenheit des Kriegswesens, den Gang der Rechtspflege, das Sinken und Steigen des öffentlichen Wohlstandes, die Ursachen und Wirkungen des Neuen wie des Alten, den Einfluss von Gewohnheiten und Wissenschaften auf das Staatsleben. Diese Dinge bieten sich zwar nirgends so von selbst an, wie Kunstsammlungen, Schau-

bühnen, Kirchen, Waarengewölbe und anderes Sehenswerthe, allein schon als Fremder, der sich über auswärtige Zustände unbefangen und mit einsichtiger Wahl unterrichten will, findet er ja bei Staatsmännern, Kriegern, Gelehrten, Künstlern überall zuvorkommende Aufnahme. Und hätte er solche Herren bereits am Hofe gesehen, so lernt er sie doch erst in ihrem Wirkungskreise richtig schätzen, und kann, wenn er sie hier aufsucht, die Früchte ihrer vielleicht jahrelangen Arbeiten in wenigen Stunden einthun; vorausgesetzt, dass ihm das Fach nicht mehr unbekannt ist, und er sich nur an die ächten Quellen, überall an die hervorragenden Männer wendet. Von besonderem Nutzen in anderer Hinsicht würde ihm die nähere Bekanntschaft mit ältern ganz vornehmen Engländern seyn, welche bei ungeheuren Schätzen Einfachheit mit Freimuth und Kenntnisse mit Feinheit verbinden. Hiebei hängt freilich vieles von Zeit und Umständen ab, wie weit aber oder wie eng er diese Kreise ziehe, etwas geht ihm wohl immer verloren, es ist die Eigenthümlichkeit eines fremden Volkes im Einzelnen; diese, auch den beliebtesten Schriftstellern meist völlig unbekannt, lässt sich nur mittelst langer Fußwanderungen ergründen. Um so weniger darf er versäumen, über sein Vaterland fremde Urtheile zu sammeln, offener, nicht selten auch zuverlässiger hört man sie nirgends als auswärts. Hätte der Fürstensohn einen Hang zu einseitiger Richtung, so dürfte er durch solche Reisen den Bodengeschmack verlieren wie mancher gehaltvolle Wein, und besser, gewandter, weiser zurückkommen. Ist doch,

um nur von einigen Verstorbenen zu reden, in ähnlicher Weise Joseph II. gereist, zum Theil auch Gustav III., und früher als beide Peter der Grose, dieser mit beispiellosem Erfolg, obschon eben so ein Anacharsis als ein Centaur.

Was nun das Geschäftsleben betrifft, so mögen wohl einige meinen, damit habe es keine Eile, der junge Herr solle sich doch endlich auch gehen lassen, sonst komme er ja gar nicht zu Athem. Als wäre er jemals ausser Athem gekommen, oder als hätte er nicht immer Erholung mit Anstrengung, das Nützliche mit dem Angenehmen gewechselt oder als wäre nicht eben, was ihr Luftschöpfen nennet, oft langweilig bis zum Ersticken. Ist nicht wünschenswerth, dass Thätigkeit, die jedenfalls eine Sache seines Verstandes seyn muss, ihm auch zur Herzenssache, zur bleibenden Gewohnheit wird? Ich muss freilich zugeben, dass junge Männer, in niedern Ständen meist die Stütze ihrer Angehörigen, in den höhern nach beendigter Erziehung oft lästig zu Hause werden, ja dass man sie den Zerstreuungen und Liebhabereien ihres Alters gerne überlässt, und sogar reichlich dafür ausstattet. Wenn aber auf diese Art noch mancher, wie man wohl sagen hört standesmäßig, zu Grunde geht und jeder gefährdet ist, wie liesse sich bei einem jungen Fürsten in gleicher Lage die Ausnahme verbürgen oder auch nur hoffen? Jene Müsiggänger, werden nicht gerade sie und gerade ihn am liebsten aufsuchen und zum Genossen ihrer Streiche, zum Mitschuldigen der Streiche von Auswürflingen machen? Den Segen der Arbeitsamkeit haben Sie lezthin so überzeugend dargelegt, dass ich mir

nur beizufügen erlaube, wie einer jezt wird, so bleibe er gewöhnlich lange wenn nicht immer.

Angenommen daher, ein junger Fürst strebe wirklich sich fortzubilden, so ist doch eben so nöthig, dass ihm Gelegenheit werde, seinen guten Willen geltend zu machen, dass also seine Thätigkeit eine zweckmäsige, dass sie Theilnahme an öffentlichen Geschäften sey. Bleibt er von diesen ausgeschlossen, so ist zwischen ihm und dem Staatsleben gleichsam eine Glaswand gezogen, durchsichtig aber sondernd. Mit dem Auge kann er so zwar noch vieles betrachten, allein es werden ihm manche jener unablässigen Bewegungen, deren letzte Ursache er nicht kennt, so ungeeignet vielleicht so toll erscheinen, wie dem Tauben die Verschlingungen eines Tanzes. Wendet er sich dann noch wortfertigen Tadlern zu, welche immer sich finden, und immer behaupten man dürfe ja nur anders beschliesen, und alles würde gewiss besser gehen, so urtheilt er überdies wie ein Blinder, welcher fremder Führung bedürftig in schlechte Hände fiel. Entspinnt sich im Hinterhalt jener geheimen Misbilligung fast unvermeidlich das Streben in ihm, der Macht des Gesezes seinen Willen gegenüber zu stellen, so würde unter dem täuschenden Schein des Besserwissens auch Herrschsucht gehegt, und würde der bestehende Geschäftsgang leise erschüttert, der künftige zweifelhaft, ganz abgesehen von dem gänzlichen Mangel an aller gesunden Erfahrung.

Solche Uebel will der Herzog weder sich, noch seinem Land, noch seinem Sohn bereiten. Alfred widmet sich be-

reits den Geschäften. Ueber das Nothwendige dieses Schrittes waren auch unsere ersten Räthe vollkommen einverstanden, lasse doch Niemand eine Ernte, die bis zur Reife gepflegt und gehütet wurde, auf dem Acker verderben; allein über die Einführungsweise in die Geschäfte zeigten sich verschiedene Meinungen. Nach der einen erfordert die fürstliche Würde, nur das Grose und Allgemeine zu beachten, das zeitraubende, geisttödtende Geringere aber den untergeordneten Behörden zu überlassen, ein Baumeister müsse nicht Zimmermann seyn. Nach der andern Ansicht gehört zur thatsächlichen Behauptung der fürstlichen Würde eine umfassende Bekanntschaft mit den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung, das Allgemeine sey weiter nichts als die Grundlage und der Inbegriff vieler Besonderheiten, und bereits auf der Hochschule mitgetheilt worden; um aber genauer zu wissen, wie weit es reiche, wo und worin es sich beschränke, müsse man noch jene Besonderheiten einzeln in der Wirklichkeit kennen lernen, nicht um in ihnen zu versinken, sondern um von Stufe zu Stufe aufsteigend, sie in einem durchdachten Gange mit sicherem Blick zusammenzufassen. Wer sich mit dem sogenannten Grosen begnüge, sey aus Mangel an gründlicher Einsicht stets in der doppelten Gefahr, entweder das Bestehende zu überschätzen und auch in dessen Mängeln zu schätzen, oder es barsch umzustürzen und auch dessen Gutes zu miskennen. Dort werde der Acker nie gehörig gereinigt, hier werde mit dem Lolch auch der Waizen ausgerissen, und gewöhnlich in die neue Saat neues Unkraut gemischt.

Weder im Stillestehen noch im Umstosen beruhe die Kunst, sondern im Anwenden und Umwandeln und Handhaben, was ohne Kenntniss des Besondern unmöglich glücke. Gebe man auch zu, für den Baumeister genüge ein Riss und ein Maasstab, so müsse er doch, um diesen gebrauchen und jenen entwerfen zu können, eben sowohl die Theile als das Ganze verstehen, erst dann sey ihm gestattet, mit Rücksicht auf Zeit, Ort, Umstände, eigene Schöpfungen auszuführen. Gelingen ihm nicht, diesen Bedingungen zu entsprechen, so sey er ja bekanntlich dem allgemeinen, gerechten Tadel verfallen. Scheine hiemit die entgegenstehende Ansicht widerlegt, so entstehe noch die weitere Frage, ob man nicht in größern Staaten sich besser als in kleinern einüben könne? Die letztern sollten sich ja doch nach dem Vorgange der erstern richten. Allein dies sey schon deshalb nicht immer möglich, weil die Pulsschläge in kleinen Körpern rascher umlaufen als in großen; eben so lehre die Erfahrung weiter, dass wie der Ackerbau vieles von der Gärtnerei lerne, so auch größere Staaten sich häufig veranlasst finden, die Ordnung der kleineren nachzuzahlen. Den Fürstensonnen für das Größere gewinnen wollen, heise daher auch in dieser Hinsicht ihn vorerst an das Kleinere verweisen.

Der Herzog überzeugte sich bald, dass richtig verstanden, jede dieser Ansichten die andere theils enthalte, theils vorausseze oder ergänze, desto leichter entschied er sich für ein Verfahren, welches unsern Verhältnissen ganz angemessen scheint, obschon es in andern Staaten wohl

manche Abänderung erhalten hätte. Alfred befreundet sich nun vorzüglich mit der Verwaltung, und zwar zunächst mit dem Gange unserer innern Angelegenheiten, dann mit dem Staatshaushalt, dem Kriegswesen und den äussern Verhältnissen, immer unter unmittelbarer Leitung der Vorstände dieser Fächer. Einen Anhang dazu bildet die genauere Einsicht in unsern Hofhalt, und in den Geschäftskreis der hiemit beauftragten Diener. In jedem der vorhin genannten Hauptfächer wohnt er allmählig den Sitzungen bei, fertigt einige Beschlüsse aus, und später eigene Arbeiten, über welche er mündlich vortragen muss. Bei verwickelten Fällen kommen ihm seine Hefte, so wie Unterredungen mit den erfahrensten Räthen zu Hilfe. Sein Uebergang von einem Fache zum andern hängt von dem Gutachten des Vorstandes ab, dieser letztere hat auch dafür zu sorgen, dass der junge Herr nicht mit vorübergehenden oder immer wiederkehrenden Kleinigkeiten belastet werde. Nach diesen Vorbereitungen rückt er später zum bleibenden Mitgliede der geheimen Conferenz vor, in welcher die wichtigern Angelegenheiten der einzelnen Fächer, so wie allgemeine Rechts- und Staatssachen unter dem Vorsitze des Herzogs entschieden werden. Jene einleitende Laufbahn nimmt wahrscheinlich noch wenigstens drei Jahre in Anspruch. Während dieser Zeit werden jährlich etwa zwei Monate zu rein kriegerischen Uebungen oder zu kleinen Bildungsreisen verwendet. Für gewöhnlich ist der Morgen immer Dienstgeschäften bestimmt, der Nachmittag und Abend eigenen Arbeiten und Erholungen vorbehalten.

Noch darf ich hinzufügen, dass der Herzog seinen Sohn auch in dieser Hinsicht durch Beispiel, Rath und That bereitwillig unterstützt. Lassen Sie mich, der jahrelang von so vielem unmittelbar Zeuge war, einiges aus seiner Laufbahn hervorheben. Sogleich nach dem Antritt derselben lenkte er den Blick vorzüglich auf die Beamten. Durch öftere Reisen im Lande lernte er diese sämmtlich kennen, suchte aber besonders auch jene auf, welche am Hofe oder in der Hauptstadt keine Verbindungen hatten, und hier so viel als fremd waren. Zog er bei solchen Gelegenheiten manchen Ausgezeichneten hervor, so wurden zugleich viele andere ermuthigt, durch Kenntnisse, Fleiss, Rechtlichkeit, sich der öffentlichen Meinung und höhern Orts zu empfehlen. Da jene früher erwähnten Verbesserungen im Unterrichtswesen und in der Gesetzgebung hie-mit Hand in Hand giengen, so sah er sich schon nach einigen Jahren in der erwünschten Lage, nicht mehr auf einzelne Dienergeschlechter beschränkt zu seyn; er konnte jezt für eine erledigte Stelle unter mehreren Brauchbaren wählen, und dabei auch die Eigenthümlichkeiten der Bewerber genauer abwägen. „Allerdings Ansehen der Person, aber nicht ihrer Velttern und Basen.“ Von nun an fühlte er sich sehr erleichtert, bekanntlich machen ja die Gehilfen oft mehr Mühe und Verdruss als die eigentlichen Geschäfte. Dennoch blieb seine Aufgabe noch immer aus sehr vielen Theilen zusammengesetzt; um so mehr hielt er auf Ordnung, diese Seele des Ganzen. Sie ist's welche ihm Kraft gab, den Dienstkreis der verschiedenen Behörden

festzustellen, Uebergriffe derselben zu hindern, und zugleich den Einklang zwischen dem Cabinet und der Conferenz, so wie den zwischen den einzelnen Fächern ununterbrochen zu erhalten, dass keines das andere beeinträchtigt. Um den Lauf der Geschäfte stets gegenwärtig zu haben, traf er, immer wachsam, eine Einrichtung, die freilich nur in kleinern Staaten anwendbar ist; es wird ihm nemlich vor dem Beginn aller Sizungen, die in den verschiedenen Hauptfächern stattfinden, ein Verzeichniss der zu verhandelnden Gegenstände zugesendet. Bisweilen erscheint er dann selbst, ohne deshalb die Berathung stören zu wollen. Er weis im Gegentheil die Leute zu überzeugen, dass unter, ich könnte auch sagen, dass mit ihm gut leben und dienen sey. Gerecht und gütig gegen alle ist er zwar strenger gegen die Beamten, aber milde gegen das Volk; nöthigenfalls würde er sich mit diesem gegen jene, oder mit jenen gegen dieses verbinden, um nach der Weisung seines Berufes die Rechte und Pflichten der verschiedenen Kreise zu überwachen, und im Geiste der Verfassung das Gleichgewicht möglichst zu erhalten oder wiederherzustellen. Am wenigsten findet er in gutem Rath ein Miskennen seiner Entwürfe oder eine Beleidigung seiner Einsicht. Kann schon, äusserte er, in häuslichen Angelegenheiten Einer nicht alles thun, wie viel weniger in den Angelegenheiten des Staats. Jeder, auch der thätigste und weiseste, bedarf hier wie dort des guten Willens und der Hilfeleistung anderer. Wer sollte sich nicht verbunden fühlen, die eigene Kraft mit dem Beistand seiner Getreuen zu vermehren, zumal wenn letztere

durch ihre Verantwortlichkeit gegen ihn und die Stände zu verdoppeltem Eifer angetrieben werden? Der Fürst dürfe nicht alles im Fürsten sehen, und müsse zugleich die Kunst verstehen, für sich arbeiten zu lassen. Manche reden wohl von einem inwohnenden Triebe der ihn immer richtig leite, allein dies könne etwa nur für den beschränkten Fall der Selbsterhaltung gelten, der auf die übrigen Stände wohl eben so anwendbar sey; und wenn man auch einräume, dass dieser Stand mehr als jeder andere seine Genossen zur Würdigkeit auffordere, so bleibe doch immer gewiss, dass der Fürst mit dem besten Willen manches übersehen, in anderem irren könne. Die Verfassung sichere ihn zwar gegen viele Misgriffe, allein sich vom Unrecht abgehalten zu wissen, sey noch sehr untergeordnet, und obschon der Gesammtheit nützlich, doch jedem Wohlwollenden entbehrlich, auch folge daraus nicht, dass er alles gehen lassen, sondern umgekehrt, dass er ebenso Böses verhüten als überhaupt Gutes thun solle. Das Gute sey aber schon deshalb schwerer denn das Böse, weil es mehr Kraft, Beharrlichkeit und Einsicht erfordere als dieses. Statt daher guten Rath zu verschmähen, zieht der Herzog ihn vielmehr an sich, und zwar von denen, welche mit dem Gegenstand am vertrautesten sind. Nur hütet er sich, sie in ihren gewöhnlichen Geschäftstunden abrufen zu lassen, es wäre denn in dringenden Fällen. Dieser Männer bedient er sich denn auch nicht etwa aus Noth oder aus Zwang, sondern mit jenem Vertrauen, das jeder andere Mensch in seine Augen und Ohren setzt, vor ihnen allein

hat er in sofern keine Geheimnisse. Kurz, er thut in solcher Beziehung, was jener Landgraf Moriz von Hessen seinem Sohn Otto hinsichtlich der Räthe empfahl: „nimm ihre Erinnerungen auch die unzeitigen ruhig auf, dann bleiben sie offenherzig, wahre die Eintracht unter ihnen, halte Gesamt-, keine Winkelsizungen, vermeide einige vorzuziehen andere zurückzusezen, scheide das Dringende von dem übrigen und überlade sie nicht.“

Von solchem Verfahren seines Vaters unterrichtet fragte einst Alfred, bevor er noch einer Sizung angewohnt hatte, wie man denn aus verschiedenen Ansichten gescheidter Leute den besten Rath sicher herausfinde? Das bloße Abstimmen oder Abrechnen, wie er es nannte, schien ihm nicht ganz zu genügen. Und doch abgerechnet, war die Antwort. Geben nemlich mehrere ihr Urtheil ab, so folgt in unserer Seele eine Vorstellung nach der andern; diese sämtlichen Vorstellungen reiht man hierauf, um eine Uebersicht zu gewinnen und ohne auf den zuletzt Sprechenden allein zu hören, neben einander, sondert in jeder, wenn es nöthig, den Kern von der Schaale, zergliedert so weit als möglich ihre Ursachen, Mittel, Wirkungen, Zwecke ohne Leidenschaft, ohne Vorurtheil, ja auch ohne Vorliebe in die eigene Einsicht. Sind dann die Gründe für und wider geschieden, so werden sie nicht nach ihrer Zahl geschätzt, sondern nach ihrer Schwere gewogen. Auf diese Weise kommt es endlich zu einem Beschluss, den weder Dünkel, noch Gunst, noch Furcht, sondern allein das Gewicht der Gründe entschieden hat. Offenbar ist es daher der Verstand, nicht aber der

Wille, welcher zu gründlichen Beschlüssen führt. Erst wenn diese gefasst sind, tritt der Wille ein, um sich dieselben anzueignen und sie zu vollziehen; aber auch hier nicht ein Wille, auf welchen Irrthümer oder Leidenschaften wirken, sondern nur der, welcher der Vernunft und dem Geseze dient. Uebrigens wiederholt sich das Vollziehen so unendlich oft, dass viele es für das Einzige halten, oder doch mit jenem Beschliesen verwechseln. Wer nun für den Vollzug die rechte Zeit trifft, welche nicht selten eben so wichtig ist als der gute Rath selbst, wer zugleich die zweckmässigen Mittel ergreift, die Ordnung handhabt, Fehler sanftmüthig verbessert, Untreue und Bosheit verfolgt, Verdienste ohne Ueberschätzung und ohne Verkleinerung anerkennt, der weis auch zu befehlen. Unerlasslich zum Beschliesen sowohl als zum Vollziehen ist aber eine gewisse Gewandtheit des Urtheils und ein sicheres Gleichgewicht, das auch unter Stürmen nicht wankt. Beides meist nur die Frucht einer langen, oft schweren Erfahrung. Selten dass der Jüngling diese Eigenschaften besitzt, noch seltener dass er sie gleich sehr vereinigt. Darum glaube er ja nicht, mit dem Durchschauen Einer Meinung auch die abweichende und die Sache selbst schon ergründet zu haben, er halte sich überhaupt nicht vor den Jahren für weise, sondern lerne erst prüfen, dann handeln. Für die Dauer thut jeder ohnehin nur gerne was er am besten versteht. Diese Würdigkeit im Beschliesen und im Befehlen zu erlangen, sey sein würdigster Ehrgeiz, der nie vergisst, dass jeder Staatsfehler an das Tageslicht dringt, und dass er, immer auf Kosten anderer begangen

aus dem Gedächtnisse der meisten Zeitgenossen nicht mehr verschwindet, mithin zugleich stets seinem Urheber schadet.

Zu weitem Belehrungen findet der Herzog auch in dem öffentlichen Gehör, das er zu gewähren pflegt, fruchtbaren Stoff. Er hält zwar jenes Gehör, wenn es in den gesetzlichen Gang der Staatsverwaltung störend eingriffe, geradezu für schädlich, und wenn es gar nicht eingreift, wenigstens für entbehrlich; dennoch behält er es bei, weil er dadurch doch manches beschleunigen, anderes verhindern, viele Bekantschaften machen und sich von mancherlei Dingen unmittelbar überzeugen kann. Auch erfuhr er schon oft, wie beruhigend für das Volk und wie nützlich selbst für Beamte die Gewissheit sey, dass auch der Geringste das Ohr des Oberhauptes erreichen könne. Ueberdies nehmen ihn hier selten Rechts- und Staatsangelegenheiten, sondern mehr Gnadensachen in Anspruch, und diese Seite ist's, die er hervorhebt. Da nemlich häufig geschieht, dass die Bittenden ihrem Fürsten so manches offenherzig enthüllen, was ihnen sonst nicht leicht über die Lippen kommt, so benützt er die belehrenden Fälle, um seinem Sohn manchen tiefern Blick in die verschiedenen Kreise der Gesellschaft, wie in das Herz und Benehmen Einzelner zu gewähren. Auf die Haltung des Fürsten hinzuweisen, ist ihm dabei nicht weniger wichtig. Man müsse Geduld haben im Anhören der Bitten und Verwendungen, aber kein Ohr für hämische Nachreden, sonst komme statt der Wahrheit nur zu Tage, was Bosheit oder Leidenschaft über andere ausschütten. Man dürfe nicht falsche Hoffnungen erregen, nicht mehr versprechen, als

sich halten lasse, aber die Bittenden nachher auch nicht mit andern Augen ansehen als vorher. Dies gelte selbst noch bei solchen, welche ungemessene Gesuche einlegen, zum eigenen Vorthail auf widerrechtliche Ausnahmen dringen, oder durch Ueberschätzung ihrer Kenntnisse, Fähigkeiten, Verdienste sich zu empfehlen suchen. Bisweilen sey besser den Bitten zuvorzukommen, statt sie abzuwarten; sehr viele Fälle hingegen mahnen den Fürsten, dass er nirgends machtloser sey, als da, wo die Macht alles leisten solle. Bei Schwierigkeiten dieser Art müsse er das Herbe des Versagens durch gesteigertes Wohlwollen mildern, damit seine Theilnahme den Lechzenden wenn nicht tränke, so doch wie ein kühlender Lufthauch erquicke. Erhebend sey das Gefühl, Bedrückte erleichtern, Verfolgten beistehen, Guten lohnen zu können, allein das Oel der Gnade müsse aus enger Röhre fliesen und stets geschmeidig dem Rechte Dritter jederzeit Raum lassen. Bestechlichkeit des Herzens, so verführerisch für jeden Sterblichen, sey ein groser Fehler im Fürsten. Verweigere Gerechtigkeit den Bittenden ihr Gesuch, so wenden sie sich oft an Hoffnung oder an Furcht, an Stolz oder an Schwächen, an Liebhabereien oder an Fehler, an alles mit allen Künsten der Ueberredung und Erschütterung wenden sie sich, um ihren Zweck zu erreichen. Desto weniger dürfe der Fürst seinen Gefühlen folgen, desto mehr müsse er auf die Geseze und Staatseinrichtungen achten, überdies aber, da jedes Menschenwerk hinfällig und mangelhaft sey, den, dessen starke Hand alles tragt, hält und lenkt, stets vor Augen und im

Herzen haben. So führe ihn auch jedes öffentliche Gehör zur innern Ergebung.

Unter diesen Verhältnissen hat Alfred seine Laufbahn begonnen. Nach erreichter Mündigkeit, die bei uns kraft eines alten Hausgesezes mit dem Ende des vierundzwanzigsten Lebensjahres eintritt, obschon vom zwanzigsten an die Hausgüter einen bestimmten Zuschuss leisten, erhält Alfred auch das Recht, Mitglied der Stände zu seyn. Manche halten solche Versammlungen für die beste Schule eines Fürstensohnes. Und gewiss kann er hier lernen, wie vorzutragen und anzuhören, zu widerstehen und nachzugeben, zu unterscheiden und zusammenzufassen sey; aber auch sehen, wie streitende Theile sich erhizen, das Einzelne gerne zum Allgemeinen erheben oder die Sache mit dem Schein, wenn nicht gar ein Vorurtheil mit dem andern bekämpfen. Geht hiedurch der eigentlichen Belehrung wieder manches verloren, so bleibt noch immer anderes übrig, das er in Ermangelung des Bessern benützen kann. Wenn er sich aber unter Geschäftsmännern bildet, denen die Sorge für das Ganze nicht vorübergehend aufgetragen ist, sondern als Beruf des Lebens obliegt, so wird er jenes Bessere noch gewisser, nach Stoff und Behandlung noch vollkommener erreichen, und überdies viel weniger Gefahr laufen, sich gegen irgend einen Theil zu erbittern oder einem andern mit Vorliebe anzuhängen. Deshalb dürfte er nur an solchen Verhandlungen Theil nehmen, welche das wirkliche unmittelbare Wohl des gesamten Vaterlandes betreffen.

In demselben Alter kann er zu standesmäßiger Vermählung schreiten; der Herzog lässt ihm hierin ganz freie Hand, und wünscht nur, dass auf ein reines tiefes Gemüth vorzüglich geachtet werde. Auch die Jungfrauen der höhern Stände seyen für edle Häuslichkeit bestimmt, nicht für ein müsiges, so kostbares, als erschlaffendes, verderbliches Weltleben. Selbst Fürstentöchter machen hierin keine Ausnahme, sollte auch wie schon in Wien und anderwärts der Fall gewesen, eine herrische Erzieherin im anvertrauten Kindlein bereits die künftige Reichsverweserin wittern; dennoch seyen gerade sie nicht bloß zu Gattinnen und Müttern, sondern auch in sofern für die Welt zu bilden, um ohne Anmaasung und Widerwillen mit Anstand und Würde öffentlich erscheinen zu können; vollendet werde aber auch ihre Erziehung gewöhnlich erst in einer glücklichen Ehe. Wohin nun Alfred's Wahl auch falle, der Vater sieht ihr mit froher Erwartung entgegen. Die künftige Erbfürstin wird zwar, wie ich voraus weis, auf Aemter, Rangbestimmungen und Landesangelegenheiten ohne Einfluss seyn, leicht wäre aber möglich, dass ihr der Herzog nach altem königlichen Brauche die unmittelbare Leitung einiger Zweige des Hofhaltes übertrüge. Wenigstens hält er es für eine Bedingung, ja für eine Bürgschaft des Lebensglückes, bei weiser Eintheilung und geschickter Anwendung der Zeit, nicht bloß das Nützliche durch das Schöne, sondern das Schöne auch durch das Nützliche zu veredeln. Jedenfalls werden der Erkoehnten alle Herzen entgegenschlagen; möge sie des glücklichen Looses, das

ihr winkt, sich vollkommen würdig bewähren, und wie auch ihr Vaterland heise, in unsern lieben Gauen eine wonnige Heimath finden.

Mir hat der Herzog mit ganz ausserordentlicher Gnade eine unabhängige Stellung gesichert. Mit Alfred bleibe ich in enger Verbindung, und wenn auch nicht immer in seiner Nähe, meine Wünsche umschweben, meine Gebete begleiten ihn stets. Nichts vermöchte, auch seine treue Seele bürgt dafür, mir ihn zu entfremden, ihn, dem ich seine irdische und himmlische Bestimmung als ein Heiligthum aufzuschliessen suchte, und dessen Glück meine Wonne ist, ja zu meinem Wesen gehört. Habe ich etwa nicht immer alles geleistet, was ich gesollt, so doch jederzeit, was ich vermochte. Und Sie, dessen Rath ich möglichst befolgte, Sie, der vor Hunderttausenden ganz allein das Schwierige dieses Berufes kennt, werfen Sie einen Stein auf mich? In Alfred's Gesellschaft hofft Sie demnächst zu umarmen

Ihr stets dankbarer

Dielizsch.

Rinck, Wilhelm Friedrich,

Briefe über Fürstenerziehung

Stuttgart 1850

Paed.th. 646

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10762364-0